Aus

F. H. Jacobi's Nachlaß.

Zweiter Band.

Aus

F. H. Jacobi's Nachlaß.

Ungedruckte Briefe von und an Jacobi
und Andere.

Nebst ungedruckten Gedichten von Goethe und Lenz.

Herausgegeben
von

Rudolf Zoeppritz.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1869.

Inhalt.

III. Briefe Verschiedener. 173—214

IV. Briefe, den Uebertritt Fr. Leop. von Stolberg's zum Katholicismus betreffend. 215—260

V. Goetheana. 261—284

VI. Lenziana. 285—320

Briefe

von und an Jacobi.

101.

Fries an Jacobi.[1])

Bey der klösterlichen Abgeschiedenheit, in der sich mein Geist bildete, las ich die Schriften der Lebendigen Jakobi und Kant, wie die der Todten aus der Vorwelt, die man bewundern und lieben kan ohne den Gedanken sich ihnen mitzutheilen mit ihnen zu leben — dem halten Sie also alle Unbeholfenheiten meiner Rede zu Ihnen zu gute, und zugleich die lange Verzögerung. Sie forderten mich auf meine Ansicht der Freyheit der Ihrigen gegenüber zu stellen und beyde zu vergleichen. Ich versuche mit folgendem mich Ihnen darüber deutlich zu machen.

Von Ihnen sowol, als am Ende wol auch von Kant, meine ich abzuweichen durch meinen unbeschränkten durchgeführten Na-

---

[1]) Ueber das Verhältniß von Fries zu Jacobi, vgl. Fries' Leben von Henke, Leipzig 1867, woselbst auch in Beilage 5, S. 310 die Briefe Jacobi's an Fries auszugsweise gedruckt sind. — Wir geben von Fries' Briefen nur wenige, die uns von einigem allgemeineren Interesse zu sein schienen, obgleich selbst bei diesen es Mancher noch bestreiten möchte. Die zurückbehaltenen Briefe waren ohne tieferes Interesse. — Jacobi's erster Brief an Fries war vom 26. Nov. 1807; wenigstens fand sich auch im Nachlaß kein früherer. Die unten erwähnte Aufforderung von Jacobi an Fries, ihre beiderseitigen Ansichten von Freiheit gegen einander zu stellen, muß deßhalb persönlich (1805) oder durch einen Freund, etwa Voß, erfolgt sein.

turalismus, den ich aber doch nicht fürchte. Ich sehe mit vollem Zutrauen zu Leben und Freyheit alles der Allgewalt des Mechanismus unterworfen, sobald ich es fassen und halten will; aber ich erkenne in diesem Mechanismus nur die Einfassung des Gemähldes der Welt, so wie es sich in meiner Seele spiegelt. Nehme ich diese Einfassung hinweg, so stelle ich aus dem Gemählde die abgebildete Gegend selbst her und das ist die Freyheit. Also ist nur in ihr Seyn und Wirklichkeit und wahres Wesen, aber so fest ich ihr vertraue, werde ich doch immer ihr Gegentheil, den Mechanismus, fassen und ergreiffen, sobald eben ich fassen und ergreiffen will. Frey bin ich in dem, wie ich bin und lebe, und Mechanismus ist nur in dem, wie ich mein Leben denke und vor den Gedanken festhalte.

Um mich nun bestimmter mit Ihnen in Kontrast zu bringen, kan vielleicht folgendes dienen. Ich mag den Satz nicht wol leiden: Totum parte prius esse necesse est. Er ist wahr, wenn wir wollen; aber er ist auch falsch, so wahr die Dinge in Raum und Zeit und nicht Raum und Zeit in den Dingen sind — und ich meine das falsche in ihm sey mächtiger als das wahre.

Wo gibt es Ganzes und wo Theile? Wo gibt es Trennung und Vereinigung? — nur da, wo es Mechanismus gibt, nur für die Bilder des Wesens, die ich in mir wiederhohle, nicht für das Wesen selbst; nur für meine Ansicht der Dinge, die sich nur mit zerstreuten einzelnen Bildern begnügen muß, wo sie der Einfassung bedarf, um das Eine zum Andern zu bringen. Gewöhnlich sagt man: in dem Wesen der Dinge hört diese Trennung auf, da ist nur vollendete Einheit Ganzes und kein Theil. Ich leugne das; ich sage: nur wo Theile sind da giebt es ein Ganzes, nur wo Trennung ist da giebt es Verbindung, beydes aber nur für unsere redliche Ansicht der Dinge, für die Erscheinung, aber nicht für das Seyn an sich. In sich selbst ge-

hört den Dingen weder Einheit noch Vielheit — sondern Freyheit von Form und Theilung zugleich — es ist da weder Ganzes noch Theil, weder Einheit noch Vielheit — sondern nur Freyheit und das ist eben das positiv nicht zu begreiffende für jede zusammenfassende Vernunft, nur negativ kann sie das durch die Idee des Unbedingten denken.

Da also, wo es Ganzes und Theile gibt, das heißt, vor dem Blick der sinnlich berührten Vernunft, ist der Theil das erste, eben nicht der bloßen Zeit, sondern der Ursach und dem Seyn nach — eben weil mein Leben durch den Sinn beginnt und nur durch ihn fortläuft. Ganz anders wäre es für ein Leben ohne Sinn[2]), denn da wäre weder das Eine noch das Andere, weder Einheit noch Vielheit, weder Tag noch Nacht — sondern nur die unbegreifliche heilige Freyheit.

Wer behauptet, das Ganze sey früher als der Theil, der sagt in der Wahrheit nur, wenn dieses Ganze und wenn diese Theile zum Wesen der Dinge gehören, so müßte der Theil nur durch das Ganze seyn, denn nur darin könnten die Theile Eins seyn — Aber das ist eben das Ding, welches nicht ist, es ist in sich weder das Eine noch das Andere.

Der Unterschied zwischen Ihrer und meiner Ansicht der Freyheit möchte sich so aussprechen lassen: daß Sie die Unbegreiflichkeit unseres Lebens selbst unbegreiflich finden, ich aber sie zu begreiffen hoffe.[3]) Darin liegt die größere Gewalt der Natur und des Mechanismus in meiner Ansicht.

Wenn Sie sagen: „Wer nun dieses annehmen kann und auf die Schlüsse seiner zeitlichen Vernunft gestützt sich nicht scheut zu behaupten: Homer, Sophokles, Pindar, die Barden Ossian und Klopstock, Aristoteles, Leibnitz, Plato, Kant und

---

[2]) „sinnliches Leben". Anmerkung von Jacobi.

[3]) „Wie Fichte". Anmerkung Jacobi's.

Fichte — alle Dichter und Philosophen, wie sie Nahmen haben, alle Gesetzgeber, Künstler und Helden hätten ihre Werke und Thaten im Grunde nur blindlings und gezwungen, der Reihe nach in dem nothwendigen Zusammenhang von Ursach und Wirkung d. i. dem Naturmechanismus zu Floge hervorgebracht, — so muß ich mich unter diejenigen zählen, die dies dreist behaupten, aber unbeschadet der Größe ihres Geistes und ihrer Kraft. — Sie fahren fort: „und die Intelligenz als nur begleitendes Bewußtseyn hätte dabey überall bloß und allein das Zusehen gehabt.“ — Das werde ich nicht gelten lassen, aber darin liegt wol die größte Schwierigkeit. War nicht die Intelligenz eben gerade das grundthätige und handelnde in allen jenen? Aber Sie eximiren die Intelligenz von der Natur, ich nicht.

Das wichtigste scheint mir hier den Mechanismus der innern Natur anzuerkennen; dieses, daß die Reflexion, die denkende und wollende Thätigkeit, so gut Natur ist und ihrem Gesetze folgt, als der Lauf der Gestirne — unbeschadet der Freyheit. Der Widerspruch zwischen Natur und Freyheit liegt nicht darin, daß die Intelligenz Selbstbestimmung zur That hat (die hat sogar die anziehende Materie und der blüthentreibende Strauch) sondern nur darin, daß wir die Kraft dieser Selbstbestimmung in unserm Willen als eine unendliche Größe ansehen, die in der Natur ein Widerspruch wäre.

Dagegen sagten Sie mir im Gespräch: so sey ich mit Schelling einverstanden Freyheit und Naturnothwendigkeit seyen Eins. Vielleicht grammatisch manchem Worte nach, antworte ich, der Sache nach aber gar nicht.

Denn ich sage: Freyheit und Naturnothwendigkeit sind nichts weniger als Eins, so wenig als Etwas und Nichts Eins sind, Freyheit ist Wesen und In-sich-selbstheit, Naturnothwendigkeit aber ist bloße Erscheinung, Rahmen zum Gemählde und nicht einmal das Gemählde selbst, wie viel weniger der Gegen-

stand. Aber das schlimme an der Sache ist, daß wir hiermit mit Kant das Lieblingsthema der Spekulation ganz verloren geben, nemlich das Wesen der Dinge selbst in Worte zu fesseln und in Ketten unsrer Vorstellungsweise zu schmieden durch Begriff oder intellektuelle Anschauung. Sonst können wir nun also nach meiner Ansicht der Natur alle Gewalt lassen über Himmel und Erde in der Welt unsers Gedankens über inneres Leben und äußere Bewegung unbeschränkt und ohne Gränzen; denn der Rahmen ist größer als das Gemählde und umschließt es allseitig — und dennoch wird uns dieser ganze Mechanismus keinen Eintrag thun, weil wir das Wesen nicht in die Erscheinung zu bauen hoffen und wol wissen, daß das Geschichtbuch nicht die Geschichte selbst, sondern nur ihre Erzählung ist, daß wir nicht die Natur in das Kompendium der Physik hinein ziehen, sondern nur unser Verständniß der Natur.

Ist es nicht die alte Plage der Spekulation, wie Sie im Anfange des Briefes an Fichte zeigen, was ehedem die Eleatiker was Spinoza, Fichte und Schelling wollten und was auch Reinhold jetzt wieder sucht, Materie und Geist im Ewigen aufzulösen. Dieses absolute identificiren ist nun aber nur die einseitige Spekulation, welche Sie als Philosophie aus einem Stück verwerfen und welche Kant Dogmatismus nennt. Ich meine hierin stimmen Sie ganz mit Kant überein und ich mit Ihnen, nur daß Kant das Ding ein wenig logisch gegliederter gefaßt hat und weil ich nun auch so logisch und deutlich bin, so nannte ich mich einen Kantianer und nicht nach Jakobi.

Kant aber verstand dann seinen eignen Glauben nicht, indem er den Nothbehelf seiner moralischen Beweise versuchte. Ich suchte ihn zu korrigiren und damit Ihrem Glauben und Ihrer Ahndung die Rechtfertigung aus der Logik zu verschaffen, sodaß sie fortan auch in der logischen Wissenschaftlichkeit gebraucht werden können.

Bey alle dem fürchte ich aber doch, daß wir so bald nicht einig werden können, indem Sie das Gebiet der endlichen Erkenntniß zwischen Freyheit und Natur theilen, ich es aber ganz der Natur vindicire, um es ganz der Freyheit zu gewinnen. Wenn nach Ihrem Worte jemandem eine Meinung lieber geworden ist als sein Leben, wie kan er da wieder von ihr kommen? und das geschieht uns leicht mit dem, worauf die individuelle religiöse Ueberzeugung ruht. Ich fürchte für mich, daß ihr Glaube an die Freyheit mit an dieser Folie des religiösen Theil nimmt, und dann werden Sie freylich meine Religion nicht loben wollen und können. Ich habe freylich meine eigenthümliche Spekulation über Religion, ich fürchte aber Sie werden sie zu kalt finden. Ich weiß nicht ob Sie schon Zeit oder Lust gefunden haben mein Wissen, Glaube und Ahndung anzusehen. Köppen hat mich dafür ein wenig ausgeschmält und er hat darin Recht, daß ich hätte angeben sollen, wie weit ich meinen Glauben und meine Ahndung von Ihnen habe, aber ich war mir, als ich jenes schrieb, dessen selbst nicht bewußt.

Sie hätten diesen Brief schon weit eher erhalten, wenn ich nicht den Winter beständig krank gewesen wäre und auf der Folter meiner Vorlesungen zu keinem freyen Gedanken hätte kommen können. Mit meiner Schüchternheit und Eingezogenheit bin ich zum Professor schlecht organisirt und leider verhindern mich die abgezwungenen Arbeiten fast in allen schriftstellerischen.

Die Güte, mit der Sie mir entgegenkamen, muß auch den Ton dieses Briefes entschuldigen. Nehmen Sie den guten Willen darin freundlich auf. Ich bin mit innigster Verehrung und Liebe

Ihr

J. Fries.

Heidelberg den 20. März
1806.

102.

Jacobi an Nicolovius.[1])

(Abschriftlich.)

(München 26. Juni 1806.)

Ich denke jetzt ernstlich daran, das System meiner Ueberzeugungen auszuarbeiten. Es wird darauf ankommen, ob ich mit dem ersten Abschnitte fertig werde. Die Geister sind dann versammelt und halten mich oben. So viel wird allemal auch bey dem bloßen Unternehmen schon herauskommen, daß, was ich seit ungefähr 3 Jahren zu diesem Zwecke fragmentarisch aufgeschrieben habe, und früher, ohne gerade diesen Zweck, unter Rubriken gesammelt wird. — Zu diesem Ende einzig und allein habe ich — eine Haushälterinn angeschafft, und über 100 Meilen weit, mit schweren Kosten hierher kommen lassen. Es ist die alte bewährte Köchinn Lise. Du mußt aber nicht denken, daß diese mir unmittelbar mein Buch zusammen kochen soll; sondern nur das übrige und Mama Lehne das Buch.[2]) So weit bin ich

---

1) Vgl. No. 57, Bd. I, S. 185 Anmerk. 1.

2) Jacobi's beide unverheiratheten Stiefschwestern, Charlotte und Helene lebten mit ihm zusammen. Helene, eine geistig lebendige, ungewöhnliche Natur, theilte alle seine Interessen. Sie pflegte ihm seit vielen Jahren dadurch behülflich zu sein, daß sie ihm seine Korrespondenz kopirte. Späterhin diktirte J. ihr viele seiner Briefe in die Feder, da er seiner Augen wegen nicht selbst schreiben durfte. In jeder Beziehung war sie seine Helferin und die treueste Genossin seines Lebens. Der Biographie Jacobi's verbleibt die schöne Aufgabe, in Helene J. ein Beispiel seltener Schwesterliebe und einer Treue und Aufopferung bis über das Grab hinaus aufzuweisen. Wer Jacobi's Nachlaß bis in's Einzelne kennt, wird von tiefer Verehrung und Bewunderung für diese Frau erfüllt, deren letzte Lebenstage durch den vollständigen Verlust des Jacobi'schen Vermögens, der nur wenige Wochen vor Jacobi's Tod eingetreten war, verdüstert, ja wahrhaft drückend geworden sind.

nun schon, daß die Lise am vorigen Montag glücklich angekommen ist, als Mademoisell. Acht Tage räume ich zum Installieren ein; hernach schließe ich das gnädige Fräulein — nicht ein, sondern ab, und es muß unablässig arbeiten, nur an dem Buche, und ich sehe zu, und sage, wenn's recht ist. Ich fürchte freylich, es wird, wenigstens anfangs, noch zuweilen dabey hergehen wie in der Fabel von der Katze die eine Frau geworden war, und es wird Mühe haben, daß ich alle Mauselöcher zustopfe. Tante Lotte muß mir dabey zur Hand seyn.

Für mein Leben gerne möchte ich Dir einen rechten anschaulichen Begriff von meiner hiesigen Existenz geben; aber Du mußt selbst einsehen, daß so etwas, ohne ein Buch zu schreiben, unmöglich ist. Ich habe hier alles anders gefunden, als ich es mir gedacht hatte, meinen Freund Schenk[3]) selbst nicht ausgenommen, der von Arbeiten in einem solchen Maaße überhäuft und Geschäftsmann geworden ist, wie ich es nicht für möglich gehalten hatte. Er steht überall im größten Ansehen und verdient es. An Geist, Herz und Lebendigkeit ist er noch ganz der Alte, faßt alles, nimmt Antheil an allem, kann sich aber nicht dabey aufhalten, weilen, ruhen und genießen, sich nie ganz ausspannen und das Geschirr an den Nagel hängen, auch nur auf eine kurze Zeit. Nicht daß er es nicht daran hängen wollte, er hat es in der Hand und will, und kommt nur nicht dazu, daß er es wirklich aufhängt und davon geht. Dem ungeachtet sehe ich Schenk hier öfter und habe viel mehr Umgang mit ihm, als in den letzten Jahren zu Pemp:[4]) Alle Sonntage essen wir wechselweise beyeinander zu Mittage, und bleiben dann zusammen bis Abends 8 Uhr. Außerdem essen wir auch Einmal in der Woche, gewöhnlich, mit einander bey dem Minister[5]), im Sommer auf

---

[3]) Vgl. Nr. 18, Anmerk. 12, Bd. I, S. 74.

[4]) Pempelfort. [5]) Montgelas.

dem Lande $^3/_4$ Stunde von hier, und fahren dann zusammen heraus und gehen zu Fuß miteinander wieder herein. Der Einladung des Ministers folge ich immer gerne, auch ohne Schenk, weil er ein angenehmer und geistreicher Mann, und seine Frau ein schönes, junges nicht minder geistreiches und sehr lebhaftes Weib ist. Auf dem Lande sind wir nie mehr als 8 Personen bey Tische, und gewöhnlich die beste Gesellschaft. Zwang ist da, wenigstens für mich gar keiner. Ueberhaupt bin ich, was den Umgang angeht — den männlichen — sehr wohl daran. „Wir sind hier", schrieb ich vor 3 Monathen an Köppen, „ein „ganz artiges Häuflein guter Köpfe beysammen, alle, specula„tiv im höchsten Grade unzufrieden; aber, praktisch voll „Heiterkeit und guter Laune; lauter Geheimeräthe, der jüngere „Aretin, Cabinetsprediger Schmidt, und noch ein paar ausge„nommen. Das Leben in Bayern läßt sich nicht beschreiben, „man muß es sehen und erfahren — wie da alles geht, ohne „daß irgend etwas besteht; und wiederum, wie alles besteht „ohne daß irgend etwas geht. Erst wundert man sich, und es „will einem unheimlich und bange werden; am Ende findet man „es lustig. Es ist doch ein köstlich Ding, sagt man zu sich selbst, „um so ein grundreiches Land, wie das Land von Bayern. Die „Menschen darinn dürfen alle wie besoffen sein und es geschieht „doch kein Unglück. Wenn Ihr da draussen wißt, wie wir es „angefangen haben, diesen letzten Krieg auszuhalten, so daß „Fürst und Unterthanen bestreiten konnten, was sie bestritten „haben bis auf diesen Tag, wo noch über $^2/_3$ der großen fran„zösischen Armeen, auf unserm Grund und Boden leben und „ganz auf unsre Kosten verpflegt werden; so bitten wir Euch, es „uns zu eröffnen, denn wir selbst wissen es in Wahrheit nicht. „Außerordentliche Auflagen sind nicht erhoben worden (welches „neben der Verpflegungslast, den Kriegsrequisitionen, Fuhren „u. s. w. auch unmöglich gewesen wäre) und die Preise der

„Lebensmittel sind nie merklich gestiegen. Die Märkte blieben „und bleiben immer reich an Vorrath, und das alles ganz von „selbst, man weiß nicht wie. Wir hatten, da der Krieg aus„brach, weder Geld-Vorrath noch irgend einen andern; alles hat „sich von selbst gefunden, wie unsere Entschließungen. Anstatt „auf einem Esel nach Hause zu kommen, erfuhren wir Saul's „Schicksal — Wer kann sagen, daß so etwas nicht lustig sey? „Und wir leben in lauter solcher Lust! u. s. w."

In der hiesigen Academie der Wissenschaften habe ich mich noch nicht einführen lassen, weil es die alte ist, und ich zu einer neu zu organisirenden berufen wurde. Man läßt mir diesen Vorwand gelten; und es bringt mir Ehre, könnte zuletzt wohl gar mir noch Einfluß verschaffen, daß ich so offenbar nichts andres wünsche, als nur bey meinem Müssiggange geschützt zu werden. — Das einzige, worinn ich mich mengen werde, sogar mit Gewalt, ist das Erziehungswesen. Mit Gewalt nehmlich in so fern, daß ich mich an die Spitze der protestantischen Consistorien stellen werde, um eine gänzliche Absonderung des protestantischen Schulwesens von dem katholischen zu verlangen. Gelingt mir dieses — und ich habe gute Hoffnung, daß es mir gelingen werde — so muß es für das ganze Erziehungswesen in Bayern von den glücklichsten Folgen seyn. Nachdem die Sachen in Europa zu stehen gekommen sind, wie sie stehen, intereßiert mich gar nichts öffentliches mehr, als allein das Erziehungs- und Studienwesen, und ich preise Dich glücklich, daß es Dein Beruf geworden ist, Dich diesem großen Gegenstande ganz zu wiedmen, und daß Dir dabey so viel eigene, und so viele Hülfskräfte zu Gebot stehn.

Sonnabend d. 28ten Juny.

Ich mußte gestern mitten in der vorigen Periode abbrechen und die Feder niederlegen, weil mir meine Augen schlechterdings

nicht mehr zu Hülfe seyn wollten. Heute wird es noch schlimmer werden, denn lesen kann ich schon gar nicht. Ich werde mit jedem Tage leidender, hinfälliger, ohnmächtiger. Ich frage mich zuweilen, ob ich noch lebe. Eine recht herzliche Freude kann ich an gar nichts mehr haben. — Doch kann ich noch von Herzen danken; und so danke ich Dir, mein Liebster, für die Liebesopfer von Deiner Hand, die Abschrift der Hamann'schen Brocken. Wie steht es um die Herausgabe der sämmtlichen Schriften des herrlichen Mannes? — Hierbey fällt mir ein, daß ich gelesen habe: Jagemann (oder ist es ein andrer?) wolle Kants Briefwechsel herausgeben. Siehe zu, daß Du den einzigen Brief, den ich in meinem Leben an Kant geschrieben habe, heraus bekommst; den von Kant an mich, will ich gern dagegen ausliefern. — Melde mir auch, wie viel Exemplare des Woldemar Dein Bruder[6]) seit 1796 verkauft hat. Von der Königsbergischen Ausgabe des Woldemar und des Allwill weiß man hier im ganzen Lande nichts, und, was in der That merkwürdig ist, auch unser Oberbibliotekar Aretin wußte nichts von ihnen. Dieser Oberbibliotekar ist erst 33 Jahre alt, und mir zugethan, wie sonst schwerlich noch jemand in München.[7]) Es ist Schade um den wackern jungen Mann, daß ihm nicht früher ein Tüchtigerer begegnete, der ihm Anregung und Muster der innern Sammlung geworden wäre. Er hat mich an die Klage erinnert, die ich von Niebuhr hörte, daß ihn sein getreues und lebhaftes Gedächtniß zerstreue und störe. Der ältere Bruder des Bibliotekar Aretin ist Geh. Referendar, ein rechtschaffner und äußerst liebenswürdiger Mann. Neben diesen Geh. Räthen muß ich Dir noch 3 andre nennen, die zu den vorhin erwähnten gehören,

---

[6]) Der Buchhändler Nicolovius in Königsberg hatte die letzte Ausgabe des Woldemar verlegt.

[7]) In welcher Weise diese Zuneigung sich entpuppte, wird der Verfolg der vorliegenden Briefsammlung zeigen.

Branka, Stichaner und Feuerbach — lauter treffliche, geistvolle und nur das Gute wollende Männer. — Ist es nicht seltsam, daß in einem Lande, wo solche Männer wirklich an der Spitze der Geschäfte stehen (auch Herr v. Zentner ist ein tüchtiger und wohldenkender Mann, obgleich nicht in meinem Geschmack wie die andern); wo der dirigirende Minister, mit einem umfaßenden Geiste, auch recht viel guten Willen verbindet, und der König das beste Herz und einen sehr gesunden Verstand hat — daß in einem solchen Lande dennoch alles im eigentlichsten Sinne verkehrt geht, und lächerlich durcheinander? — Die Lösung dieses Räthsels gebe ich Dir vielleicht in einem künftigen Briefe.

Mit dem Zurücksenden von dem, was Du von Schloßerischen Papieren noch in Händen hast, hat es keine Eile. Nimm Dir alle Muße, wenn auch ein Jahr darüber hinginge.

Mama Lene hat an Lulu[8]) geschrieben, und ich übergehe was sie berührt hat. Aber da ist sonst noch so vieles wovon ich schreiben mögte — Von Schelling z. B., der seit 6 Wochen hier ist, und wahrscheinlich hier bleiben wird, mit seiner theuren Hälfte. Er sucht eine Pension, die er wahrscheinlich erhalten wird; dazu einen Platz in der Academie. Er hat mich einigemal besucht, auch hat er schon zweymal bey mir gegeßen: Sein Aeußeres ist bescheiden. Ich höre, daß er überall mit Achtung von mir spricht, und ich glaube wirklich, daß ich ihm Zuneigung abgewonnen habe und er meine Freundschaft aufrichtig wünscht. Bey Mama Lehne und Tante Lotte hat er sich schon ziemlich in Gunst zu setzen und eine Art von Zutrauen zu erwerben gewußt; nur ist ihm das Weib, das er zu sich genommen hat, sehr im Wege. Er ist jetzt mit einem Angriff auf Fichte beschäftigt. Von den 3 neu herausgekommenen Schriften des letzteren, habe ich nur erst die Anweisung zum seligen Leben gelesen, mit un=

---

8) Nicolovius' Frau, die Tochter Schlossers aus erster Ehe.

säglicher Pein. Ich werde nächstens über dieses Buch einen Brief an Carus schreiben, der mich um mein Urtheil darüber, auf eine so herzliche Weise gebeten hat, daß ich es ihm nicht abschlagen kann. Von diesem Briefe, wenn ich ihn zu Stande bringe, sollst Du eine Abschrift erhalten. — Seit 4 Wochen ist auch Franz Bader wieder hier. Er hat sich eine Transfusion vorgenommen meiner Theologie mit Schellingscher Naturphilosophie, nehmlich Schelling soll einnehmen was von wahrer Weisheit in mir ist und ich soll einnehmen was von wahrer Weisheit in Schelling ist: daraus meint er würde denn Jacob Böhm werden, und St. Martin, und er selbst. Heute Abend will er mit Ritter zu mir kommen und ich soll von ihnen beyden einen naturphilosophischen Angriff aushalten. Ich mag dies Getreibe wohl, so lang es nicht zu arg wird.

Wäre der Verfaßer von Woldemar und Allwill noch am Leben, so sollte er Dir beschreiben, wie ich nachgetraurt habe, nachtraure und nachtrauern werde, so lange sich an meinem Herzen noch eine Faser regt, meinem lieben Eutin. Wer mir einmal ein Denkmal errichten will, der errichte es mir über meinem wahren Grabe dort. Dank Euch Allen die Ihr meine letzten Jahre dort erfüllt habt, mit so vielem Guten und Schönen! Sonne, Mond und Sterne leuchten hier ohne alle Vergleichung heller als in Holstein, die Luft ist reiner, kräftiger, stiller, die Natur mannigfaltiger, größer und schöner. An den beyden Ufern der Isar finde ich mich bald zu Richmond, bald zu Windsor, und entdecke noch immer neue Wege, Gegenden und Aussichten. Nahe bey meiner Wohnung liegt der sogenannte englische Garten, der von solchem Umfange ist, daß noch keiner von uns ihn ganz kennt, wie oft und viel wir auch darinn herum gewandert und gefahren sind. Die entfernteren schönen Plätze, zum Beyspiel den Starenberger See, haben wir noch nicht besucht; wir erwarten dazu die Ankunft von Tante und Jette — und vielleicht

Jean Pauls. Er hat sich auf den Frühling bey mir so bestimmt angemeldet, daß es mich Wunder nehmen müßte, wenn er ganz ausbliebe. Seit Ende Merz ist er mir stumm geworden. Vor ungefehr 14 Tage sandte ich ihm ein Blatt, worinn ich weiter nichts geschrieben hatte als: Wo bleibst Du?

103.

Herbart an Jacobi.[1])

Göttingen 16ten Jan. 1807.

Hochwohlgeborener,
Höchst geehrter Herr geheimer Rath!

Mehrere gütige Zeichen von Ihnen haben mir gesagt, daß ich Ihnen nicht ganz unbekannt geblieben; und mehr als einmal war ich im Begriff, mich Ihnen schriftlich zu nähern. Aber daß mit einer so großen Hochachtung eben soviel Scheu als Zutrauen verbunden ist, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Mit einer gewissen Vollständigkeit wenigstens, wünschte ich mich Ihnen äußern zu können. Erst jetzt sind die Mittel dazu bereit; und ich bin so frey, sie Ihnen darzubieten. —

Vor Jahren ist einmal meine Metaphysik in Ihrem Namen von mir verlangt worden; im Zweifel, ob nicht vielleicht eine hingeworfene Aeußerung von Ihnen, unterwegs durch eine für

---

[1]) Wir geben diesen Brief, weil es, unsers Wissens, bisher noch nicht bekannt war, daß Herbart mit Jacobi in irgendwelche Beziehungen getreten war. Im Nachlaß befindet sich noch ein zweiter Brief Herbart's an Jacobi aus dem Jahre 1808; aber kein Brief von Jacobi an H. — In einem Briefe vom 29. Oct. 1812 an Fries spricht sich Jacobi über Herbart dahin aus, daß er ihn gar nicht verstehen könne. Günstiger äußert er sich, ebenfalls an Fries, am 20. April 1813.

mich allzufreundschaftliche Deutung in jenen Wink sey umgewandelt worden, hielt ich den, noch ohnehin rohen Entwurf zurück. Seitdem hat manche gute Stunde ihren Beytrag zu seiner Ausarbeitung, wiewohl nicht zu seiner Umarbeitung gegeben. Der polemisirende Versuch über philosophisches Studium kann einiges erläutern, und wenigstens durch Gegensatz an die gangbaren Vorstellungsarten anschließen. Werde ich Sie aber auch bitten müssen, meine bloße Speculation von mir selbst zu unterscheiden? Nicht zwar durch Gegensatz, aber durch Ergänzung. Da ich meine practische Philosophie — deren Ausarbeitung mich eben jetzt beschäftigt — noch nicht beylegen kann, so reise meine Pädagogik mit; sie taugt vielleicht am besten, Ihnen mich selbst vorzuführen.

Auf Ihren Beyfall zu hoffen, wäre in jeder Rücksicht zu dreist. Jahrzehende voll von Aufopferungen werden an speculative Lehrgebäude gewendet, damit man am Ende, nicht nur von dem Haufen, sondern auch von den Besten sich durch bestimmte Sätze geschieden, sich zu einer wahrhaft schmerzlichen geistigen Einsamkeit verurtheilt fühle. — Meiner *practischen* Philosophie verspreche ich gleich wohl einen besseren Erfolg; und vielleicht *durch* sie dereinst auch der Metaphysik. —

Jedoch, so gewiß ich Sie wahrhaft verehre, erwarte ich in irgend einer Rücksicht Ihre Billigung; und darin wird eine Ermunterung, eine Stärkung für mich liegen, deren ich in manchen Augenblicken sehr bedarf. Je genauer Sie mich von Ihren Gesinnungen unterrichten mögen, desto vollerer Dank ist Ihnen bereit in meinem Herzen.

Dem Herrn Feuerbach bitte ich, mich gelegentlich zu empfehlen. Mit vollkommenster Ehrerbietung

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

Herbart.

Jean Pauls. Er hat sich auf den Frühling bey mir so bestimmt angemeldet, daß es mich Wunder nehmen müßte, wenn er ganz ausbliebe. Seit Ende Merz ist er mir stumm geworden. Vor ungefehr 14 Tage sandte ich ihm ein Blatt, worinn ich weiter nichts geschrieben hatte als: Wo bleibst Du?

103.

Herbart an Jacobi.[1])

Göttingen 16ten Jan. 1807.

Hochwohlgeborener,

Höchst geehrter Herr geheimer Rath!

Mehrere gütige Zeichen von Ihnen haben mir gesagt, daß ich Ihnen nicht ganz unbekannt geblieben; und mehr als einmal war ich im Begriff, mich Ihnen schriftlich zu nähern. Aber daß mit einer so großen Hochachtung eben soviel Scheu als Zutrauen verbunden ist, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Mit einer gewissen Vollständigkeit wenigstens, wünschte ich mich Ihnen äußern zu können. Erst jetzt sind die Mittel dazu bereit; und ich bin so frey, sie Ihnen darzubieten. —

Vor Jahren ist einmal meine Metaphysik in Ihrem Namen von mir verlangt worden; im Zweifel, ob nicht vielleicht eine hingeworfene Aeußerung von Ihnen, unterwegs durch eine für

[1]) Wir geben diesen Brief, weil es, unsers Wissens, bisher noch nicht bekannt war, daß Herbart mit Jacobi in irgendwelche Beziehungen getreten war. Im Nachlaß befindet sich noch ein zweiter Brief Herbart's an Jacobi aus dem Jahre 1808; aber kein Brief von Jacobi an H. — In einem Briefe vom 29. Oct. 1812 an Fries spricht sich Jacobi über Herbart dahin aus, daß er ihn gar nicht verstehen könne. Günstiger äußert er sich, ebenfalls an Fries, am 20. April 1813.

mich allzufreundschaftliche Deutung in jenen Wink sey umgewandelt worden, hielt ich den, noch ohnehin rohen Entwurf zurück. Seitdem hat manche gute Stunde ihren Beytrag zu seiner Ausarbeitung, wiewohl nicht zu seiner Umarbeitung gegeben. Der polemisirende Versuch über philosophisches Studium kann einiges erläutern, und wenigstens durch Gegensatz an die gangbaren Vorstellungsarten anschließen. Werde ich Sie aber auch bitten müssen, meine bloße Speculation von mir selbst zu unterscheiden? Nicht zwar durch Gegensatz, aber durch Ergänzung. Da ich meine practische Philosophie — deren Ausarbeitung mich eben jetzt beschäftigt — noch nicht beylegen kann, so reise meine Pädagogik mit; sie taugt vielleicht am besten, Ihnen mich selbst vorzuführen.

Auf Ihren Beyfall zu hoffen, wäre in jeder Rücksicht zu dreist. Jahrzehende voll von Aufopferungen werden an speculative Lehrgebäude gewendet, damit man am Ende, nicht nur von dem Haufen, sondern auch von den Besten sich durch bestimmte Sätze geschieden, sich zu einer wahrhaft schmerzlichen geistigen Einsamkeit verurtheilt fühle. — Meiner practischen Philosophie verspreche ich gleich wohl einen besseren Erfolg; und vielleicht durch sie dereinst auch der Metaphysik. —

Jedoch, so gewiß ich Sie wahrhaft verehre, erwarte ich in irgend einer Rücksicht Ihre Billigung; und darin wird eine Ermunterung, eine Stärkung für mich liegen, deren ich in manchen Augenblicken sehr bedarf. Je genauer Sie mich von Ihren Gesinnungen unterrichten mögen, desto vollerer Dank ist Ihnen bereit in meinem Herzen.

Dem Herrn Feuerbach bitte ich, mich gelegentlich zu empfehlen. Mit vollkommenster Ehrerbietung

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

Herbart.

104.

Fries an Jacobi.

Mit unbeschreiblicher Freude empfing ich Ihre Briefe vom 27. November [1]) und sah in ihnen mit Rührung und Stolz, daß Sie meiner so freundschaftlich gedenken. Schon damals als ich Ihre treffliche Abhandlung [2]) beherzigt hatte, wünschte ich mich Ihrem Andenken wieder zu empfehlen, aber daß der Druck meiner Kritik [3]), der noch fortwährt, nicht zu Ende kommen wollte, hat mich bis jetzt aufgehalten, indem ich Ihnen diese zugleich mit zu überreichen wünschte. In Ihrer Abhandlung hat mich vor allem freudig erregt, daß Sie an so bemerkter Stelle so vornehmlich die schwere Wahrheit gegen unsre Machthaber mit ihrer Tapferkeit und Gesetzbefolgung sagten. Meinen besten Dank für die Mittheilung des Briefes an Köppen. Alles darin hat mich sehr angesprochen. Sie werden vorzüglich in meiner Kritik noch weitläuftig finden, wie sehr ich Ihrer Meinung bin in dem, daß der Verstand es nur mit Größenbestimmungen zu thun habe; aber auch darin, wie Fichte und Schelling beyde das Chaos wieder herbeigerufen und noch ganz besonders darin, daß Schelling alle Qualitäten auf die gradweisen Abstufungen einer zurückführen will, darin aber recht eigentlich das ewige Wesen der Dinge wieder dem Gesetz der Größe und somit der Zeit unterwirft.

Aber neben dem allen wollen Sie mir meinen Kant auch mit ins Unglück bringen! Da bin ich zur Gegenwehr gezwungen. Sie sagen die Fichte'sche Lehre sey mir die durchgeführte

---

1) Gedruckt bei Henke, Fries' Leben 1867, S. 310.

2) Ueber gelehrte Gesellschaften. Rede gehalten bei Erneuung der Akademie der Wissenschaften zu München 1807 (Werke VI, 1—62.)

3) Fries, Neue Kritik der Vernunft.

Kantische — das gebe ich Ihnen zu, allein es kommt mir da sehr auf die Art der Durchführung an. Fichte hat Kant eigentlich so durchgeführt, wie Reinhold ihn misverstand oder wenigstens nur nach seinen Fehlern. Von einer anderen Seite angesehen hat er ihn so wenig je verstanden, als eigentlich studirt. Sie setzen Schellings ausschließliche Liebe zur Natur Ihrer Liebe zum übernatürlichen entgegen. Sollte dann aber hier der Streit nur durch Liebe versöhnt nicht auch durch Wissenschaft entschieden werden können? In der Mathematik kommts doch nicht auf die Liebe, sondern schlecht hin auf Wahrheit an. So meine ich, gebe es auch eine Philosophie als Wissenschaft, deren Gesetz für alle das gleiche sey und mit der erst dem Skepticismus zur Ruhe verholfen werden kann. Für diese, meine ich, habe uns Kant einen Aufschluß verschaft, den vor ihm niemand gegeben hat. Seinen Glauben und dessen moralische Beweise wissen Sie, mag ich so wenig als Sie, aber seine Methode, nur kritisch die Wahrheit in der Philosophie zu suchen, ist mir hier der einzige Weg zur Wissenschaft für Alle, und seine Gesetzgebung durch Kategorie und Idee das erste sicher gewonnene Resultat. Darüber kenne ich Ihre Ansicht nicht genau.

Schellings neue Abhandlung kenn ich noch nicht — Sie versprachen ihr große Verdienste um unsre Philosophie, wenn Sie ihr vergönnen die Veranlassung zu seyn, daß Sie einmal öffentlich über diese berückende Methode und diesen Sprachbetrug sprechen. Der Sprachbetrug ist es, mit dem ich seit lange kämpfe, mich aber wird man so leicht nicht hören wollen und nicht verstehen, weil ich nur trockne Logik dagegen zu dociren weiß, die niemand achtet. Jeder Schüler lernt es allenfalls in einer halben Stunde, daß Fichtes und Schellings Sprachfehler der sey, kein Subjekt im Urtheil zu haben, nur leere Vergleichungsformeln aus Begriffen zu bilden — aber die Anwendung fehlt, und die findet mein Schüler nicht hinzu! — Dieser Sprach-

betrug hat uns die ganze Mode dieser Schule zugezogen. Es ist so leicht, so bequem in dieser Manier modische, philosophisch klingende Worte zu machen, daß alle Halbphilosophen unter unsern Gelehrten das Ding mit dem Reellen und Ideellen, Relativen und Absoluten, Positiven und Negativen, der Identität und Duplicität nach Vermögen mit machen und nun gar nicht erst hin hören, wenn sie den Schall einer logisch richtigen philosophischen Rede vernehmen. Leider sprechen auch hier um mich alle Leute den nemlichen Jargon.

Was meine Sünde gegen Sie in Wissen, Glauben und Ahnden betrifft, so habe ich mich deshalb gegen Köppen privatim zu vertheidigen gesucht, kan mich aber selbst nicht ganz rechtfertigen, denn als ich die benannte Stelle schrieb, dachte ich nicht daran, wie Sie Ahndung schon philosophisch gebraucht hatten. Auch darin muß ich meinen Fehler bekennen, daß ich erst später Ihre Verdienste um die Trennung des reflektirenden Verstandes von der Vernunft recht zu würdigen gelernt habe.

Hegels Werk[4]) ist seiner Sprache wegen mir fast ungenießbar. Doch ist das allgemeine seiner Ansicht leicht zu finden. Er will eine allgemeine philosophische Geschichte des menschlichen Geistes oder der Vernunft geben. Diese ist völlig Schellings Naturphilosophie nur auf der Seite des Geistes ausgeführt, auf die Schelling in der Regel nie hat hinüber kommen können. Hegel lobt also den Begriff und die Reflexion, aber es gilt ihm keine stehende Wahrheit, sondern nur Wahrheit im Fluß, das heißt für diesen oder jenen Standpunkt der Entwicklung des Geistes, ungefär eben wie die neue plausibler beschriebene . . . .[5]) der Weltansichten bey Fichte. Indem Hegel aber an die Spitze aller dieser Weltansichten doch wieder absolutes

---

[4]) Die „Phänomenologie des Geistes“.

[5]) Unleserliches Wort.

Wissen setzt, welches doch mehr seyn soll als die andern Wissensarten, so widerspricht er sich selbst. Denn die wahre Wahrheit ist nun nicht mehr der Fluß, dessen Lauf wir beobachteten, sondern allein das todte Meer des absoluten, in das er sich ergießt, und an dessen Strand wir schlüßlich ankommen. Wenn Köppen sich mit seiner Recension aufs Detail dieses Werkes einlassen will, so wünsche ich ihm viel Glück dazu!

Daß Köppen in Landshut Beyfall findet[6], höre ich mit sehr lebhafter Theilnahme, ich fürchte nach dem dort herrschenden Geist, daß es ihm schwer werden würde. So kommt doch endlich einmal wieder eine von jenem Sprachbetrug befreyte Philosophie auf dem Catheder zu Ehren! Ich bin hier mit meiner logischen Philosophie sehr schlimm polemisch gestellt; jedermann ist andrer Meinung als ich, und das alles um jener Sprache willen.

Die Rothmannsche Schrift, an der Ast selbst Theil haben soll, habe ich noch nicht zu sehen bekommen. Voß will nichts dagegen sagen, weil sie zu unsinnig sey und diese Tollheit sich selbst zerstören müsse.

Daß Eichstädt den Ast protegire, will er nicht glauben. Zimmers katholische Dogmatik ist mit aller katholischen Theologie von hier nach Freyburg gezogen.

Behalten Sie mich auch ferner in freundlichem Andenken. Sie wissen, daß ich mit Verehrung und Liebe stets bleibe ganz

der Ihrige

J. Fries.

Heidelberg den 20ten December 1807.

---

6) Köppen war 1807 als Professor der Philosophie nach Landshut berufen worden.

105.

Creuzer [1]) an Jacobi.

Heidelberg d. 8. Juni 1808.

Hochwohlgeborener,
hochzuverehrender Herr Geheime Rath!

Die mir so ehrenvolle Aufnahme in eine Gesellschaft achtungswerther Gelehrter [2]) erhält für mich einen neuen Werth, da Eure Hochwohlgeboren an der Spitze dieser Gesellschaft stehen, und an jener Verfügung einen sehr bestimmenden Antheil haben. Indem ich also den sämmtlichen Herrn Mitgliedern Ihrer Akademie für die gute Meinung von mir meinen verbindlichsten Dank sage, fühle ich mich Ihnen in noch höherem Grade verpflichtet. Und Ihnen gegenüber ist mir Dankbarkeit eine angenehme Gewohnheit geworden. War ich doch schon von der Zeit an Ihr Schuldner, da ich die Bedeutung der inneren Welt und ihren bleibenden Werth zu ahnden anfing. Ihnen vorzüglich verdanke ich es, daß sich diese Ahndungen mit dem reifenden Mannesalter in Ueberzeugungen auflößten.

Seitdem mir das gute Glück Ihre persönliche Bekanntschaft gönnte, hatte ich wohl den Vorsatz Ihnen einmal schriftlich diesen schon früh empfundenen Dank zu sagen, und die Entstehung unserer literarischen Jahrbücher schien mir neuerdings eine gute

---

[1]) Georg Friedrich Creuzer, der bekannte Philolog, geb. 1771 zu Marburg, gest. 1858 zu Heidelberg, wo er seit 1804 mit kurzer Unterbrechung thätig war. Seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker" 1810 bis 1812 brachte ihn in öffentlichen Streit mit Voß, dessen „Antisymbolik" 1824—26 gegen Creuzer's Auffassung gerichtet ist.

[2]) Creuzer war zum korrespondirenden Mitgliede der Münchener Akademie ernannt worden.

Gelegenheit darzubieten. Ich wollte Sie nämlich bitten, unser Blatt zum Organ zu wählen, wenn Sie je zuweilen ein kritisches Wort zum Publikum sprechen wollten. Allein, was auch unsern Daub zu schweigen bestimmte, hielt mich ebenfalls vom Schreiben ab: der Gedanke an Ihre neue geschäftsvolle Lage und an die näheren Ansprüche, welche dieser größere Wirkungskreis auf Ihre Thätigkeit machen darf. Nichts würde uns aber willkommener seyn, als ein factischer Beweis, daß Sie dennoch auch uns etwas zu geben die Muße hätten.

Unsere Universität wird nachgerade auf die südlichere Schwester Landshut eifersüchtig werden, da sie, nach anderen neuen Acquisitionen, auch den Hrn. v. Savigny gewonnen. Ich schlage diesen Gewinn hoch an, und Sie gewiß mit mir, da er Ihre Bekanntschaft gemacht hat. Mein Zusammenseyn mit ihm in Marburg gehört zu den besten Erinnerungen meines Lebens, und ich verdanke ihm v i e l. Es war ein Zusammenleben, und ich lernte von ihm, was man nicht immer aus Büchern lernt. Aber auch im literarischen Sinn war mir sein Umgang theuer, so daß die bevorstehende weitere Entfernung von ihm mir ein wahrer Verlust gilt. Bisher hatte ich immer noch gehofft, ihn für Heidelberg zu gewinnen, und den Verkehr früherer Symphilologie mit ihm neu anzuknüpfen.

Hatte ich gleich eine solche Symphilologie mit unserm Herrn Hofrath Voß niemals erwartet, so war ich doch keineswegs vorbereitet auf den schnellen Uebergang zum bitteren Haß von dem zuvorkommenden Wohlwollen, womit er mich im Anfange seines Hierseyns beehrte. Ich machte damit eine Erfahrung, die mir von ehrwürdigen Personen vorausgesagt worden war, und ich danke ihnen, daß sie mich ahnden ließen, was geschehen ist. Bei der natürlichen Divergenz unserer Charaktere und Bestrebungen muß mir jezt, da einmal die Macht der ersten Empfindung überwunden ist, die gesellschaftliche Trennung von H. Voß

lieb seyn. Sie erspart mir die zu häufige Erinnerung an den Anstoß, den ich ihm gebe, ohne es auch nur zu wollen, den ich aber, wie es scheint, zu geben fortfahren muß, wenn ich in der Wissenschaft lieber mit eigenen Augen sehen will, als durch das Glas, welches man mir vorzuhalten so geschäftig war. Es ist mir lieb gewesen zu sehen, daß der Bruch mit dem Vater nicht auch den mit dem Sohn nach sich gezogen hat. Mit ihm lebe ich in collegialischer Friedfertigkeit, obwohl ohne näheren Verkehr, fort. Er vergütet durch seine Milde die Härte des väterlichen Charakters, und verdiente freier zu seyn, als jezt, wenn ihm nicht der Wahn beiwohnte, als sey eine wissenschaftliche Emancipation aus väterlicher Gewalt sofort auch eine Verletzung der kindlichen Pflicht und Liebe. So wird er wohl in der Literatur nicht weit über die Gränzen des väterlichen Guts hinauskommen.

Sie, verehrungswürdiger Mann, sahen bei Ihrem Hierseyn die Entstehung der hier berührten Verhältnisse, und zeigten damals soviele aufrichtige Theilnahme an meinem Bestreben, daß ich jezt die Zuversicht haben konnte, Ihnen von dem ferneren Erfolg einige Worte zu sagen. Erhalten Sie mir Ihr ferneres Wohlwollen. Ich beharre mit wahrhafter Verehrung

Euer Hochwohlgeboren

unterthäniger

Creuzer.

106.

A. W. Schlegel an Jacobi.

Coppet d. 25. Juli 1808.

Hochwohlgebohrner Herr Präsident!

Ew. Excellenz verbindliche Zeilen vom 24ten April hat mir Hr. Graf Sievers noch in Wien überbracht, und seinem Wunsche gemäß habe ich ihn bei Frau von Stael eingeführt. Indessen waren wir eben schon im Begriff abzureisen, und ein einzelner kurzer Besuch konnte vielleicht seine Neugierde befriedigen, aber zu der Annehmlichkeit seines ferneren Aufenthaltes nichts beytragen.

Sie verlangen Nachrichten von meiner verehrten Freundin, Frau von Stael, die sich schon längst vorgenommen, Ihnen selbst zu schreiben. Sie hat den Winter in Wien sehr angenehm zugebracht, ihre persönliche Gegenwart verwandelte, wie gewöhnlich, die zahlreichen Bewunderer, welche sie dort vorfand, in warme und anhängliche Freunde. Die Ersten in jedem Sinn Männer und Frauen, drängten sich zu ihr, und ihr Gesellschaftszimmer war zugleich der glänzendste und der geistreichste Ort in Wien. Mitten unter den Zerstreuungen, wozu auch noch ein gesellschaftliches Schauspiel kam, hat sie für ihre Schrift über Deutschland, womit sie jetzt umgeht, viel gesammelt, und für unsre Litteratur, welche sie dem Ausland bekannt zu machen besonders berufen scheint, bleibt ihre Reise gewiß nicht ohne Frucht.

Erst hier erhielt ich die mir von Ihnen und den Mitgliedern der Königl. Bairischen Akademie wohlwollend zugedachte, so ehrenvolle Ernennung zum correspondirenden Mitgliede: das Diplom ist mir nebst einem Briefe des Freyherrn von Aretin überall hin zu spät nachgefolgt. Ew. Excellenz darf ich nicht

erst versichern, daß mir diese Auszeichnung unendlich schmeichelhaft ist, und daß ich mir Glück wünsche, einer Gesellschaft von Gelehrten beygezählt zu werden, auf welche die Augen von ganz Deutschland gerichtet sind, und die unter Ihrer umfassenden Leitung zu den größten Erwartungen berechtigt. Auch in den Gesinnungen wird ohne Zweifel eine solche Akademie allen ächten Deutschen vorangehn, und mit Hintansetzung aller litterarischen oder gar provinziellen Trennungen das zu unserm Heil so wesentliche Gefühl unsrer Einheit als Volk und alle würdigen Erinnerungen der Vorzeit anregen und wecken. Die wahrhaft königliche Preissetzung auf eine deutsche Sprachlehre legt einen glänzenden Beweis dieser vaterländischen Absichten ab.

Möchte ich nur zu deren Förderung thätig seyn, und etwas mehr beytragen können, als meinen unbedeutenden Namen! Gewiß werde ich die erste Gelegenheit dazu, die mir für meine Kräfte nicht unangemessen scheint, mit Eifer ergreifen. Indessen habe ich die Ehre mit den dankbarsten Gesinnungen für Ihr gewogenes Andenken und mit ausgezeichneter Hochachtung zu seyn

Ew. Excellenz

gehorsamster

A. W. Schlegel.

(Nachschrift der Mad. de Staël.)

J'espère que je vous reverrai cet hyver, mon cher jacobi, si les affaires politiques me permettent d'aller rejoindre mon fils à vienne — je veux lire vos ouvrages avec vous pour que mes lettres sur l'allemagne peignent bien ce que vous avez de si élévé dans l'esprit, et de si pur dans l'âme. rappellez-moi à Mad. de mongelas. — et ne vous lassez pas de m'aimer. cela me fait du bien —

Mes compliments à M[lle] jacobi.

107.

Bettine Brentano an Jacobi.

(München[1]) d. 15ten Oct. 1808.)

Ja ich will mich einmal zusammen nehmen, will ganz gegen den Trieb meines Herzens thun, das mich mehr drängt in diesem Augenblick mit Ihnen zu sprechen, als zum schreiben und zwar mögte ich nicht so wohl mit Worten als mit freundlichem Blick, und Umarmung. O Jacobi! ich mögte so gerne beweisen, daß mein zuthunliches Wesen, nicht von einem äusern Spiel meiner Laune herrührt; daß meine scheinbare Schmeicheleien, keine Waffen sind, um ein Wohlwollen zu erringen, daß einen jeden theilnehmenden adlen muß. Es hat mich zuweilen mit schneller Ahndung vor dem Antliz eines Menschen eine Liebe ergriffen, die ich nicht zu deuten wußte, mit welcher ich nichts erreichen wollte; unabhängig von allen übrigen Verhältnissen meines Lebens. Doch konnte ich vor dem Gegenstand meiner Neigung in brennender vielleicht begeisterter Sehnsucht, nach etwas anderm glühen, was gar keinen Zusammenhang mit ihm hatte; so, in dem innigsten traulichsten Zusammenseyn wand ich mich mit Gewalt mit Schmerz loß, ich rang nach etwas, was mich grad in diesem Moment berührte, bis ich mir in Thränen Luft machte, diese Stunden kann ich wohl meine bittersten nennen, aber auch die wohlthätigsten; ich war nach dem Sturm immer bereit, wie das fruchtbare Erdreich, den Saamen alles Guten zu empfangen, ich fühlte mich fähiger, aller Tölpelhaftigkeit meines Schicksals geschicklicher zu begegnen; meine Seele war weit und gedehnt durch den Schmerz, und das Große ward mir angemeßner; aber wie leicht verschwindet dieser Schwung

---

[1]) Bettine war damals besuchsweise in München.

und läſt nichts zurück, als den Hochmuth, der nachher um ſo mehr erniedriget.

Wenn je leidenſchaftliches Andenken in meinem Herzen gezuckt hat, ſo iſt es das von Goethe, eines Abends hatte er mich ins Theater gebracht, es war Taſſo; Er ging weg; die Vorſtellung ward mir langweilig, die Kraftworte, die ſprudlenden Feuerquellen des Geiſtes, wurden als Zierde der Darſtellenden gebraucht ich ging mit Freude nach Hauß, weil mir Goethe verſprochen noch eine Stunde mit mir zu bleiben allein er ward verhindert, nun fühlte ich den Enthuſiasmus, den mir die Hoffnung ihn noch zu ſehen erregt hatte, mit ſchwehrem Fittig ſich niederſenken meine bunte Welt löſchte ihre Lichter aus, alle Bilder und Gedanken ſchwanden, nur ich war noch wach; alles ſchlief im Hauß; ich ging kalt im Zimmer auf und nieder, mein Herz, das ſich ſelten regt, klopfte ſtark, ohne daß mein Gemüth bewegt ward, ich ſtand an der Nachtlampe ſtill, ſchaute in die kleine Flamme, wie ſie kümmerlich ihre Nahrung in ſich ſog; ich weiß nicht welches erweichende Gefühl mich in dieſem Augenblick berührte; eine Thräne folgte langſam der andern; da der Schmerz den erſten Damm überwunden hatte, brach er mit Gewalt loß; eine Nachtmuſick ließ ſich auf der Straße hören, ich legte mich ans Fenſter, ich fühlte, daß mein Schmerz in der üppigſten Gährung lag, ich ſtarrte mit den Augen gegen die Thränen, die ſich loßringen wollten, ich trat vor den Spiegel, ein Schmerzvoller Geiſt der alle irdiſchen Züge überwunden hatte, ſchaute heraus, mitleidsvoll beleuchtete ich die Geſtaldt, mitleidsvoll blickt es mich wieder an, nun war ich auch biß ins innerſte ergriffen, die brennenden Lippen legte ich auf das kalte Glaß; und küßte, ſo inbrünſtig, ſo Treue ſchwöhrend, meinem eignen Weſen. Sonderbar fiel mir der Monolog aus Goethes Iphigenie ein.

„Heraus in Eure Schatten rege Wipfel ꝛc." ich declamirte ihn mit großer Wärme, laut und kraftvoll (nun lachen Sie nur nicht) Aller Enthusiasmus war wieder erwacht, tiefes Leben wallte in meiner Brust, ich kniete nieder, bat Gott mir keine solche Stunde mehr zu geben, und schlief den übrigen Theil der Nacht freier und beruhigter als gewöhnlich.

Lieber Jacobi! da hab ich Ihnen nun etwas erzehlt, wovon ich keine Rechenschaft zu geben weiß, so etwas hab ich mehrmal erlebt, besonders wenn ich eine Zeitlang zerstreuet war, und wieder in mich zurück kehrte befiel es mich plözlich.

Eine theure Hand wie die Ihrige zu küssen thut mir sehr wohl, ich erscheine vielleicht leichtsinnig; ich vergesse doch nie den Seegen, den mir Gott in einer oder andern Gestaldt will angedeihen lassen.

Was ich von ihrem Geist begriffen habe; lieber Jacobi! darf ich sagen? wie er sich mir darstellt; — Auf schwingt er sich vor meinem Blick wie die schlanken Säulen eines gothischen Tempels; unendlich edel, tragen sie frei und heilig das Gewölb so hoch, daß die Engel des Himmels drinn wohnen mögen. Was befällt uns, wenn wir in die Mauern eintretten, die nicht mehr dem irdischen fröhnen, wo Einheit herrscht, alles sich zu einem Zweck edel wendet, um alle Leidenschaft, alles drückende der Menschen weg zu nehmen, zu entwirren, zu tröſten; O ich hatte so unrecht nicht, wenn ich sagte, daß Sie nicht für den Ruhm gebohren sind, es giebt etwas, was den Ruhm in sich begreift, und grade deßwegen nicht darnach strebt.

Wer hat es uns gegeben? daß wir in tiefſter Dehmuth so vertraulich seyn können, Ihm ohne Scheu die Sünde bekennen, vor dem allein die Sünde doch Scheu hat, weil hier Verstand, Vernunft, Wissenschaft, menschliches Werk, nicht mehr wirken können, weil der Geist dasteht entblößt von ihrer Stärke, herrlich und überweisend, wo ein Funke des Guten ist, wird er ihn

zur Flamme anschlagen, es wird nichts zu Grunde gehen. Die Menschen haben sich ihrer Schlüsse, ihrer eitlen Ideen entledigt, haben ein Hauß für Gott gebaut, worin sie sich ihm nähern durften, wer in diesem einfaltsvollen Glauben an Ihn eintritt, der wird Ihn gewiß auch darinn finden. Nun Jacobi! so glaub ich fest; daß der Geist, in Ihnen erhaben über alle Hülfsquellen des Ruhms, seinem Gott ein Hauß erbaute, in dem Er gern wohnen mögte. Warum hätten Sie sonst, nie was anders geschrieben als die tiefste Wahrheit, das innigst erwießne in Ihnen? Ein solches Vertrauen giebt man nicht her, um bewundert zu seyn; sondern weil sich die Seele gedrungen fühlt, den Geist ins Leben ausgehen zu lassen.[2])

Es mag seyn, daß Ihre Werke ein edles Maaß und Verhältniß der Kunst besizen, ich verstehe dieß nicht bis zum Beurtheilen; allein dieß fühl ich als Wahrheit, daß Ihre Seele gewiß das Maas ihrer Schönheit dabei ausgedehnt hat. Nun wie kühn bin ich etwas aussprechen zu wollen dem die Worte weh thun, als könnte man die Frucht berühren ohne den Thau zu verletzen, der da zeugt von Gottes milder Hand, die ewig beachtet bewahrt was unter ihrem Schuze gedeihet. Ich gesteh es; nur zerstückt und unvollkommen hab ich wieder geben können, was mich so innig durch Sie berührt.

---

[2]) Bettine hat hierin, troz aller Ueberschwänglichkeit das Richtige getroffen: Jacobi hat immer nur aus innerem Drange, nie aus äußeren Gründen, geschrieben. Was Ehrgeiz und Eitelkeit scheinen könnte, ist in der That nichts, als der Trieb, der Wahrheit, und zwar zum Besten der Menschheit, Geltung zu verschaffen — ein Trieb, der freilich oft in einer Weise sich äußerte, die wenig zur Nüchternheit öffentlicher Verhältnisse paßte. Daß es in der That nicht Ehrgeiz, Eitelkeit oder dergleichen war, sondern nur selbstloser Wahrheitstrieb und Menschenliebe im umfassendsten Sinne, das haben nur Diejenigen erkannt, die ihm näher gekommen waren. Für sie stand es aber auch außer allem Zweifel.

Nun soll ich noch sagen, wo ich herkomme und wo hinaus ich will; wahrlich das weiß ich selbst nicht. Den Kreiß, der sich durch meine Ansichten, nach und nach im Stillen um mich bildete, zerstörte ich oft schnell und kalt, bis endlich die empöhrungs Flamme wieder in Asche versank, dann fing ich von neuem an; las viel, besonders Geschichte, bei der ich mich am allerbesten befand, denn da lebte ich mitten in Begebenheiten, die mir das Leben schäzenswerth machten, mein Herz übte alle seine Fähigkeit in diesem mächtigen Strohm mit fort zu schwimmen, dessen Ufer so mannigfaltig, so kraftvoll sich in seinen Wellen spiegelte; daher mag wohl auch meine Sehnsucht zum Reißen ihren Ursprung haben ich ergriff von jeher jede Gelegenheit auszuwandern, und so kam es, daß ich mit Savigný hierherkam; ich war so freiheitsbedürftig wie des Athems, keine Erziehung wollte an mir gedeihen, was nur an mir zur Gewohnheit werden wollte vernichtete ich so gleich; Es ist wirklich nur oberflächlich, was ich von mir hier gesagt habe, aber wer kann mit gewisser Hand so in sich hinein wühlen. Ich weiß, daß Sie der beste sind von allen, daß Ihre Umgebung Sie begleitet, wie das Laub die Blüthe, daß ihre Gutmüthigkeit zugiebt, daß selbst das Laub die Blüthe deckt. Die Lieb ist wie ein fliegender Götterbothe, wo er seinen Stab schwingt in den Lüften, da bricht der Frühling aus, auf Erden, Er blüht und gedeihet bis auf das lezte Gewand der Erinnerung, wie der Tag am Himmel niederzieht; lassen Sie sich den Frühling meines Herzens wohlgefallen, und gönnen mir freundlich die gute Wirkung, die es zeitlebens auf mich haben wird.

Bettine.

108.

Tieck an Jacobi.

(1808 oder 1809.)[1]

Ich sende Ihnen hiermit, mein verehrtester Freund, die Neu-Griechischen Tragödien zugleich mit zurück, denn sie sind von der Art, daß man sie nur sehr schnell oder gar nicht lesen kann: wenn Sie mich also für Ihren zeitabkürzenden Rezensenten annehmen wollen, so habe ich sie für Sie mitgelesen. Unser Zeitalter zeichnet sich auch dadurch aus, daß man sich so gern durch Auffassen leerer Formen zu einer kalten aber thätigen Beeiferung hinreissen läßt, und glaubt nach Kunstandichtung oder Theorien zu arbeiten. Als wenn nicht einzig und allein nur in der Begeisterung die Schauung des Göttlichen, die Theorie wäre. Diese aber kennt man nur noch vom Hörensagen. Unsere Zeit ist überhaupt nicht gesund und lebensfroh genug, um die Tragödie hervorzubringen; auch Goethe hat uns keine gegeben. Was dieser Autor (sei er, wer er sei) etwa aus der Antike hat gewahr werden können, ist nur ein beigemischtes Element, welches wir Neueren mit dem Nahmen Mährchen bezeichnen wollen.

Ich denke, das beiliegende Buch von Wagner wird Ihnen Freude machen: denn so schnell Sie seine Schwächen wahrnehmen werden, so ist es doch der Genuß eines liberalen Kenners, das Schöne und Edle gerade da wahrzunehmen, wo das Zeitalter oft undankbar oder zerstreut ist.. Wenigstens fühlt man bei diesem Buche daß wen das Gefühl des Unsterblichen und himmlischer Liebe einmahl erfaßt hat, ein solcher sich

---

[1]) Tieck war von Herbst 1808 bis 1810 in München und in lebhaftem Verkehr mit Jacobi. Vgl. Köpke, Ludwig Tieck I, 341 ff.

nie davon wieder losmachen kann, er muß am edelsten Schmerz verbluten. Ist es nicht sonderbar, daß Göthe bei seinem Werther wieder in die Schule gehen könnte? —

Vergeben Sie mein Geschwätz. Ich wünsche Ihnen und Ihrer theuren Familie das beste Wohlergehn.

Ihr Ergebenster

L. Tieck.

Haben Sie vielleicht Funk's Friedrich II. gefunden?

109.

Fries an Jacobi.

Heidelberg, den 7. Jan. 1809.

Innig verehrter Freund.

So herzliche Freude mir der Empfang Ihres Briefes machte, so unangenehm ist es mir doch, Sie schon wieder kränklich zu wissen und fürchten zu müssen, daß die Erscheinung Ihrer neuen Schrift sich verzögere. Sie haben recht, ich hätte nicht erst fragen sollen, ob Ihre Lehre mit der positiven Religion zu theilen habe; aber Ihre Ansichten in der Religionslehre sind mir im Ganzen nicht klar genug. Das um der Freyheitslehre willen. — — —

Ihr Brief enthält zwey Fragen im Vertrauen, die ganz mit einander zusammen hängen. Ich antworte wieder ganz im Vertrauen. Ob ich mit Voß noch im alten guten Vernehmen stehe? Von meiner Seite noch ganz und gar. Er nahm mich mit zuvorkommender Güte und Freundlichkeit auf und ich mußte ihm gut werden. In allen seinen wissenschaftlichen und ästhetischen Ansichten stimmt mit seinem Urtheil, manche persönliche Polemik abgerechnet, das meinige sehr zusammen. In allge-

meinen Ansichten der Philologie und in Geschmacksurtheilen habe ich ihm fast immer nur ja zu sagen. Aber demungeachtet bin ich die letzte Zeit wenig in sein Haus gekommen, weil ich mich dort höchst genirt fühle, besonders sobald ich nicht mit Voß allein dort bin. Lassen Sie mich Voß mit Ihnen vergleichen. Wer das Recht unter Ihnen hätte, größere Ansprüche zu machen, ist mir außer Zweifel. Und doch finde ich bey Ihnen diese persönliche Anspruchlosigkeit, diese sanfte Schonung fremder Urtheile und Meinungen — bey ihm hingegen diese despotische Härte des Sinnes dieses prononcirte: wer nicht für unser Haus ist, der ist wider uns, dieses böse Händel Suchen mit unbedeutenden Leuten, von denen mir es seiner Würde gemäßer schien, keine Notiz zu nehmen. In diesen Satz kan etwas Schmeicheley scheinen, aber wohl dem Manne, dem man schmeichelt, wenn man ihm die Wahrheit sagt. Mein Urtheil über Voß würden Ihnen fast alle hiesigen Professoren wiederholen und doch weiß ich gewiß, daß unter denen, die in Betracht kommen, ihm keiner übel will, ausser dem einzigen Kreuzer, aber die meisten stoßen gegen seinen harten Sinn an, so sehr sie ihn auch achten, sie meinen, daß er eine gute Sache zuweilen mit schlechten Mitteln vertheidige und daß er an einer gewissen Opposition gegen unsre Universität Antheil nehme. Ich sehe darin viel natürliches, weiß ihn zu entschuldigen und meine Achtung bleibt ihm. Ich werde mich nicht von ihm zurückziehen, und daß ich in der letzten Zeit so sehr wenig dort war, hat größtentheils doch nur darin seinen Grund, daß ich überhaupt wenig ausgehe und meiner Gesundheit wegen wenig ausgehen kan.

Ihre zweyte Frage betrifft den Professor Wilken. Ich sehe Ihrer Frage an, daß Sie ein Urtheil über ihn aus dem Voßischen Hause erhalten haben. Ich kenne Wilken so ziemlich genau. Er ist ein sehr gelehrter Orientalist und Geschichtsforscher, dem es um seine Wissenschaft Ernst ist. Als Docent ist

er nur etwas gar zu gelehrt und nicht popular. Sein eignes Treiben hat gar keinen Schwindel, am wenigsten einen Einsiedlerischen. Von Theilhaberey an der Klicke kann nicht gesprochen werden; mit Kreuzer ist er gespannt. Nur mit Arnim war er die letzte Zeit, daß dieser hier war, in einigem Umgang. Arnim ist ein gebildeter, vornehmer junger Mann, dem man die unaussprechliche Absurdität und Fadigkeit seiner Schriftstellerey im Umgange selten anmerkt. Etwas eitel ist Wilken und seine große Liebe zum Mittelalter gab ihm wol mit Arnim Berührungen, aber den Einsiedler und Arnims abscheuliche Recensionen in unsern Jahrbüchern findet er verächtlich. — — —

110.

Jacobi an Voß.

München d. 16. Octbr 1809.

Warum ich nicht geschrieben habe, lieber alter Freund, kannst Du gleich im Eingange von Lenens Brief an Ernestine lesen. Meine Leiden nahmen mit jedem Tage mehr zu, meine Kräfte mit jedem Tage mehr ab, Heiterkeit und Muth sind von mir gewichen, ich kenne sie nicht mehr. Aber ich rede doch nicht ganz die Wahrheit; denn hast Du mich nicht sehr erfreut mit Deinen Briefen, mit Deinen Geschenken und wirst Du mich nicht ferner noch eben so erfreuen? Was würde es erst seyn, wenn Du selbst zu mir kämest mit Ernestinen. Bergen wollt ich Dich genug vor allem, was Dir unangenehm seyn könnte, und Dir gewiß auch recht genußreiche Stunden verschaffen im Umgange mit meinen vertrauteren Freunden, die so wackere Männer sind als man sie auf Erden finden kann. Die Hoffnung, die Du mir in Deinem November Briefe des vorigen Jahres (ich erhielt ihn am 7. Nov.) zu einem Besuche machtest,

ist des Krieges wegen nicht einmal zur Blüthe, geschweige denn zur Frucht gediehen. Erneuere sie mir auf den Fall, daß Friede wird. Daß ich selbst Dich im Frühjahr in Heidelberg besuchen werde, mag wohl geschehen, und ich will mich freuen, wenn es geschieht: aber den Vorsatz dazu zu fassen, ist mir unmöglich, und es beunruhigt mich jedesmal, wenn ich davon höre.

Mit der nächsten fahrenden Post sende ich Dir den ersten Band unserer akademischen Denkschriften. Der Präsident legt Dir ein Exemplar auf Schreibpapier zu Füßen. Du wirst außer der Abhandlung über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit von Jakobs, wenig Unterhaltendes für Dich darin finden. Von dieser aber hoffe ich, daß sie Dir Freude machen soll. In dem folgenden Bande muß die philologische und historische Classe mehr hervortreten, und ich rechne dabey sehr auf Deinen Beystand. Du hast mir in Deinem jüngsten Briefe nun zum zweyten male Hoffnung zu einer Abhandlung über die alte Geographie gemacht; erfülle sie so bald wie möglich. Von mehr anderen trefflichen Männern habe ich die feste Zusage, daß sie Abhandlungen für den zweyten Band der Denkschriften liefern wollen. Ueberhaupt gewinnt das Institut immer mehr Haltung und Festigkeit, trotz aller Anfeindungen der Dummköpfe und Neider. Zu Anfang des Krieges wurde ein förmlicher Complott wider uns geschmiedet, der für mich und meine Freunde gefährlich genug hätte werden können. — Wahrscheinlich ist auch Dir ein damals hier erschienenes Pamphlet zu Gesicht gekommen, welches den Titel führt: die Plane Napoleons und seiner Gegner. Der Verfasser desselben ist der Bibliotheksdirektor Baron v. Aretin. Dieser Mann ist mein Todfeind geworden, wegen der durch mich in der königl. Bibliothek eingeführten neuen Ordnung. Er ist längst als ein bösartiger Mensch und als ein pflichtvergessener Bibliotheksdirektor allgemein bekannt, aber wider die Ausländer und Protestanten findet er noch immer Leute, die sich

mit ihm vereinigen, und ihm helfen, jene auf Tod und Leben zu verleumden. Nach mir wird von dieser Klicke am mehrsten Jakobs gehaßt; nach ihm Thiersch (der nicht Akademiker, sondern nur Professor am Gimnasium ist) dann Niethammer. Ich fürchte dieser hält den Aerger und Unwillen, den er so oft empfinden muß, am Ende nicht aus und fordert einmal plötzlich seinen Abschied. Dann käme sein Colega Wismeyer, der seit kurzem wieder sehr an Ansehen und Einfluß gewonnen hat, von neuem oben an. Es ist ein allgemeines Unglück, daß diejenigen in den Staaten, welche definitiv zu entscheiden haben, wie eine Sache seyn soll, auch immer glauben, sie wüßten nothwendig am besten, wie sie seyn müsse und nichts könne vollkommen werden, als durch von ihnen angebrachte Verbesserungen. Gelingt nun eine Sache nicht, so fällt ihnen nie ein, daß sie selbst daran schuld seyn könnten durch das, was sie dazu und davon thaten, sondern wollen immer nur damit helfen, daß sie noch mehr verderben. Alles glauben Sie am besten zu wissen und zu verstehen, nur etwa das Mechanische nicht so ganz, doch glauben sie auch hier wenigstens beurtheilen zu können, und, wie sich das überall versteht, am besten.

Jakobs ist auf einige Wochen verreist gewesen und nun erst wieder gekommen. Ich habe ihn gebeten, nachzusehen, ob in unsrer Bibliothek Handschriften des Tibull sind, welche zu vergleichen der Mühe lohnen möchte. Zwey Mnscpt sind da und Jakobs hat sie sich gestern nach Hause bringen lassen, um sie zu untersuchen. Ich lasse diesen Brief nicht abgehen, bis ich sein Urtheil habe. — Ueber Schäfers Ausgabe der gr. Bukoliker, meynt er, wäre nicht viel zu sagen, daß sie im Grunde nichts weiter als ein Specimen typographicum seyn solle, dessen Werth man durch einige kritische Anmerkungen des Herausgebers zu erhöhen bedacht gewesen sey. Der Druck wäre sehr correkt. Die Anmerkungen aber drehten sich meist nur um ganz kleine

gramatische Fasern, die dem alten Griechen auf seinem befleckten Rocke hingen.

Wie kommt es, daß von so vielen Schriften Baggesens die längst angekündigt sind, als sollten sie unverzüglich erscheinen, auch nicht eine an das Licht tritt. Du nanntest mehrere in Deinen Briefen, andere verkündete das Morgenblatt, und alles bleibt aus. Sollte etwas davon wirklich erschienen seyn, so trage Zimmer auf, es mir zu senden. — Deine kritischen Briefe über den Erzkritiker Ramler habe ich mit Interesse gelesen. Freylich hätte ich dergleichen nicht von Dir erwartet. Da Du aber das wichtigere zu thun über dem minder wichtigen nicht versäumst, so ist es recht gut, daß Du Dich auch zu so etwas hinziehen läßt. Ich möchte wissen wie Knebel die Sache genommen hat.

Lene meynt in ihrem Briefe, ich würde Dich von der eitelen Mühe unterhalten, die ich mir nehme ein Werk zu fördern, das ich nicht zu Ende bringen werde. Laß mich davon schweigen. Was mir den Muth erhält daran fort zu arbeiten, ist der Gedanke, daß es auch als Fragment noch wird nutzen können. Ich suche darin begreiflich zu machen, wie ich bey allem Wechsel philosophischer Systeme, die ich erlebt habe, unverwandelt der geblieben bin, der ich war. Daß Ihr Heidelberger meine Lehren nicht Philosophie, sondern Pietismus nennt, macht mir wenig Kummer. — Lebe wohl, Geliebtester. Ich umarme Dich aus Herzens Grunde.

Dein eigenster

Jacobi.

111.

Jacobi an Voß.

München d. 18ten Dec. 1809.

Vorgestern, mein Liebster, habe ich die zwey Ausgaben des Tibull, welche Du begehrt hast, mit der fahrenden Post an Dich abgesandt, und mancherley hinzugethan. Von diesem Paket nachher; jetzt zuerst von Deinem Briefe.

Dieser Brief kam mir so willkommen, machte mir so große Freude, regte mein Gemüth so kräftig an, daß ich Dir gewiß auf der Stelle geantwortet und aus vollem Herzen gedankt hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre.

Es war nicht möglich, weil ich mich meiner Haut wehren mußte wider den Bösewicht Christoph v. Aretin[1]), der mich durchaus verderben will, und mit mir alle brave Männer im Lande. Wenn ich Dir seine Unternehmungen seit Jahr und Tag,

---

[1]) Christoph von Aretin, geb. 1772, gest. 1824, war seit 1806 Oberbibliothekar zu München. Seine Streitigkeiten mit Jacobi, Jacobs, Niethammer, überhaupt den sämmtlichen nichtbayrischen Gelehrten Münchens war mehr als eine Privatsache. Es war der erbitterte Kampf der altbayrischen Parthei, deren verstockter partikularer und klerikaler Fanatismus kein Mittel, bis zum Mordversuch (auf Thiersch), scheute, um die norddeutsch-protestantischen, von der Regierung zur Hebung des geistigen Lebens in's Land gerufenen Gelehrten zu verfolgen und womöglich zu vertreiben. Die Besonnenheit der Angegriffenen und die ebenso kluge als energische Haltung der Regierung — die einen schwierigen Stand hatte — trugen schließlich den Sieg davon. Doch nicht ohne daß sie Jahre lang in den peinlichsten Verhältnissen leben mußten. Die genauere Darlegung dieser Vorgänge, welche die Biographie geben wird, wird kulturgeschichtlich von allgemeinerem Werth und Interesse sein. Sie wird zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Aufklärungs- und Bildungsbestrebungen der Regierung Max Josephs zu kämpfen hatten, und welchen Dank Bayern ihr und den durch sie berufenen Gelehrten schuldig ist.

und besonders seit dem Ausbruche des letzten Krieges im Zusammenhange erzählen wollte, müßte ich ein Buch schreiben. Darum habe ich Dir einiges geschickt, woraus Du das übrige errathen magst:

1. Das infame Pamflet: Die Plane Nap.[2]) und seiner Gegner.
2. Eine Handschrift: Ueber Sinn und Absicht einiger Stellen der Schrift, die Plane Nap. und seiner Gegner, von Jakobs. — Wir wollten diese Schrift drucken lassen, und der Minister, dem ich sie zu lesen gegeben, hatte nichts dawider, sondern schien vielmehr ihre öffentliche Bekanntmachung zu wünschen; wir unterließen es aber, damit auch nicht der Schein entstände, als sähen wir uns für eine besondere Parthey im Staate an. Ich muß über diese Schrift noch anmerken, daß der Verfasser, der in dieser Handschrift dem Verfasser der Schrift über d. P. N. entgegengesetzt wird, ein und derselbe Verfasser ist, nehmlich Christ. v. Aretin.
3. Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. — Diese Schrift wurde veranlaßt durch ein abgeschmacktes Inserat in der Ulmer Allg. Z. aus Harls Kameralistischen Briefen, über Nord- und Süddeutsche. Aretin wußte es zu machen, daß dieses abgeschmackte Ding auch in der hiesigen National Zeitung noch einmal erschien.
4. Vier Stücke der Oberdeutsch Lit. Z. — Diese bedürfen keines Comentars; ich habe das Nothdürftige an den Rand bey geschrieben. Du wirst, wenn Du diese Sachen gelesen hast, über die tolle Wuth und die Scheußlichkeit meines Aretins erschrecken.[3])

---

[2]) Napoleon's.

[3]) „Der Baron von Aretin ist auch Verfasser des Morgenboten." Anmerkung Jacobi's.

Die Ursache, warum Aretin diesmal vor Gift wirklich zerplatzte, ist die erbärmlichste die man sich denken kann. Er war im vorigen Sommer 4 Monathe lang in Wien. Während dieses Aufenthalts erhielt er, auf sein Begehren, den Auftrag, einige Handschriften und Bücher, welche die Oestereicher vor 100 Jahren, in dem Spanischen Successions-Kriege, aus der hiesigen Bibliothek genommen und nicht wieder erstattet haben sollten, zu reklamieren. Es war eine durchaus trübe und zweifelhafte Sache. Aretin fand wenig und nichts vollständig, auch blieb es zweifelhaft, ob das, was er fand, aus München gekommen sey. Unterdessen ließ sich Aretin mit Hülfe von Denon Ersatz geben für das, was er nicht gefunden, und langte nun ganz stolz mit dem Verzeichniß seines Raubes hier an. Der gar zu gutmüthige Schlichtegroll erwähnte dieses Aretinschen Verdienstes in seinem Jahrsbericht, nach dem Aretin die Zulassung dieser Erwähnung durch seinen Bruder bey dem Minister bewirkt hatte. In Schlichtegrolls Mnscpt stand: „es ist seinen (des Frhrn. v. Aretin) Bemühungen gelungen jene Litterarische Schätze wieder mit der hiesigen Centralbiblioth. zu vereinigen.“ Ich setzte hinzu: zum Theil. Diese Correctur schrie nun der Bar. v. Aretin wie ein Staatsverbrechen aus: Nur ein oestereichischer Agent, um seinem Hofe eine Beschämung zu ersparen, hätte so können berichtigen wollen u. s. w. u. s. w. Er stellte sich, als glaube er, der General-Sekretär hätte sich eigenmächtig diese Correktur erlaubt und wendete sich darüber mit einer bitteren Klageschrift an mich, während Schlichtg. nach Gotha verreißt war. Da ich ihm auf seine Schrift keinen Bescheid gab, sondern nur erklärte, die Corektur sey von mir, und der Minister billige sie, so wurde er rasend.

Höchst wahrscheinlich ist er auch Mitschuldiger an einem scheußlichen Pasquill, das zu derselben Zeit heimlich cirkulierte, und zuletzt mit der Post auch an Jakobs gelangte. Ich bin darin schwarz

wie der Teufel. Nach mir ist der schwärzeste Jakobs, der den Kronprinzen in den Lehrstunden, die er ihm gegeben, vergiftet und gehofft hat, auf diese Weise den Uebergang der Baierischen Armee zu der österreichischen zu bewirken. Niedhammer, Feuerbach, Breyer, Sämmering, Schlichtg., Hamberger, Max, so gar meine Schwestern; und in Landshut Savigny, Ast, Sailer und Zimmer, wir alle sind in einem und demselben Norddeutschen Bunde und Orden verbunden, welcher zur Absicht hat, Bayern oestereichisch und Lutherisch zu machen.

Meinem Wunsche gemäß hat der Minister alles zu dieser Sache gehörige an das Justizdepartement abgegeben. Feuerbach wird sorgen, daß diese Werke der Finsterniß ihren Lohn erhalten.

Warum ich Dich bitte, lieber Freund, ist, daß Du die Gesinnungen und die Thaten des Mannes, der, nach weggeworfener Maske, als unser aller böser Feind nun frech dasteht, in Deinem Kreise, so weit er nur reicht, kund machest, besonders in Weimar und Jena. Aretin hat sich durch allerley Kunstgriffe Lobpreiser verschaft, da er doch nie etwas gethan noch hervorgebracht hat, das Lob verdiente. Er ist durchaus ohne alle innere wahre Bildung, und auch seine Litterarische und Bibliographische Kenntnisse sind nur fragmentarisch und seicht.

Verzeihe, daß ich Dich so lange mit diesem eckelhaften Gegenstande unterhalten habe; Du mußt begreifen, daß ich es Dir nicht ersparen konnte, und auch um Dein selbst willen es nicht durfte.

Die zwey Mnscpt. des Tibull haben wir noch nicht finden können. Sie stecken unter einer Masse von etwa 130,000 Bänden, die auf unsern Böden liegen und eine fernere Erweiterung des Locals erwarten, um gesondert und aufgestellt zu werden. Ich habe im vorigen Jahr über 6000 fl. bloß für Bücher-

gestelle ausgegeben. Gelänge es aber Hambergern[4]) auch auf die zwey Mnscpt, die Du wünschest, zu treffen, so wäre damit doch nicht geholfen, weil uns der Minister das Versenden von Mnscpt. außer dem Königreiche streng versagt hat, und nicht einmal will, daß wir darüber mehr anfragen sollen. Er hat leider Veranlassungen genug zu dieser Strenge bekommen; ich hoffe ihn aber doch noch dahin zu bringen, daß er etwas davon nachlasse.

Was sagst Du zu Göthes Wahlverwandschaften? Schelling ist davon ganz entzückt; mir ist das Buch im Ganzen ein Aergerniß, ob ich gleich das darin einzeln zerstreute Gute und Schöne wohl zu schätzen weiß.

Siehe doch zu, daß Du mir für den 2ten Band meiner Akademischen Denkschriften noch etwas lieferst; alle Menschen versprechen mir und niemand hält Wort. Der Erscheinung Deines Tibulls sehe ich mit Sehnsucht entgegen.

Den Kling Kling Allmanach habe ich gelesen und den Eingang und die ersten Sonnette vortrefflich gefunden. Weiter hinein ermüdet das zu viel, weil der Leser nicht liest, wie die Verfasser gearbeitet haben — warum in aller Welt mögen doch die andern so lange verheißenen Sachen von Baggesen nicht erscheinen. In Stutgard hat man ihn im Verdacht gehabt, daß er ein französischer Spion sey, wegen seines freyen redens.

Mein Blatt ist zu Ende. Lebe wohl und zeige mir bald den Empfang des Pakets und dieses Briefes an. Ich umarme Dich brüderlich.

Dein

Jacobi.

---

[4]) Bibliothekar in München.

112.

Jacobi an Koeppen.

München, den 12 ten. Jan. 1810.

— — — — — — — Ihr Urtheil über die Wahlverwandschaften stimmt mit dem unsrigen sehr überein, nur scheint das Aergerniß, welches wir an dem Buche genommen haben, größer und stärker zu seyn, als das, welches Sie und Meta[1]) daran genommen. Die zwiefache Aehnlichkeit des Kindes und ihre Ursache, hat uns im höchsten Grade empört, und diese Angelegenheit ist doch die Seele des Buchs. Wir können das Göttliche und Himmlische an Ottilia nicht finden und sprechen es ihr geradezu ab, weil sie den armseligen Eduard so überschwenglich lieben kann. In dem ganzen Roman ist keine Figur an der man ein wahres Wohlgefallen haben könnte. Charlotte und der Hauptmann werden sich nur aus lieber langer Weile gut, denn sie können im Grunde sich nicht leiden. Desto ärgerlicher und ekelhafter wird der doppelte Ehebruch durch Phanthasie, der den Knoten des Stücks ausmacht. Dieses Göthesche Werk ist durch und durch materialistisch oder, wie Schelling sich ausdrückt, rein physiologisch. Was mich vollends empört, ist die scheinbare Verwandlung am Ende der Fleischlichkeit in Geistlichkeit, man dürfte sagen, die Himmelfahrt der bösen Lust.[2])

Ob Bettina Göthen als Ottilia oder Luciane, oder als beyde zusammen geseßen habe, darüber lohnt es nicht der Mühe zu streiten. Bei einigen Narrheiten der Luciane, können einem

---

[1]) Köppen's Frau.

[2]) Auch in diesem Urtheil hat Jacobi Göthe verkannt, dessen Absicht gerade bei den Wahlverwandtschaften bekanntlich eine sittliche war.

Narrheiten der Bettina einfallen, und das ist nicht nur hier, sondern auch in Frankfurt geschehen. Meta's Plutarchische Vergleichung zwischen Bettina und Luciane, ist vortrefflich und wird in meinem literarischen Archiv für die Nachwelt aufbewahrt.[3])

Ist der, aus 3 Heften bestehende, erste Band des Aretinischen Morgenboten auch nach Landshut gekommen? Es stehen gräuliche Dinge darinn gegen Protestanten und Norddeutsche. Die Sünden des nichtswürdigen Buben müßen endlich ans Licht gezogen werden. Um ihn ehrlos zu machen braucht man nur zu erzählen, was er gethan hat, und ihn mit Nahmen zu nennen; und das wollen wir thun. Ich hoffe, ehe 14 Tage vergehn, soll Ihnen schon etwas dergleichen zu Gesicht kommen und dann von 8 Tagen zu 8 Tagen mehr. Mich verdrießt nur die Zeit, um welcher dieser Halunke mich und meine Freunde seit 6 Wochen gebracht hat.

Es ist wahrscheinlich, daß der Minister v. Montg. doch noch eine Reise zum Könige nach Paris machen werde. Weiter weiß ich nichts Neues das wahr wäre. Ich umarme Sie und Meta aus Herzensgrunde.

Ihr alter

Jacobi.

---

[3]) Er ist der Nachwelt leider entgangen. Wenigstens findet sich im J.schen Nachlaß nichts derart.

113.

Jacobi an Voß.

München d. 30. Jan. 1810.

Wie ist das, lieber Freund, daß Du mich auf meine Briefe und Pakete so ganz ohne Antwort läßt? wir sagen uns einander täglich, daß wir es nicht begreifen können von unserm Voß. Die Rüge, die ich Dir handschriftlich sandte, ist im Morgenblatt gedruckt erschienen. Ich sende Dir ein Exemplar, nebst einem Exemplar von Aretins frecher Verantwortung. Wir ziehen ihn nun vor Gericht, und zeigen dem Publikum, daß dies geschehen sey, in einer kurzen aber kräftigen Erklärung an. Diese Erklärung werde ich Dir gegen das Ende dieser Woche senden können. Ich höre daß die Mehrzahl der hiesigen Zeitungsleser die Aretinische Verantwortung vortrefflich findet. Dies mag Dir einen Begriff von dem hiesigen Publikum geben. Solltest Du, wenn Du diesen Brief erhällst, noch nicht geantwortet haben, so nimm doch gleich die Feder und schreibe mir einige Zeilen. Grüße von uns allen auf das herzlichste Ernestine und Dich selbst.

Dein eigenster

Jacobi.

114.

Jacobi an Voß.

München d. 13. Febr. 1810.

Heute mein liebster Voß, haben wir Deinen und Ernestinens Brief erhalten. Die treffliche Recension Deines Freundes Aloys langte am Sonnabend bey uns an, und erweckte

allgemeine große Freude. Danke den wackeren Aloys von uns aufs beste. Ich kann Dir heute weiter nicht antworten denn ich bin schrecklich leidend. Aber ich überwinde alles, um Dir nur auf das schnellste kund zu thun, daß die unter meinem Nahmen, in den Manheimer Nouvelles literaires et politiques erschienene pinselhafte Erklärung nicht von mir ist, sondern ein Falsum, wie es sich nur der Erzbösewicht Aretin erlauben konnte. Ich glaubte der Schlag rührte mich, da es mir gestern plötzlich zu Gesicht kam. Daß ich mich gleich hinsetzte und an den redacteur der Zeitung schrieb, damit er ungesäumt die schwarze That bekannt mache, kannst Du denken. Siehe unter welche Hände Dein guter Jacobi gefallen ist. — Unsere Erklärung an das Publikum vom 5 ten Febr. wirst Du erhalten haben. Einliegend Aretins Antwort darauf. Den Fortgang der Sache berichtige ich Dir, so bald sie einen bedeutenden Fortgang gewinnt. Erwarte nur nichts glorreiches; das Ende wird so oder anders hinkend seyn. Dein Auftrag wegen Tibull werde ich pünktlich besorgen, und wie er besorgt wurde und werden konnte, nächstens melden. Ich umarme Dich und Ernestine aus Herzensgrunde.

Dein alter Jacobi.

115.

Jacobi an Voß.

München d. 7. März 1810.

Ich sende Dir, mein Liebster, die Arbeit über den Tibull, welche Du begehrt hast. Locher hat sie unter Jakobs Aufsicht gemacht.

Ich danke Dir aus Herzens Grunde für alles, was Du gethan hast — Ueber den Gang der Aretinischen Sache schreibe

ich Dir mit der reitenden Post, oder lasse Lene schreiben sobald ich etwas heller sehe, welches in wenig Tagen der Fall seyn muß.

Eine Recension des Morgenboten in der Jen. Lit. Zeitg. ist am vorigen Sontag hier angelangt, und hat wegen einer Stelle, welche sagt, daß wo Gott Schweine schafft, er auch für Mist und Pfütze sorgt, schrecklich empört. Der wackere Verfasser hätte, um uns zu nützen, bedenken sollen, daß man uns hier alles, woran wir auch nicht den mindesten Antheil haben zuschreibt, daß man die Nation für uns gewinnen muß gegen einige Bösewichter, welche weniger uns als die Nation selbst beschimpfen. — So war es auch sehr schlimm, daß gleich hinter der Recens. über die Plane Nap. in Nr. 12 der Jan. Zeitg., die Herausforderung von Ringseis im Intelligenzblatt erschien. Dergleichen müßen sich nur unsere Gegner erlauben; ihnen stehet das an, nicht uns. — Man macht sich außer Baiern keinen Begriff davon, was man in Baiern Patriotismus nennt. Was dieser Patriotismus für ein Ding ist, habe ich selbst erst in seiner Vollständigkeit bey dieser Gelegenheit erfahren. Selbst die abscheuliche Handlung, unter meinem Nahmen eine falsche Erklärung in die Manheimer Nouvelles litteraires einrücken zu lassen, hat hier gar keinen Unwillen erregt.

Ich leide seit einigen Tagen an einer heftigen Erkältung, darum nim vorlieb mit diesem Fetzen. Ich umarme Dich aus Herzensgrunde. Wir alle grüßen in Dein Haus mit der bewährten Liebe, die Du kennst.

Dein alter

F. Jacobi.

116.

Jacobi an Voß.

München d. 21. März 1810.

Soeben, mein liebster Voß, erhalte ich Deinen Brief vom 14ten März, und will ihn, so gut ich kann, auf der Stelle beantworten. Seit beynah 3 Wochen schon leide ich an einem heftigen Catharr und bin durch und durch krank.

Daß unsere Klage von dem hiesigen Stadtgericht abgewiesen worden, ist allerdings wahr, aber ganz unwahr, daß es auf eine verächtliche Weise geschehen sey. Indessen frohlockt Aretin über diesen Spruch, als wenn dadurch der ganze Prozeß gewonnen sey für ihn, und verlohren für uns; er vergißt wissentlich, um uns Staub in die Augen zu streuen, daß eine Rechtssache nicht eher beendigt ist, als nachdem das Urtheil Rechtskraft erlangt hat; daß in Baiern ein 60tägiger Appellations Termin gesetzlich ist, und daß es in Baiern drey Instanzen giebt. Der Prozeß hat also kaum erst angefangen. Das Königl. Stadtgericht ist nicht nur partheyisch genug gewesen um unsere Injurienklage hauptsächlich aus dem Grunde abzuweisen, weil in Ansehung der klagenden Personen, die Injurie noch nicht gehörig bescheiniget sey, sondern es hat auch dem Beklagten die Akten mitgetheilt, und zwar — ohne den Klägern Anzeige davon zu thun, welches beydes geradezu wider die Baiersche Gerichtsordnung ist. Mit der Civilklage haben wir eine unmittelbar an den König gerichtete Bitte um Niedersetzung einer Commission zur Criminaluntersuchung verbunden. Denn eins von beyden: entweder in Baiern giebt es Gelehrte, welche sich des Hochverraths schuldig gemacht haben, oder B. von Aretin ist Pasquillant und falscher Denunciant. Auf das letzte Gesuch um Criminaluntersuchung ist noch die gehoffte allerhöchste Ent-

schließung nicht erfolgt. Wäre also auch jener Civilprozeß, der überhaupt nur als unbedeutende Nebensache erscheint, vollkommen geendigt, so würde doch die Hauptsache noch sehr weit von ihrem Ziele entfernt seyn. Daß den Aretinern nicht wohl in ihrer Haut ist, beweißt der Eifer und die Eile, womit sie die Abweisung, die wir von dem Stadtgericht erfahren haben, zu verbreiten bemüht sind. Aretin hat sogar die Aktensammlung, die er auf eine widerrechtliche Weise erhalten hatte, abdrucken lassen mit einer Erklärung am Schlusse, wovon ich Dir eine Abschrift sende. Die ganze Edition ist auf Königlichen Befehl confiscirt und weggenommen worden. Zugleich hat der König verordnet: „Daß von nun an weder dem einen noch dem andern der im „Streite befangenen Theile gestattet seyn solle, irgend eine auf „diese Sache sich beziehende Druckschrift heraus zu geben, oder „irgend einen Aufsatz in eine in oder ausländische politische oder „literarische Zeitung oder sonstiges öffentliches Blatt einrücken „zu lassen." Dieser Befehl drückt uns ehrliche Leute wenig, weil das Publikum nun schon von dem Wesentlichen unterrichtet ist, und es wohl an wackern Männern nicht fehlen wird, welche die Sache der Humanität ohne unser weiteres Zuthun in Schutz nehmen und der Lüge die Maske abreißen werden. Ohne dieses würden wir freylich übel daran seyn, da wir den Königlichen Befehl gewissenhaft befolgen werden, Aretin aber keineswegs. Da das Königliche Verbot kein allgemeines und öffentliches ist, sondern den Betheiligten allein das Schreiben untersagt, so kann er unter fremder Firma alles in die Welt schicken, was er Lust hat. Dagegen kommt uns wieder zu statten: daß er, wegen des an alle Buchhändler und Buchdrucker in Baiern wegen dieser Sache ergangenen strengen Befehls keine Flugschriften an den Mann bringen kann; kein honettes Zeitungsblatt oder journal außer Baiern sein schändliches Geschreibsel aufnehmen wird. Zwar hat er durch den Credit seines Bruders, des Ge-

heimenstaatsraths v. Aretin, dem Redacteur der Miscellen für die neueste Weltkunde einen Aufsatz aufzudringen gewußt, den Du in Nr. 20 dieser Zeitung lesen kannst, Zschocke aber hat in einem gleich darauf folgenden Blatte den Schaden wieder geheilt, und wie ein braver Mann gesprochen. Du wirst in dem Aufsatze Nr. 20 und aus der in Abschrift beyliegenden Erklärung von Aretin sehen, daß die Herren die Klauen doch gewaltig einziehen, daß sie alles nicht so bös gemeynt haben wollen, und sich vor einer Criminaluntersuchung, in der sie als Angeber erscheinen müssen, gar sehr fürchten. — Ich könnte Dir eine Menge Schändlichkeiten und wahrhafte Teufeleyen melden, wenn es der Mühe lohnte. — Heute oder spätestens morgen wird der Minister von Montgelas endlich zurückkommen; drey oder vier Tage darauf werde ich Dir bestimmt melden können wie unsere Sache ausgehen wird. — Warne Eichstädt, daß er auf seiner Hut sey gegen alles, was uns schaden könnte. Die List und Bosheit unserer Gegner ist unsäglich groß.

Lebe wohl, lieber Trefflicher! Gott gebe, daß diese verruchte Sache nicht verhindere, daß wir uns im nächsten Sommer sehen. Melde mir ob Du gegen den 15ten oder 20. Septbr. aus Holstein wieder zurück seyn wirst. Ich umarme Dich mit der innigsten Verehrung und Liebe. Grüße Ernestine und Deine Söhne. (Lene und Lotte sagen dasselbe.)

Dein eigenster

Jacobi.

D. 22. März X.

Um Dich wegen der nichts bedeutenden Abweisung unserer Klage von dem Stadtgerichte noch vollkommner zu beruhigen will ich folgendes hinzusetzen. Diese Abweisung wäre nicht erfolgt, wenn nicht ein Freund, der ein großer Rechtsgelehrter [1])

---

[1]) Feuerbach?

ist und unseren Advokaten leitete, zu hitzig bey der Sache zu Werk gegangen wäre und zu gewaltthätig gegen den Advokaten. Bey der Appellationsschrift sind wir vorsichtiger zu Werke gegangen und haben uns Zeit gelassen; sie wird erst morgen eingegeben. Sachverständige Männer versichern uns, die Klage werde nun gewiß angenommen werden. — Grüße Freund Aloys, und danke ihm noch einmal in meinem Nahmen für seine treffliche Arbeit. Bitte Eichstädt oder lasse ihn bitten, daß er mir gegen Bezahlung ein halb Dutzend Exemplare der zwey Recensionen sende. Ich werde dankbar seyn wenn ich auch nur zwey erhalte.

(Dem Brief ist beigefügt eine Abschrift der folgenden Erklärung Aretin's:)

Copie.

An den Leser der Nationalzeitung der Deutschen.

Meine Antwort auf die Rüge eines litterarischen Falsi in der Extrabeilage zum Morgenbl. 1810 Nr. 1 findet sich in Nr. 4 des Intbl. Ob. d. Lit. Z. zur Erleuterung dieser Streitigkeit dient die soeben erschienene:

„Sammlung der Aktenstücke in Sachen des Präsidenten d. „K. Akdd. in München F. H. Jacobi nebst 5 Consorten; nehm„lich Generalf. Schlichtegroll, Hr. Breyer, Jacobs, Hamberger „und Oberstudien und Kirchenrath Niethammer, als Kläger gegen „den K. Ober Hofbibliothekar Chr. Frh. v. Aretin, als Beklag„ter in puncto injuriarum atrocissimarum et factis factionis, „woraus man ersehen wird, daß dieser Rechtshandel bereits „gegen die Kläger entschieden ist *) man vergleiche „die Erklärung „den Morgenboten betreffend, von H. Huber, Redacteur dieser Zeitschrift.

Ich erkläre bey dieser Gelegenheit, daß ich keine der Schriften beantworten werde, welche von der Leidenschaftlichkeit der auf

mich einstürzenden Verfolger entweder schon erzeugt sind, oder jezt nach verlohrenem Prozeße ihr Daseyn erhalten werden, und welche sämmtlich die offenbarste Absicht haben, diese Sache zur allgemeinen Angelegenheit aller Protestanten, folglich zu einer Religions Streitigkeit zu machen, zugleich finde ich nöthig öffentlich anzuzeigen, daß wie ich bereits gerichtlich erklärt habe, die mir zugeschriebenen Stellen des Morgenboten, und der spätern Auflage der Schrift; die Plane Nap. u. s. Gegner (die erste Auflage kam unter den Augen der Regierung zu München heraus) nicht auf meine Rechnung zu setzen sind. Diese Actenmäßige Erklärung wird, wie ich hoffe, hinreichen die anonyme Verleumdung meiner von blinder Wuth bestochener Gegner in ihrem wahren Licht darzustellen. Uebrigens habe ich doch das bewirkt, daß das große Föderatif-System Nap. einige Feinde weniger, einige Freunde mehr erhalten hat, und daß die unversöhnlichsten Bekämpfer derselben wenigstens nicht mehr öffentlich in Deutschland aufzutreten wagen. Für einen solchen Preis will ich gern als Opfer fallen. München d. 21 ten Febr. 1810.

Chr. Frh. v. Aretin.

An den H. Redakteur der Nationalzeitung.

Ihre Nationalzeitung Nr. 7 d. J. enthält einen Aufsatz gegen mich, dem Sie wohl schwehrlich einen Platz würden vergönnt haben, wenn Ihnen die wahre Beschaffenheit der Sache besser bekannt gewesen wäre. Ich ersuche Sie den vorstehenden Artikel in das nächste Blatt dieser Zeitung einrücken zu lassen und mir die Kosten Berechnung zuzusenden. Bis dahin habe ich die Ehre zu seyn

Ihr ergebener Diener

Chr. Fr. v. Aretin.

117.

Jacobi an Voß.

München d. 29. April X.

Mein liebster Voß!

Der Ueberbringer dieses Blattes wird Dir erzählen, wie krank er mich gefunden und verlassen hat. Der Frühling, wenn er kommt, muß mir wieder auf die Beine helfen.

Der Minister ist noch immer nicht aus Paris zurück; wir erwarten ihn jetzt stündlich. Unsere Sache wird wahrscheinlich zu unserer Zufriedenheit endigen. — Carl Ammann ist mit einigen andren Buben desselben Gelichters gefänglich eingezogen worden. Claudius wird Dir mehr davon erzählen. — Auf unsere Appellationsschrift haben wir noch keinen Bescheid. Diese Zögerung macht es wenigstens so gut als gewiß, daß der Prozeß in den Gang kommen wird.

Eine große Bitte habe ich an Dich! Sorge für eine gründliche Recension in der Jen. allg. Lit. Zeitg. v. Aretins soeben erschienener Systematischen Anleitung zur Theorie (!) und Praxis der Mnemonik. Aus diesem Werke kann der Mann noch besser dargestellt werden, wie er ist, als aus seiner Literatur der Baierischen Geschichte, die in d. Jen. Lit. Zeitg. bereits einen recht wackeren Recensenten gefunden hat. In d. hiesigen Obd. Lit. Zeitg. sind beyde Bücher als Wunder der Zeit ausgerufen worden und, wie bekannt, komt der Glaube von der Predigt. Laß es Dir angelegen seyn, daß meine Bitte in Erfüllung gehe. Der Verleger Seidel in Sulzbach wird alles mögliche thun, um dem Buche günstige Recensionen zu erkaufen, und hat an meinen Freund, den hiesigen Oberkirchenrath Schmidt geschrieben, daß er ein geschlagener Mann wäre, wenn ihm das fehl schlüge, denn die Auflage wäre von 3000 Exemplaren.

An den wackeren Aloys meine besten Grüße und meinen wiederholten Dank. — Merket auf alles Ihr bidern Männer, und stehet uns ferner bey. So bald sich etwas Bedeutendes ergiebt schreibe ich wieder, oder lasse schreiben durch Lene.

Köppen, der gerade hier ist, grüßt Dich auf das Herzlichste. —

Ich umarme Dich mit innigster Liebe

Dein alter
Jacobi.

Eine männliche Beurtheilung der Anleitung zur Mnemonik in den Heidelberger Jahrbüchern würde mir auch höchst willkommen seyn.

118.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 12. Dec. 1810.

Mein verehrtester theuerster Freund.

Schon mehr als einmal hat mir, wenn ich Ihnen schreiben wollte, die Feder ihren Dienst versagt, und ich habe keinen Anfang finden können, den abgerissenen Faden unsres Verkehrs anzuknüpfen aus der Ferne und durch den toden Buchstaben eines Briefs.[1]) Der Gegensatz zwischen dieser Art des Um-

---

[1]) Jacobs hatte München verlassen und war einem Rufe nach Gotha gefolgt. Die schändlichen Anfeindungen hatten ihm das Leben in München verleidet, und da man ihm die Bedingungen, unter denen er allein eine ersprießlichere Wirksamkeit erwarten konnte, nicht bewilligte, so nahm er den Ruf nach Gotha an. Späterhin, als die Regierung die verfolgten „ausländischen" (außerbayrischen) Gelehrten kräftiger schützte und Aretin von München entfernte, wäre er gern wieder zurückgekehrt, wenn er ohne Un-

ganges und dem lebendigen, an den Sie mich gewöhnt, durch den Sie mich verwöhnt hatten, ist allzu schroff; ich kann keinen Uebergang finden, und indem ich ihn suche, fühle ich schmerzlicher als je, was ich verlohren, was ich mir selbst entzogen habe. Aber nicht zum erstenmal fühl' ich es jetzt. Als ich vor zwölf Tagen Ihr Haus zum letztenmal verließ, wo Sie mich drey Jahre vorher auf eine so gütige und freundschaftliche Weise aufgenommen hatten, wo ich drey Jahre hindurch die angenehmsten und lehrreichsten Stunden verlebt, und öfters Trost und Heiterkeit gefunden hatte, da trat mir alles vor die Augen, der Tag meiner Ankunft in M. und meiner Vorstellung bey Ihnen, die zahlreichen Proben Ihrer väterlichen Gesinnungen gegen mich, die gemeinsam genossenen glücklichen Tage und die ertragenen Leiden, eine ganze lange Reihe von Erinnerungen, die sich jetzt in wenige Momente zusammendrängten — und ich begoß mit zahllosen Thränen den Weg, den ich so oft betreten hatte, und vielleicht nie wieder betreten sollte. In diesen Augenblicken fühlte ich nur meinen Verlust, und die frühere Freude über meine Erlösung ging unter in Schmerz. Ich hätte fast wünschen können, nimmer erlößt zu seyn. Wenn es mir aber auch noch tausendmal schlimmer ergangen wäre, so werde ich doch nie die Zeit beklagen, die ich in M. verlebt habe; nicht sowohl der Erfahrungen wegen, obschon auch diese einen Werth haben, als

dankbarkeit die alten und neuen Beziehungen in Gotha hätte lösen können. Denn sein Herz hing an den Freunden in München und an dem angeregten und anregenden Verkehr derselben; an keinem aber inniger und treuer, als an Jacobi, den er mit der vereinigten Liebe eines Freundes und Sohnes liebte. Wir kennen wenige Briefwechsel, die so für die innere Trefflichkeit der Freunde sprechen, als der zwischen Jacobs und Jacobi. Die Milde, Edelsinnigkeit und innere Reife, die wahrhafte Menschenliebe und Weisheit Jacobi's ließen ihn Jacobs als das Ideal eines edeln Mannes erscheinen, dem er bis zu seinem Tode eine Liebe widmete, deren Ausdruck Niemand ohne Rührung lesen wird.

weil mir der Himmel vergönnt hat, Ihre Liebe zu gewinnen und mich Ihres Umgangs zu freun. Ich bin mir sehr wohl bewußt, wie vieles ich diesem Umgang verdanke, und wie vieles davon in mich übergegangen, ob ich schon zu profan war, um alles, was mir geboten ward, in mich aufzunehmen. Es ist aber dadurch ein anderes Leben in mir erwacht, und ich sehe die Wissenschaften und die Welt aus einem andern Gesichtspunkte an, als vordem. Was auch künftig meine Schicksahle sein mögen, der Saame wird nicht vertilgt werden, der in mein Gemüth gelegt worden; das Licht nicht verlöschen, das aus der Verwirrung des Lebens retten kann. So bin ich durch ewige Dankbarkeit an Sie geknüpft, mein edler Freund, und auch fern Ihnen nah. Meine Gedanken kehren immer zu Ihnen zurück, und die Zerstreuung, in der ich bis jetzt noch gelebt habe, hat mich doch nicht gehindert, mich an Ihrem Theetisch einzufinden und die vergangenen Stunden zu wiederholen. Ich bin noch gar nicht einheimisch hier; ich habe noch nicht einmal den Entschluß fassen können, es seyn zu wollen; ja die gütigen Bemühungen meiner hiesigen Freunde um mich kommen mir bisweilen vor wie Verführungen zur Untreue gegen die, welche ich in M. zurückgelaßen habe. Ich weiß wohl und fühle es, daß ich darüber in einen sonderbaren Streit mit mir selbst gerathe, der mir auch hier nicht vortheilhaft ist; aber es ist mir nun doch ganz unmöglich, ein Gefühl zu bekämpfen, das sich in meinem Innersten rechtfertigt. Man mag hier erwartet haben, daß ich, erbittert gegen Bayern, mich mit einer ausschweifenden Freude in meine neuen Verhältnisse werfen würde; aber indem man das erlittene Böse allein in Anschlag bringt vergißt man das tausendfältige Gute dagegen zu rechnen, das ich in Bayern empfangen habe. Ich aber nur an dieses denkend, fühle so wenigen Groll, daß ich des Bösen kaum mehr erwähnen mag; und ich finde eine Art von Trost darinn, alles Gute von München und Bayern zu sagen, was

ich weiß. Vielen scheinet das räthselhaft; aber diese wißen nicht, welche Freunde ich dort zurückgelaßen, und wie mein ganzes Herz an diesen Freunden hängt.

Mit großem Verlangen sehe ich den ersten Nachrichten aus M. entgegen. Möge ich hören, daß Sie weniger leiden, und daß Sie die heitere, zutrauensvolle Stimmung in sich erhalten, in der ich Sie verlaßen habe. Mögen auch die Ereigniße zu ihrer Erhaltung beytragen, und endlich einmal das gute Princip über das böse obsiegen. Daß ich hier viel über diesen Kampf sprechen muß, können Sie leicht glauben. Man ist hier fast ungedultiger, ihn auf eine für uns günstige Weise geendigt zu sehen als wir selbst.

Schlichtegrolls Freunde wünschen ihn gerettet, und man bildet mannichfaltige Plane. Daß seine Lage sehr ungünstig ist, weiß ich wohl; auch Sie, mein verehrter und edler Freund, wißen, daß er weder mit seinem Gehalte auskömmt, noch bey der Art seiner Geschäfte im Stande ist, durch Nebenarbeiten zu verdienen. Sollte er der Academie entrißen werden[2], so würde dieses, nach meiner Einsicht, für Sie und die Geschäftsführung der Academie ein unersetzlicher Verlust seyn.

Ich habe hier die Meinigen gesund und vergnügt gefunden; auch meine Frau hatte eine etwas beßere Farbe bekommen. Sie trägt mir auf, Ihnen ihre innige Verehrung zu bezeigen, und sie allen den Ihrigen auf das angelegentlichste zu empfehlen. Um das letztere bitte ich auch in meinem Nahmen.

Leben Sie wohl, mein Verehrter und innigst geliebter Freund. Nehmen Sie noch einmal den Dank für alles das Gute an, das Sie mir in so reicher Fülle erzeigt haben, für Ihr zärtliches Wohlwollen, auch für die milde Ertragung meiner Thorheiten. Es ist alles tief und unauslöschlich in mein Herz einge-

---

[2] Schlichtegroll war Generalsekretär der Akademie in München.

graben, und ich werde nie vergeßen, daß ich das Beste und Edelste durch den besten und edelsten der Menschen kennen und lieben gelernt habe.

Ich bin mit der herzlichsten Anhänglichkeit und Verehrung

der Ihrigste

Frd. Jacobs.

119.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 14. März 1811.

Schon allzulange, mein herzlich und innigst verehrter Freund, hab' ich nicht geschrieben. Gesprochen zwar habe ich viel mit Ihnen, wenigstens zu Ihnen; aber diese vertrauten Gespräche, in der Tiefe meiner Seele empfangen, sind auch da, wo sie erzeugt wurden, erloschen, ohne zu Ihnen zu wandeln, wenn nicht etwa auf dem geheimen Pfade der Sympathie, welcher die Regungen des Herzens, auch durch die Einöden des Schweigens, von Geist zu Geiste führt. Ich habe viel zu Ihnen gesprochen und auch vieles von Ihnen vernommen, was sich mild und erquicklich an mein Herz legte, indem ich ihm Ihren Ton lieh, und Ihre Gestalt. Denn das ist, bey bittrer Entbehrung, meine Freude und mein Trost, daß ich so Ihren Geist beschwören, daß ich Sie mir so lebendig vor die Augen stellen, daß ich Sie auch jetzt noch hören kann; oder, was eben so viel ist, daß ich durch ein glückliches Verhängniß, wenn auch nur auf kurze Zeit mit Ihnen zusammengeführt, aber auf ewig, wie mit einem wohlwollenden Schutzgeiste mit Ihnen verbunden worden bin. Dieses Eine wiegt alle Uebel auf, die ich etwa erfahren habe; es wiegt sie so überschwenglich auf, daß auch nicht der geringste Rest von Bitterkeit in meinem Herzen geblieben ist.

Der Unfall meines armen Thiersch[1]) hat, wenn es möglich ist, in diesen letzten Tagen meine Gedanken noch öftrer und stärker nach M. gezogen. Die erste Nachricht warf mich ganz darnieder; ich hätte mich nicht getröstet, wenn er ein Opfer der Bosheit geworden wäre. Nun höre ich, zu meiner Freude, daß seine Genesung vorwärts rückt, und ich hoffe, daß ihm bald kein Nachtheil übrig bleiben soll, auch nicht die Furcht. Von allen Nachtheilen wäre die wohl der schlimmste, und der höchste Triumph der Gegenparthey. Ein zweyter Versuch wird schwerlich gemacht werden. Aber sonderbar ist es, wie sich alle unsre Klagen rechtfertigen! und wie auch der schuldlose Theil der Nation jetzt für die schadenfrohe Gleichgültigkeit büßt — durch die schlimmen Urtheile des Auslandes — mit der er die Bübereyen ihrer Landsleute gegen uns ertragen hat. Was hätten wir, auch bey der schlimmsten Ausdeutung, je gegen die Ehre der B. thun können, was sie ärger beschimpft hätte, als diese That? Ueberall wird man sie auf die Rechnung des Fanatismus schreiben, und diejenigen, welche in dem Morgenboten das Lutherthum und seine Anhänger mit Capucinerwitz verhöhnt haben, werden jetzt für die Banditen gelten, die, soviel an ihnen liegt, die Dolche zu neuen Bartholomäusnächten gegen die Protestanten schärfen. Unterdeßen dürfen wir auch gegen uns neue Verleumdungen erwarten. In gewißen Süddeutschen Miscellen, die ohne Zweifel in M. herauskommen, und ganz das Ansehn haben aus aretinischen Papieren zusammengeraft zu seyn, wird in dem Artikel München die Toleranz der Einwohner gerühmt, zugleich aber die Intoleranz und Insolenz gewißer protest. Fremdlinge gerügt,

---

[1]) Es war bekanntlich auf Thiersch ein Mordanfall gemacht worden, welcher nur durch einen Zufall nicht tödlich ausfiel. Vgl. Jacobs Briefe an Thiersch und an Böttiger unter Nr. 171 u. 172. S. 249 ff. und Thiersch's Leben, von seinem Sohne.

welche die alte Erbitterung der Münchner gegen den Protestantismus von neuem erregt hätte. Nach diesem Anfange können wir aus derselben stinkenden Quelle noch ähnliches und schlimmeres hoffen.

Von einer Untersuchung über das Assasinat erwarte ich so wenig als von irgend einer andern, wo nichts weiter als die Ehre oder das Leben eines Ausländers gefährdet ist. Von dieser Justiz kann man alles nur keine Gerechtigkeit hoffen. Sie trägt die Binde nicht umsonst um das Aug; und da ihre Hände mit Schwerd und Wage zu thun haben, so kann sie nicht zugreifen, wenn auch der Missethäter mit frecher Stirn bis in ihren Bereich träte.[2]) — — — —

Bey dem, was Sie S. 186 ff. über die Denkart der Zeit so herrlich sagen, wo Sie auch eine Stelle Ferguson's anführen, die ich früher mit großem Interesse gelesen hatte, dachte ich, daß unser pädagogisches Treiben ja wohl die größte Anklage des Jahrhunderts sey, und einen so tiefen Unglauben an die Hoheit und Kraft unsrer Natur verrathe, als sonst nichts. Sonst bereitete der Gärtner den Boden, und legte ein gesundes Saamenkorn hinein; das übrige gab sich von selbst. Jetzt meynt man, kein Blatt könne gedeihen, und wie viel weniger eine Blüthe, wenn man nicht Luft mache mit dem Messer, und überall nachhelfe und alles selbst zurecht legte. Der Glaube ist von unsern Erziehern gewichen, und so sind sie und ihre Zöglinge recht eigentlich eintönendes Erz geworden, und eine klingende Schelle, die nur eben so lange einförmig schallt, als sie bewegt wird. Wenn man seit einiger Zeit weniger thut, so geschieht es nicht, weil man dem irrigen Princip entsagt hätte, sondern aus Indifferenz, und weil die Mode ihre Zeit gehabt hat; denn hin und wieder wird doch noch der Traum genährt, daß die Regeneration

---

[2]) Der Thäter wurde in der That nicht entdeckt.

des Menschengeschlechts von einer verbeßerten Methode des A b c zu lernen, ausgehen müße.

Je mehr ich übrigens die Denkungsart unserer deutschen Landsleute in diesen Zeiten der Prüfung betrachte, desto mehr werde ich überzeugt, daß ihre alten Tugenden von ihnen gewichen sind, indem sie, statt auf eine edle Weise zu trauern, lieber durch die übelgelingende Nachahmung der fremden Frivolität sich über ihr Unglück betäuben wollen. Nicht zufrieden das unvermeidliche Joch zu tragen, suchen wir noch die Schande, es verdient zu haben, indem wir ganz lustig dazu sehn, und wenn unsre Treiber aufspielen, mit unsern Ketten den Takt schlagen. Dieser Anblick zerschneidet das Herz. Wenn edle Völker in der Geschichte untergehn, so darf sich kein Vernünftiger grämen, ihr Untergang muß, wie der Tod der Individuen, erwartet werden; aber die Selbst-Entehrung, das Erlöschen aller Tugenden und alles Adels, das allmählige Versinken in sittliche Nullität — das schmerzt auch nach Jahrhunderten noch. Und das wird, fürcht' ich unser Schicksal sein. Wir gehen zu Grunde, wenn uns nicht eine größere Noth zu Hülfe kömmt.

Ich schließe diesen Brief an einem heitern Morgen, mit belebten Frühlingshofnungen; denn schon scheint die Sonne recht warm durch mein Fenster herein. Möge Ihnen der Himmel einen recht erfreulichen Frühling geben, und viele heitere Tage darinn, und frohe Abende. Grüßen Sie, wenn ich bitten darf, alle die Ihrigen recht herzlich von mir, sowie von meiner Frau, die Ihrer und Ihres Hauses immer mit zärtlicher Dankbarkeit gedenkt. Leben Sie wohl, und meiner mit dem Wohlwollen eingedenk, das Sie mir immer geschenkt haben. Von Grunde meines Herzens

der Ihrigste

Jacobs.

120.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 22. Juni 1811.

— — — Ihren Brief [1]), mein verehrtester Freund, habe ich mit inniger Rührung gelesen, und auch jetzt wieder, nicht ohne Thränen. Jeder Ausdruck, jeder Laut Ihrer Liebe dringt mir durchs Herz. Ich denke der verfloßenen Tage, ihrer Freuden und Leiden, und wie wohlthätig mir Ihre Nähe gewesen ist. Alles ist mir wieder lebendig vor die Augen getreten. Aber ach, indem ich die Schätze der vergangenen kurzen Jahre mustere, und wie reich mich Ihre Liebe gemacht hat, fühle ich mich in der Gegenwart unaussprechlich arm. Ich horche nach Leuten umher, die ich so gern wie die Ihrigen hören möchte; aber umsonst. Daher zieh ich mich immer enger in mich hinein, und sehe niemand, als wer mich etwa in meinem Hause besucht, und deren sind wenige. Recht aufgeschloßen in wissenschaftlicher, oder überhaupt nur in freyer, lebendig bewegter Mittheilung hat sich mein Herz hier noch nicht. Die meisten sind zu ängstlich an ihr Geschäft gebunden; die welche freyer seyn könnten, treiben sich meist so ideenlos in der armseligen Gegenwart umher, daß es nicht der Mühe lohnt, sie aufzusuchen, um etwa noch einmal und abermals zu hören, was man in jeder Zeitung finden kann. Von vielen scheucht mich auch die unerträgliche Duldsamkeit zurück, mit der sie sich in Dinge finden, die mein Innerstes empören oder wenn sie auch ein Unwille anzuwandeln scheint, doch nicht über die engen Grenzen ihres armseligen Egoismus hinaus gehn. Mit dieser erbärmlichen Toleranz sind wir zu Grunde gegangen, mit ihr wird auch der letzte Rest unsers kostbarsten Eigenthums zu Grunde gehn.

---

[1]) Ein Theil dieses Briefes ist gedruckt Auserles. Briefw. II, 422.

Bey diesem Mangel der Mittheilung muß ich freylich fürchten ganz zu verarmen; denn auch Lectüre ist dafür kein Ersatz. Leider ist es mir auch nicht vergönnt, meine Lectüre nach diesem Bedürfniß zu wählen. Das einzige, dem ich in dieser Zeit einige Muße gewidmet habe, sind Schlegels Vorlesungen über die neuere Geschichte gewesen. Manches hat mir in diesem Buche recht wohl gefallen; erstlich, daß er verlangt, der Geschichtschreiber solle recht sehr partheyisch seyn; welches meine alte Ueberzeugung ist, indem eben erst aus der rechten Partheylichkeit die rechte Geschichte hervorgeht; zweytens, daß er Frankreichs tückische Politik gegen Deutschland, wie sie zu allen Zeiten gewesen ist, in ihr rechtes Licht stellt; endlich, daß er einen würdigen Begriff vom Kaiserthum gibt, wie es seyn sollte, obschon, meines Erachtens, mit Wißen und Willen nie recht gewesen ist. Ich hatte das Buch mit einiger Besorgniß wegen des Protestantismus in die Hand genommen, und war denn recht froh, daß es noch so milde abging, und den großen Beförderern der Religion kein schreyendes Unrecht geschehen war. Daß übrigens diese Vorlesungen nicht eigentlich die neuere Geschichte betreffen, sondern die Geschichte von Oesterreich, und daß dieses zu dem glänzenden Mittelpunkte der Weltbegebenheiten erhoben wird, kann man sich — ob es schon ein Fehler ist — doch gefallen laßen, weil denn doch durch diese Tendenz die Sachen in ein anderes Licht kommen, als seit der großen preußischen Spaltung in Deutschland herrschende Ansicht war. Die gegenwärtige Zeit ist hier eine große Lehrerin, und es ereignen sich täglich unter dem neuen Protectorate Dinge, die uns jene Zeiten zurückwünschen laßen, wo Oesterreichs Bequemlichkeit den Völkern Deutschlands auch eine freye und bequeme Bewegung verstattete. Was Deutschland in Rücksicht auf Cultur und Wissenschaft ist, ist es allerdings an diesem leichten Zügel geworden, obschon nicht durch ihn. Ein schwereres Joch hätte uns leicht zu Sclaven —

auch in unsern Gesinnungen — gemacht; und eben das ist es, was ich von der gegenwärtigen, durch gar nichts beschränkten Willkühr fürchte. Bey der schlaffen Duldsamkeit, bey dem unglaublichen Egoismus, in den unsre Landsleute leider versunken sind, reichen wenige Jahre hin, um den mächtigen Strom zu einem zahmen Flüßchen, oder einem stehenden Wasser zu machen, das allmählig verdampft, und zu einem urbaren, nützlichen Boden wird für die Sieger. Sowie hierzu der Anfang gemacht worden, bedarf es keines halben Jahrhunderts zur Ausführung. Ein halbes Menschenalter ist dazu vollkommen genug.

Mein Papier geht zu Ende, und ich will nicht einen neuen Bogen anlegen, um nicht die Post noch einmal zu übergehn. Darum schreibe ich Ihnen auch nichts über meine häuslichen Leiden und den traurigen Zustand meiner armen Frau, worüber Schlichtegroll mehr weiß. Grüßen Sie alle die Ihrigen recht herzlich von mir, sowie die Meinigen Sie grüßen, insbesondere meine Frau. Leben Sie wohl, mein theurer und verehrter Freund. Gott gebe Ihnen gesunde und heitere Tage. Ich umarme Sie von ganzer Seele.

Der Ihrige

Fr. Jacobs.

121.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 8. Nov. 1811.

Mein verehrtester und geliebtester Freund.

Als ich vor einigen Tagen in Richters unsichtbarer Loge zufällig die Sie betreffenden Worte las: „daß man bei Friedrich Jacobis Werken neben den andern Eigenschaften und den Zügen,

welche seltnere Menschen haben, auch zu bewundern habe das Vergeßen des Publicums und seine Kälte gegen alles Außerordentliche." fühlte ich mich mehr als gewöhnlich bewegt durch das Andenken an Sie, und beunruhigt über mein eignes langes Schweigen gegen Sie. Nicht zwar ein Vergeßen hab' ich mir vorzurücken, da ja kein Tag untergeht, wo ich nicht meiner unauslöschlichen, ewig erneuten und zuverläßig unheilbaren Sehnsucht nach Ihnen, mein unvergeßlicher Freund, Gehör gäbe; aber wohl darf ich mich anklagen, daß ich mein stummes Gefühl nicht öfterer laut mache, und es in Wort und Schrift verkörpert als einen sichtbaren Bothen meiner innersten Gesinnungen zu Ihnen sende. Ich klage mich an deßhalb, weil ich ja nicht nöthig hätte, mir, nach dem größern Genuß, auch noch seinen Nachklang und Nachtraum zu nehmen; und weil es überhaupt unrecht ist, wenn der, welcher schreiben kann, weil er nur krank ist am Herzen, nicht aber an Augen und Nerven, nicht seine gesunden Hände bewegt, um dem entfernten Freunde zu sagen, was dieser freylich schon weiß, aber doch gewiß nicht ungern mehr als einmal liest. Ich nahm mir darum vor, keinen Posttag wieder verlaufen zu lassen, ohne geschrieben zu haben; und was bey guten Vorsätzen nicht immer geschieht, es hat allen Anschein, als ob ich mir dieses mal Wort hielte. Von einem frühern Briefe, den Frau von Martini mitnehmen sollte, liegt der Anfang noch unter meinen Papieren; der jetzige soll, wenn Gott will, auch geendet und fortgeschickt werden.

Eine große Freude ist mir in dem Laufe des vorigen Monats die Anwesenheit der beyden Münchner Freunde gewesen, die mir so vieles sagen konnten, was man aus Briefen nicht erfährt, und indem sie mein Verlangen befriedigten, es eben dadurch noch lebendiger anregten. Wenige Wochen fehlen und das Jahr seit unsrer Trennung ist voll; aber mein Schmerz statt sich zu mindern, wächst, und die Wunde, weil sie sich nicht

schließen will, wird eben darum schlimmer von Tag zu Tag. Immer nur mit dem Verlohrnen beschäftigt, thut mir die Gegenwart kein Genüge; ich bin wie ausgetrieben aus dem Paradies in ein armes und wüstes Land, wo mir die Stimmen der Geister des Himmels und seiner Bothen fehlen. Gotha ist nicht mehr, was es vormals war. Die alten Cirkel der gebildeten Welt sind größtentheils zerstört; und die noch übrigen Zweige der guten Gesellschaft sterben vor Alter ab. Da ist selten eine Unterhaltung, die mich befriedigte; von der ich vergnügter, und wie von dem Gespräch mit Ihnen, mein unvergeßlicher weiser Freund, gestärkt, beseelt, unterrichtet hinwegginge. Die Schuld mag freylich oft an mir liegen und meiner Verstimmung; aber doch nicht allein an mir. Darum leb' ich fast immer einsam, und eigentlich ohne allen Umgang; denn von Zeit zu Zeit mit den Leuten eßen, oder Thee trinken, heißt doch nicht mit ihnen umgehn, und von einem leben, nicht leben mit ihm. Was mir von dieser Seite abgeht, gewinne ich an der Arbeit; sodaß ich in wenigen Zeiten meines Lebens so arbeitsam gewesen bin als jetzt. Manchem möchte dieß reiner Gewinn scheinen, wie etwa ein abgeschoßenes Bein eine klare Ersparniß an Strümpfen, Schuhen und Stiefeln macht; doch möchte ich lieber mein Bein behalten, und lieber ein Freundschaftsband, reich an Gedanken und Gefühlen, als einige Bände gedruckter Worte mehr. Ich muß aber schon aus der Noth eine Tugend machen; und wie es geht, wenn man sich einmal auf das planum inclinatum der Gewinnsucht gesetzt hat, daß man sich nicht halten kann — zumal wenn die Noth noch von hinten schiebt — so geht es mir auch, daß ich Tag und Nacht nicht aus dem Schreiben herauskommen kann, und selbst dem Lesen nicht mehr Zeit widme als nöthig ist für mein eignes Manuscript. Nun ist aber das, was ich thue, nicht eigentlich das, was ich thun möchte — denn nach des Autors eignen Wünschen und Lüsten fragt die Penia nichts

— so wächst mir eine ungeheure Sehnsucht über den Kopf, die etwas ähnliches mit der Sehnsucht eines Gefangenen nach Licht und Freyheit haben mag. Doch das ist mir nichts Neues. Denn da ich mein ganzes Leben hindurch in dem Dienst der Armuth gewesen bin, so hab' ich die Seegel meiner Barke nie nach Gutdünken stellen, sondern die ersehnten Ufer nur verstohlner Weise, etwa wie eine heimliche Geliebte, mit Gefahr harter Büßungen von meiner Gebieterin besuchen dürfen.

Was ich jetzt am liebsten thäte, wäre — woran Sie mich mahnen, eine neue Fahrt nach Griechenland. Dieses Land suche ich, wie die taurische Iphigenia, unablässig mit der Seele; und je älter ich werde, desto weniger gewöhnt sich mein Geist hierher; an das rauhe Taurien unsrer verkümmerten, niedergedrückten, gemishandelten Zeit. Ich will für meine Person andern gern die Freude gönnen, die sie an den außerordentlichen Erscheinungen haben, welche in unsern Tagen der jammervolle und kleine, aber in großem Stile trachtende Egoismus hervorbringt, und die darum Viele für etwas Großes halten — ich kann diese Bewundrung — oder ist es nicht meist das kindische Staunen der Unerfahrenheit? — ich kann sie nicht theilen; und da mich sowohl das, was ich sehe, als das, was ich fürchte, tief verwundet, so suche ich meinen Trost in dem Alterthum, das mit seiner stillen Größe die lärmige Kleinheit der neuern Zeit so siegreich verhöhnt, und sie mit seinem gewaltigen riesenmäßigen Schatten wie in eine Grabesnacht wirft. Nun hege ich die Ueberzeugung, daß vielen Menschen nicht anders zu Muthe ist, und daß sie auch, wie ich, einen Trost und eine Freude in der Beschauung einer höhern Menschheit finden; und mit diesen möchte ich auch in Unterhandlung treten durch ein Buch. Stoff habe ich genug; aber um mir selbst Genüge zu thun, und meinen Schilderungen die Fülle und

Lebendigkeit zu geben, ohne die ich meinen Zweck nur sehr unvollkommen erreichen würde, muß ich die besten unter den Griechen noch einmal lesen. Und daran fürcht' ich, wird es sobald nicht kommen; und wenn es nicht bald dazu kömmt, so fürchte ich weiter, möchte der Rest von Kraft in mir absterben, ohne die man zwar den Wonnejubel eines in dem Anschauen seines Herrn trunkseligen Hollandes recht schön und anziehend in Zeitungen schildern, aber nicht die Geschichte des freyen Griechenlandes schreiben kann. Wenn es aber noch dazu kommt, und ich mein Herz zu kalt fühle, so werde ich zu Ihnen kommen, und indem ich die Begeistrung auffrische, in der ich zuerst die Idee jenes Buches empfing, die Kraft zu ihrer Ausführung finden. — — — —

Ich habe in diesen Tagen Roths Lobrede auf Müller gelesen, und manche Stellen darin mehr als einmal. Sie ist aus einem schönen sittlichen Gefühl geflossen, und mit dem vollen Athem einer freyen Brust gesprochen, in welcher eine edle Seele wohnt. Das läßt einen ganz andern Nachgeschmack zurück, als ein Woltmannischer Sectionsbericht mit aufgedunsenen Idealen von historischer Kunst, und kunstmäßiger Aufzählung der innern Gebrechen des zerlegten Leibes. Es ist zu beklagen, daß Roth ein so guter Geschäftsmann ist; denn seine Tüchtigkeit für das, was auch wohl andre thun könnten, wird seiner schriftstellerischen Thätigkeit Eintrag thun, und wir brauchen viele, die wie er fühlen und was sie fühlen sagen können. Mit einem sonderbaren Gefühl von Vergnügen und Rührung habe ich in Westenrieders Beyträgen eine Stelle gefunden, Roth betreffend, wo er von ihm mit einer Achtung und Liebe spricht, die doch zeigt, daß der alte wunderliche Mann für das Verdienst auch der Ausländer gewonnen werden kann. Ich habe gehört, daß der Minister an diesem und jenem in dem genannten Buch Anstoß genommen und die Verbreitung inhibirt habe; und daß Sie dieser Inhibition

mit Nachdruck entgegengetreten sind. Dieses letztere hat mich eben so gefreut, als das erste bekümmert; denn ich bin so gut bairisch gesinnt, daß mir alles weh thut, was dort der guten Sachen zuwider geschieht. Warum ist nur der Minister so arg hinter dem armen Westenrieder her, der ehrlich und derb heraussagt, wie es ihm ums Herz ist, und da wo er irrt, es doch mit seinem Vaterlande wohl meint; während er tückische Spitzbuben, die keinen Tropfen Liebe zu irgend etwas haben als zu sich, schreiben und machen läßt, was sie wollen? Daß W. mit solchem schlechten Volk, wenn es schon auf seiner Parthey zu seyn scheint, dennoch nicht gemeine Sache macht, sondern nach seiner Weise thut und seinen eignen Weg verfolgt, beweißt dünkt mich, daß er ein ehrlicher Mann ist. Als einen solchen hab' ich ihn immer erkannt, und hätten mehrere Bayern sich so aufrichtig und freundschaftlich gegen mich bewiesen, als er, ich hätte mehr Vertrauen gefaßt und wäre vielleicht noch jetzt in München. Ich denke oft mit Rührung daran, wie überhaupt alles Gute, was ich dort von einzelnen empfangen, alle Aeußerungen des Wohlwollens, die ich erfahren habe, vielleicht durch den Contrast gehoben, einen tiefern Eindruck zurückgelassen haben. Mein Abschied vom König, wo wir zusammen waren, ist tief in meinem Herzen eingegraben, und es thut mir leid, daß ich ihm nicht zu erkennen geben kann, wie sehr ich ihm ergeben bin. Es ist mir immer eine Freude, wenn ich von ihm und dem Kron Prinzen so sprechen kann, wie ich es fühle, und wie ich glaube, daß es der Wahrheit gemäß ist.

Ich muß endlich doch schließen, sonst geht die Post ab ohne meinen Brief. Leben Sie wohl, mein theurer und unvergeßlicher Freund. Grüßen Sie Ihre Fräulein Schwestern und ihr ganzes Haus von mir und meiner leidenden Frau, die sich auch Ihrem Andenken mit der größten Zärtlichkeit em-

pfiehlt. Ich bin mit unveränderlicher Achtung, Liebe und Ergebenheit von Herzen

der Ihrige

Fr. Jacobs.

122.

Friedrich Schlegel an Jacobi.

Wien den 23. Novemb. 1811.

Sie hatten, wenn ich nicht irre, dem vaterländischen Museum von Perthes Ihre ehrenvolle Theilnahme zugesagt. Dies läßt mich hoffen, daß Sie dieselbe der in der Beylage angekündigten Zeitschrift[1]) nicht versagen werden, deren Plan zum Theil aus jener frühern entstanden und nach denselben oder noch strengeren vaterländischen Grundsätzen eingerichtet ist. In dieser Absicht bin ich so frey eine Ankündigung beyzulegen, und es könnte mir nichts erwünschter seyn, als wenn das Ganze Ihren Beyfall hätte und sich Ihrer Theilnahme erfreuen könnte.

Sehr angenehm war es mir, durch einige Bekannte zu erfahren, daß Sie meinem Werke über Indien einige Aufmerksamkeit geschenkt, wenngleich andre neuere Aufsätze von mir Sie weniger befriedigt hatten. Ich würde es gern versuchen, Ihnen den Gang und Zusammenhang meines Denkens und Glaubens deutlicher vorzulegen, wenn ich nicht allzu lebhaft fühlte, daß sich das in einem Briefe nicht thun lasse, und wenigstens einige ausführliche Gespräche erfordern würde.

Vielleicht giebt mir das angekündigte Werk über Offenbarung, welche ich mit Sehnsucht erwarte, eine nähere Veranlassung und mehr Muth dazu. Der Punkt den Sie hier

---

[1]) Das deutsche Museum, herausgegeb. von Fr. Schlegel, Wien 1812.

berühren und ohne Zweifel in ein noch helleres Licht setzen werden, ist der wichtigste für unser immer noch in den tiefsten Vernunftaberglauben versunkenes Zeitalter, welches mir aber jetzt, da es glaubt vom Rausche erwacht und von seiner Thorheit zurückgekommen zu seyn, gefährlicher als je verblendet erscheint.

Doch ich fühle, daß schon dieß Wenige zu viel seyn könnte, wo es mir doch nicht vergönnt ist, mich ausführlich mitzutheilen. Hr. Alex. v. Humboldt, wird es übernehmen, Ihnen diesen Brief und dessen Schreiber zu empfehlen, der sich mit aufrichtiger Hochachtung nennt

gehorsamst
Friedrich Schlegel.

123.

Fries an Jacobi.

Innig verehrter Freund.

So spät erst bringe ich Ihnen meinen Dank für das herrliche Geschenk, welches ich aus Ihrer Hand erhielt.[1]) Es währte nämlich gar zu lange, bis wir es hier von der Buchhandlung erhielten und als es endlich kam, wollte ich gern der erste seyn, der es öffentlich begrüßte. So ist das Misverhältniß entstanden, daß ich eher mit dem Publikum, als mit Ihnen davon gesprochen habe. Ich muß Ihnen gestehen, ich bin in etwas ängstlicher Erwartung darüber, wie Ihnen meine Anzeige gefallen wird. Daß ich Kants Vertheidigung übernommen habe,

---

[1]) Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Fries recensirte sie in den Heidelberger Jahrbüchern.

werden Sie mir gern zulassen, wiewol Sie mir nicht Recht geben. Neben dem lebendigen Ausspruch Ihrer Glaubenslehre finde ich in der treflichen Schrift zwey die äußern Verhältnisse betreffende Hauptpunkte schön, klar und scharf ausgesprochen — eben die wichtigsten für das jetzige Verhältniß der Philosophie. Einmal das klare Wort gegen alle positive Offenbarung: „so wenig ein falscher Gott ausser der menschlichen Seele für sich da seyn kann, so wenig kann der wahre außer ihr erscheinen." Hier lügt unser neuer philosophischer Mysticismus mit seiner geflissentlich verworrenen Sprache; vereiteln wir ihm diese Lüge, so ist sein Spiel verloren. Deswegen war mir hier der klare Ausspruch Ihrer Rede höchst erfreulich und wichtig. Ich erkenne das eben als eins der größten Verdienste Ihrer Schriften an, daß sie uns Leben und Gefühl religiöser Ueberzeugungen aus innigster Tiefe offen darlegen, ohne alle Berührung mit dem positiven irgend einer Art Aberglaubens. Leicht hätte ich darüber manches in der Anzeige sagen können, aber, ich weiß nicht ob ich recht habe, mir scheint es besser dies etwa dem Freunde zu überlassen, den Sie zur Anzeige Ihrer Schrift in der J. A. L. Z. wünschen.

Das zweyte ist der Gegensatz von Naturalismus und Theismus, den Sie hier so scharf hingestellt haben, daß ich nur wünsche die Naturphilosophen mögen versuchen, sich an ihm zu messen. Das könnte leicht der Sache eine gute Entscheidung bringen!

Sie fordern mich auf, Ihnen meine Meinung über Ihre Schrift zu sagen. Diese besteht so großen Theils in Zustimmung daß ich darüber nicht viel Worte machen kann. Einzig der Streit über den transcendentalen Idealismus liegt zwischen uns, sonst bin ich bis ins einzelnste überzeugt, daß alles wahrhaftig so ist, wie Sie es sagen, und daß Sie dies eindringend und einleuchtend gesagt haben. In Rücksicht des positiven Offenbarungsglaubens

habe ich Sie früher selbst öffentlich falsch beurtheilt — und thue darüber hier feyerlich Abbitte. Der streitigste Punkt zwischen Ihnen und mir in der Lehre von der Freyheit ist hier nicht in nähere Erörterung gekommen, steckt aber freylich in dem Streit über transcendentalen Idealismus mit drinnen. Außerdem haben Sie noch einige psychologische Ansichten, bey denen ich andrer Meinung bin. Dabey kommt aber so viel auf Wortbestimmungen an, daß sich über sie nur mündlich ins reine kommen ließe.

So wünsche ich uns denn Glück zu der schönen Gabe, möge ihr Licht weit leuchten, zünden und ein neues Ferment zur Gährung erzeugen, in der jetzt so still gewordenen deutschen Philosophie. — Daß Ihre Verwendung für mich Ihnen Unannehmlichkeiten zugezogen hat, ist mir wahrhaft leid. Die Ob. d. Litt. Z. hat vor ihrem Ende auch mich noch tüchtig bedacht. Sehr gut ist es, daß dieser elende Sammelplatz einer unwürdigen Polemik endlich geschlossen ist.

Zum Schluß erlaube ich mir noch eine Anfrage. Ich verdanke Ihrer Güte die Auszeichnung Ihrer Akademie als corr. Mitglied verbündet zu sein. Kan ich als solches wol erwarten, daß von mir eingeschickte Abhandlungen zur Philosophie der Mathematik gehörig in die Denkschriften der Akademie aufgenommen und zum Druck befördert werden würden?

Lassen Sie mich Ihnen noch meinen wärmsten Dank sagen, für die schmeichelhafte Auszeichnung, mit der Sie in Ihrer Schrift auf meine Bemühungen Rücksicht genommen haben. Ich bin mit unveränderlich aufrichtiger Anhänglichkeit

der Ihrige

J. Fries.

Heidelberg d. 3. Febr. 1812.

124.

Fries an Jacobi.

Heidelberg den 25. März 1812.

Innig verehrter Freund!

Als ich Ihren letzten Brief erhielt, war mir soeben erst Schellings schändliche Schmähschrift [1]) zu Gesicht gekommen. Ich habe mich gleich bemüht das meinige dagegen zu thun. Daß Sie nicht antworten würden, war mir gleich klar. Mein erstes Augenmerk war, die tückische Lüge aufzudecken, mit der er Sie zum Angreifer machen will. Darauf hin habe ich gleich eine Anzeige seiner Schrift in die hiesigen Jahrbücher einrücken lassen. Ich wünsche, daß Sie mit dieser besser zufrieden seyn mögen, als mit der von Ihrem eignen Buch. Daß Sie mit letzterem nicht zufrieden sind, thut mir sehr leid; ich fürchte die Verschiedenheit unsrer Ansichten trägt das Ihrige dazu bey. Diese war zum Theil auch Ursach, daß ich über die Beylagen nichts sagen mochte, indem ich es ohne allzu grosse Weitläuftigkeit nicht anzufangen wußte. Nun habe ich noch eine eigne Schrift: von deutscher Philosophie Art und Kunst; ein Votum für F. H. Jacobi gegen Sch. geschrieben, die noch zur Ostermesse fertig wird. Ich sehe Ihrem Urtheil mit etwas bösem Gewissen entgegen, indem ich auch Ihnen widersprochen habe, besonders in Rücksicht auf Gegenbemerkungen Ihrer Schrift, die mich betreffen. Schellings jetzige Schrift ist so unter aller Kritik, daß ich Sie hier fast gar nicht vornehmen konnte, ich habe mich daher an seine sonstigen neuesten Lehren halten müssen.

---

1) Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Hrn. F. H. Jacobi ꝛc. Tübingen 1812.

Der Recensent in der Jen. A. L. den Sie an Eichstädt vorschlugen, ist Prof. Dewette in Berlin, mein genauer Freund. Eichstädt hat ihm anfangs die Rec. wirklich angetragen, nachher aber doch einen andern aufgenommen. Diesen habe ich aber noch nicht gesehen.

Ich habe jetzt gute Hoffnung, daß diese Streitsache dem ohnehin schon sinkenden Glauben an die Naturphilosophie einen entscheidenden Stoß geben wird.

Die unerwartete Zwischenarbeit und die Uebernahme neuer Lehrfächer für kommenden Sommer wird mir es nicht wohl möglich machen die mathematisch philosophische Abhandlung, für die ich um Ihre Verwendung bat, ganz in Ordnung zu bringen. Ich werde deßwegen wol später einmal meine Bitte wiederhohlen müssen.

Ich bin mit unveränderlicher Verehrung und Liebe

der Ihrige

J. Fries.

125.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 25. April 1812.

Mein innigst verehrter Freund.

Wenn ich Ihnen Rechenschaft geben sollte, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben, so würde ich es nicht zu thun wißen. Als ich Ihren letzten so lieben Brief [1]) erhielt, wollte ich Ihnen auf der Stelle danken; aber der Eingang hatte mir eine so schmerzliche Wunde verursacht, daß ich mein Gefühl nicht gleich

---

[1]) Auserles. Briefw. II, 426.

in Worte zu fassen wußte; auch sonst erhielt er manches, worauf mir eben so schwer war zu antworten, als zu schweigen. So ist durch Aufschub der Zwischenraum übermäßig groß geworden. Muß ich deshalb um Ihr Verzeihen bitten? oder darf ich nicht schon zum Voraus hoffen, daß Sie mir, trotz meines Schweigens, dennoch vertrauen, wie ich Ihnen, wenn auch keines der lieben sichtbaren Zeichen Ihrer Hand und Ihres Andenkens mehr zu meinen Augen käme.

Darum muß es Ihnen aber auch keine Sorge machen, wenn Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mich immerhin bisweilen allein plaudern, klug oder närrisch, wie es sich eben trift; ich bin schon zufrieden, wenn ich nur zu Ihnen sprechen darf. Nur zu denken genügt mir nicht; die sichtbaren Zeichen scheinen dem innern Verkehr mehr Körper, ein bestimmteres Daseyn, und also auch mehr Wahrheit zu geben; und in der That, ob ich gleich täglich meine Gedanken zu Ihnen sende, so gewinnen sie doch erst das rechte Leben, wenn ich die Feder nehme, die Linien, die ich dann auf dem Papiere ziehe, sind wie Wege, auf denen meine Seele zu Ihnen fliegt, und auf denen ich die Ihrige zu mir führe; nicht anders, als ob ich Ihnen das Ende einer electrischen Kette in die Hände spielte, deren anderes Ende ich selbst halte. Dann tritt mir alles lebendiger vor die Augen. Ich bin wieder bei Ihnen, wie in vorigen Tagen; ich höre Ihre Worte, und fühle mich wie vordem durch sie bewegt. Es ist das Andenken einer zweyten Jugend, was ich dann feyre, gleichsam das platonische Jahr einer ersten und höheren Liebe, womit ich meine Seele erfreue.

Leider ist dieses wehmüthige Rückblicken in die vergangenen Tage durch manches Ereigniß der letzten Monate gar sehr getrübt und verbittert worden. Ich hätte mich manchmal gern abgewendet, und meine Gedanken abgerufen von dem gewohnten Pfad; aber immer drangen sie sehnsuchtsvoll vor, und versenk-

ten sich in das häßliche Dunkel. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie der neue Krieg, der in dem Schoose der Academie aufgelodert, auf mich gewirkt hat. Auf solche Ausbrüche war ich nicht gefaßt. Daß etwas zwischen Ihnen und Schelling lag, was geselligere Annäherung hinderte, hatte ich freylich ehedem ungern bemerkt, und es that mir weh, daß Sch. Ihr freundliches Entgegenkommen so wenig erwiederte. Ich mochte nicht gern glauben, daß es etwas anderes wäre, als die Verschiedenheit der Lehre; auch hatte Sch. nie weder gegen mich, noch gegen einen meiner Bekannten etwas geäußert, das auf persönliches Mißverhältniß gezielt hätte. Jetzt aber bin ich andrer Meinung und ich vermuthe, — zumal wenn ich an mancherley vages Geschwätz denke, das ich wohl sonst gehört — daß früher der Groll in Sch. Herz gelegt worden, und daß er die erste Veranlassung ergriffen, um dem alten Unmuthe Luft zu machen. Zwar hab' ich das Denkmal, das er seiner Denkweise gesetzt, bis jetzt weder gesehn, noch gelesen; auch wird mich der Himmel vor einer Lectüre bewahren, die ich wie die Annäherung an den Giftbaum fürchte; aber was ich gelegentlich darüber gelesen, und von Lesern gehört habe, hat mich mit der tiefsten Indignation erfüllt. Als ich zuerst den Aufsatz im Morgenblatt las, glaubte ich, daß Sie nicht umhin konnten, einiges zu erwiedern; jetzt bin ich andern Sinnes, und jede Erwiedrung scheint mir Erniedrung. Gern möchte man Ihnen wohl durch die Fortsetzung des Streites allen Frieden rauben; aber eben darum müssen Sie Ihren Vorsatz behaupten. So lange noch in den Gemüthern der Menschen der Glaube an einen lebendigen Gott sich erhält, so lange wird Ihre Ansicht und Denkweise verehrt werden; der Dagon wird vor jenem auf die Knie fallen, und das betäubende Geschrey fanatischer Priester wird seinen Fall nur beschleunigen. Die Schöpfer jenes Gottes, der sich, wie wir jetzt erfahren, aus dem ungrund erzeugt, sind wie die Minister eines schlechten Königes,

die sich aus dem Phantom, dem sie dienen, ganz und gar nichts machen, aber um ihrer selbst willen den Glauben daran einschärfen wollen. Aber das goldne Kalb ward zu Asche gebrannt, und so wird es, dünkt mich, jedem Gott ergehn, den der Eigendünkel sich zu construiren unterfängt. Die Frommen werden dadurch nicht irre werden.

— — — Von meinem eignen Thon weiß ich Ihnen wenig zu sagen. Es ist nun ein volles Jahr, daß ich über der Anthologie sitze; aber so angenehm der Nahme klingt, — so ist es wie mit dem Honig, das die genießen, die es nicht machen. Ich sammele nicht apis Matinae more, — Süsses von den Blumen, sondern die Dornen — ein Akantholog mehr als ein Antholog. Ich fürchte, daß sich diese Arbeit noch länger verzieht, als ich gerechnet hatte. Denn ich bin nur mit halber Seele dabey; mein besserer Theil strebt wohin sie wissen — amat spatiis obstantia rumpere claustra — nach dem alten Griechenland hin. Mein Fahrzeug liegt bereit, und Ihre Worte sind wie ein günstiger frischer Wind, der ein glückliches Vollenden verspricht. Aber was hilft das? Das Unerläßliche muß doch zuerst geschehen, und tausend gemeine Dinge müssen während des schwülen Tages abgethan werden, ehe der Wunsch, mit dem wir am Morgen erwacht sind, am späten Abend in den Armen der Geliebten erfüllt wird.

Ich weiß nicht, welcher Engländer gesagt hat, die meisten Menschen hätten irgend einen Ort, nach welchen sie immer trachteten, und zu dem sie meist niemals kämen, und doch bestehe ein Theil Glückseigkeilt in diesem Gedanken und Wunsch. Wohl könnt' es mir mit meinem Hellas so gehn. Ich mache mir einen ergötzlichen Plan um den andern, z. B. alle griechischen Schriftsteller der Reihe nach zu lesen vom Homer an bis auf die Anna Comnena herab, um das glänzende Gestirn bis zu seinem letzten Untergange zu begleiten, oder eigentlich bis dahin, wo sich

seine blassen Strahlen mit dem neuen Tage der modernen Cultur vermischen und in ihm erlöschen. Es ist dabey meine Absicht, dem engen Zusammenhange nachzuspüren, der in dieser wunderbaren Welt alles unter einander verknüpfte, und zu zeigen, wie jede Zeit eben dasjenige hervorbrachte, was ihr angemessen war. Denn eben darinn, wenn ich nicht irre, unterscheidet sich die hellenische Cultur von der modernen, daß diese, wie eine Treibhaus-Pflanze alle Jahreszeiten vermischt und verwirrt, und der Freiheit in der Bildung so unbestimmte Schranken läßt, daß sich die Spuren des innern Ganges ganz verliehren und unsern Augen alles wie Zufall erscheint. Aus dieser innern, fest geschloßnen Consequenz der hellenischen Cultur erklärt sich, meines Bedünkens, ihre gewaltige und lange Wirkung nach mehr als aus ihrer absoluten Vortreflichkeit im Einzelnen; indem auf jeden, der das Einzelne ergriff, auch das Ganze wirkte, welches an jenes unzertrennlich geknüpft war; sowie wer in einem Phalanx gegen den Einzelnen drängt, den Druck des ganzen geschlossenen Heeres fühlt. Ueberall wo in der Cultur Geschichte etwas ähnliches erscheint, finden wir auch eine analoge Wirkung, wenn auch nur in untergeordneter Potenz; und wenn die Wirkung z. B. der deutschen Literatur so unverhältnißmäßig gering gegen die in ihr liegenden Kräfte ist, sollte das nicht dem Unzusammenhange zuzuschreiben seyn, der in ihr liegt, indem alles nur zufällig entstanden, nichts eigentlich erwachsen, nichts von dem andern bestimmt ist? Sie ist ein Aggregat von vielem herrlichen und Schlechten, das als ein Ganzes angesehn, leichter Eckel als Freude erregt, und in welchem das Vortreflichste immer nur als Einzelnheit wirkt. Darum hat sie ja uns selbst nicht einmal ein recht lebendiges Selbstgefühl geben können, und die Großsprecherey, mit der man uns jetzt, auf eine Deutschen ganz unnatürliche Art, mit Verachtung des Ausländischen und Hochschätzung der einheimischen Besitzthümer anfüllen will, kann

das nicht ersetzen, was der Sache selbst gebricht. Dieser Umstand hat eine sehr traurige Seite. So wie unsre ganze Nationalität ein wahrer Dianenbaum geworden ist, der bei der leisesten Berührung ganz zusammenfallen und sich mit der allgemeinen Masse der Universal Monarchie mischen wird, so kann auch unsre Sprache — die ja nur durch die Literatur einen wahren Halt bekommen würde — unmöglich, wie man uns bisweilen hat bereden wollen, ein Palladium der Deutschheit abgeben. Rücken die franz. Adler bis an die Oder vor, welches nicht einen Schwerdstreich, sondern nur einen Federstrich kostet, so stirbt die deütsche Nation ab, und weder das Nibelungenlied, noch die Ritter vom heil. Graal werden ihr Leben fristen können. Hier stehen wir also in einem bedeutenden Nachtheil. Denn würde Frankreich von Deutschland erobert, so würde die Wirkung ganz verschieden seyn.

Ich merke, daß ich mich der Wuth zu plaudern überlasse, als wenn ich an Ihrem Theetische sitzend Ihre Gedult misbrauchte. Lassen Sie mich noch anhängen, was mir eben einfällt, und wie es mir einfällt.

Schütz schreibt mir, daß die Zeiten von Voß verboten worden. In dem letzten Stück war ein Auszug aus der Schrift eines Meklenburgers über den Nachtheil des Verkaufes der Domainen, aber von dem Herausg. mit einer Widerlegung begleitet. Das Stück war von dem UnterPräfecten in Halle censirt. Gleichwohl wurde es von der Haute police sogleich confiscirt, die Fortsetzung bei Arrestations Strafe verboten, der Redacteur unter Surveillance gesetzt, ja die Personen aufgezeichnet, die in den Lesecirkeln den Aufsatz gelesen hatten.

— — — Vor einigen Wochen ist General Wreden mit einem Theil der baier. Truppen durch Altenburg gegangen, und alle Berichte sind voll des Lobes seines grosmüthigen und uneigennützigen Betragens, seiner guten Mannszucht und des

untadelhaften Betragens der Truppen. Ich habe dieses mit desto größerm Vergnügen gehört, da von dem Preußischen Kriege her eine andre Meinung von ihnen herrschte, und man mir dieses oft anzuhören gab, als ob ich daran Schuld wäre. Auch von Schlesien aus melden Briefe ihr gutes Benehmen. Meine Freunde wissen, daß ich mit allen den Meinigen gut bairisch gesinnt bin; so fließen bey mir solche Nachrichten zusammen, und strömen durch meine Kinder wieder aus. Manchmal muß ich selbst mit innerm Lachen an den armen Mann von Toggenburg denken, der als preußischer Soldat in der ersten Schlacht davon lief, und dann doch immer voll des Lobes von Preussen war. So närrisch und verkehrt ist das animal bipes sine plumis, dieser Mikrokosmos voll innerer Mishelligkeit!

Wolf ist sehr ergrimmt über die Vossische Recension seiner Wolken. Auch ich habe sie sehr ungern gelesen, als das Product eines Familien-Divans, bey welchem Eifersucht und Misgunst den Vorsitz geführt haben. Der Vater Voss arbeitet eifrig an einer Uebersetzung des Aristophanes, von der mir ahndet, daß sie ihm den Hals kosten wird. Wie mag man nur seine eignen Kräfte so wenig kennen, oder sich einbilden, im 60ten Jahre einem Tanze gewachsen zu seyn, zu dem man im 26. zu steif und unbehülflich war? Den Witz, die Grazie und die Rhythmen des A. muß man haschen, wie die Schwalben ihren Fang vom Wasser weg, ohne die Schwingen zu benetzen, auf und abwärts wippend, so daß das Aug der Bewegung kaum folgt, und mit eben der festen Sicherheit bey allem Scheine willkührlichen Spiels. Von allem, was zu solchem Tanze gehört, hat V. durchaus nur den festen Auftritt, die Schwungkraft der Füsse mangelt ihm; und ich zweifle, daß ihm die homerischen Götter ihre Schwungsohlen zu einem Ausfluge in die phantastisch-aristophanische Welt leihen werden. Wenn es

dabey Spaß giebt, so könnt es leicht seyn, daß der Uebersetzer die Kosten davon tragen müßte.

Ueber Göthens Leben sind, denk ich, unsre Meinungen ziemlich dieselben. Es giebt Leute hier, die es unendlich herabsetzen, weil sie, ich weiß nicht welche Erwartung davon gehegt haben; es ist wohl etwas zu breit geschrieben, auch manches über Gebühr ausgesponnen — wie es jedem leicht begegnet, wenn er seine Kindergärtchen mustert — manche hors d'oeuvre hätte man ihm gern ganz erlassen; aber im Ganzen habe ich das Buch doch mit Vergnügen gelesen. Es ist mir ein historischer Commentar zu seinen Werken, die sich schon aus diesem ersten Bande besser erklären; und gleichsam ein Portfeuille von Studien und Skizzen eines geliebten Meisters, deßen vollendetern Bildungen man doch gern bis zu ihren ersten Elementen nachspüren mag. Aber auch ohne diese Beziehung ist vieles vortreflich in dem Buch, wie überhaupt die Darstellung der ehrenvesten Reichsbürgerlichkeit — die nun bald so verschwinden wird, wie das Gepräg auf einem 3frankenstück — die Schilderung des ganzen Lebens von Frankfurt, und vor allen der herrliche Abschnitt von der Kaiserwahl und Krönung, wo die anziehende Liebschaft des Dichters, sich durch die großen prunkvollen Scenen mit einer ganz eignen Anmuth und Lieblichkeit durchschleigt. Doch hierinn vereinigen sich wohl die Urtheile aller Leser, vielleicht nur das meines gnädigsten Herrn und Herzogs ausgenommen, der das ganze Buch unendlich platt, eigenliebisch und unsittlich findet, ja, schlecht geschrieben sogar, wie man vor zwanzig Jahren geschrieben habe; bey welchem Urtheile ich nicht umhin konnte, ihm in meinem Innern zu dem Glauben Glück zu wünschen, daß die Kunst zu schreiben unter seinem Gestirn in Deutschland erfunden worden, und mich fast der Freude zu schämen, die ich vor dieser medicäischen Epoche an den

Lumpereyen unsrer Heroen gehabt hatte. So wohl unterrichtet sind die Schutzgeister des deutschen Parnasses!

Ich kann diesen langen Brief nicht schließen, ohne mit bewegtem Herzen an den Schluß des Ihrigen zu denken, und an Ihre freundschaftlichen Wünsche für eine Wiedervereinigung. Es ist in meinem Herzen nichts, was einem solchen Gedanken widerstrebt, aber für die nächste Zeit sind alle äußern Umstände durchaus entgegen. Die Krankheit meiner armen Frau, die Sie und die Ihrigen auf das zärtlichste grüßt, ist allein schon ein unübersteigliches Hinderniß; das Viele, was man hier für mich gethan hat, ist ein zweytes nicht minder großes. Ich fürchte daher, daß der Gedanke, mich einmal wieder mit Ihnen zu vereinigen, auch einer der Plätze ist, zu denen man nie gelangt und immer hin will.

Mit herzlicher Liebe und Verehrung

der Ihrigste

F. Jacobs.

126.

Jacobi an Chr. Weiß.[1])

München, den 25. May 1812.

Mein verehrtester Freund!

Ich habe Ihr schönes gutes Buch von dem lebendigen Gott, mit Ihrem Briefe vom 18ten April erst am 16. May erhalten.

---

1) Christian Weiß, geb. 1774 zu Taucha, Professor in Leipzig, Fulda, Naumburg (zur Zeit als Jacobi mit ihm korrespondirte), später Schulrath in Merseburg. Seine Hauptschriften sind: Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele, Lpz. 1811 und „Vom lebendigen Gott und wie der Mensch zu ihm gelange", Lpz. 1812. Ueber seinen philosophischen Standpunkt belehren Jacobi's Briefe an ihn.

Ich habe es zuerst verschlungen, hernach gelesen, nun muß ich es auch noch studieren. Ich kann aber so lange, bis das Letztere geschehen ist, nicht verschieben an Sie zu schreiben, und Ihnen zu versichern, daß Sie mir durch Ihr Werk und durch Ihre Briefe unaussprechlich lieb und theuer geworden sind. Mein unvergeßlicher Witzenmann ist mir durch Sie wieder von den Todten auferstanden. Sie zürnen gewiß nicht, daß ich Sie mit jenem herrlichen Jünglinge vergleiche, obgleich Sie ein schon ausgebildeter Mann sind. Was Witzenmann mir zu der Zeit der Erscheinung der Briefe über die Lehre des Spinoza wurde; das werden Sie mir jetzt, nach der Erscheinung des Büchleins von den göttlichen Dingen, das ich als mein philosophisches Testament betrachte und gegen Vertrautere immer so genannt habe. Mit Freuden nehme ich Ihr Anerbieten, der Executor deßelben zu werden, an. Schon lange hatte ich den heißen Wunsch, daß unter den jüngeren Zeitgenoßen ein mir ähnlicher Geist sich getrieben fühlen möchte, eine systematische Darstellung meiner Philosophie aus meinen sämmtlichen Schriften zu versuchen: nun wird mir noch am Ende meiner Tage, was ich nicht mehr zu erleben hoffte. Unsere Differenzen machen mir keine Sorge. Vielleicht näheren Sie Sich unter dem Ausarbeiten Ihrer Darstellung meiner Philosophie mir noch etwas mehr an, oder auch umgekehrt, das Studium Ihrer jüngsten Schrift hilft mir zu einer vollkommenern Einsicht Ihrer Lehre, die sich mir freylich jetzt noch immer etwas zu dem Pantheismus hinzuneigen scheint, wider Ihren Willen. — Göthe schrieb mir neulich in Beziehung auf mein Büchlein von den Göttlichen Dingen: „Ich bin nun einmahl einer der Ephesischen Goldschmiede . . . . aufdringen will." — G. wirft mir hier das Gegentheil deßen vor, was Sie mir vorwerfen. *Sie* haben Recht mit Ihrem Vorwurfe, insofern ich mir von einem überall Form gebenden, selbst formlosen Gott und seiner *Vorsehung* keinen Begriff

machen kann. Wie man einen Nicht-formlosen Gott zu denken habe, weiß ich allerdings auch nicht zu sagen. Ich helfe mir, wie es in meinem Büchlein von S. 177 an bis an's Ende geschehen ist und entschuldige mich wie Socrates gegen den Kallikles am Schluße des Gorgias: „Vielleicht dünkt Dir dies „(was ich für Wahrheit halte) ein Märchen zu seyn, wie ein „Mütterchen eins erzählen würde und Du achtest es nicht werth. „Und es wäre auch eben nichts besonderes, dies zu verachten, „wenn wir nur, wo auch immer suchend, etwas Beßeres „finden könnten" — — — — —.

127.

Bouterwek an Jacobi.

Göttingen, den 25. Juli 1812.

— — — — Können Sie glauben, daß Ihr Urtheil über meine Anzeige[1]) Ihres Buchs von den göttlichen Dingen mich überrascht und innig gerührt hat? Ich konnte mir selbst nicht erklären, wie eine Recension dieser Art Ihnen Genüge thun können; denn mir that sie in keiner Hinsicht Genüge. Ich war, als ich sie niederschrieb, in einer wahren Presse zwischen mir selbst und dem Recensenten, den ich vorstellen sollte; und die engen Grenzen, welche die Göttingischen Anzeigen für philosophische Recensionen setzen, setzten mich in eine solche Verlegenheit, daß ich besorgte, was mir schon einige Mal widerfahren ist, über dem Bestreben mich kurz zu fassen, etwas Anderes zu sagen, als ich wollte. Sollte die Recension von dem Publikum so aufgenommen werden, wie ich wünschte, so mußte sie alles per-

---

[1]) In den Göttingischen Gelehrten Anzeigen.

sönliche Verhältniß zwischen Ihnen und mir verleugnen. Sie mußte so kalt werden wie ein Compendium. Man erwartete hier schon, weil mein persönliches Gefühl für Sie bekannt ist, daß ich Ihr Lob enthusiastisch verkündigen und den schaamlosen Schelling stäupen würde. Mein College Schulze gestand mir offenherzig, er habe eine so unbefangene Anzeige Ihres Buchs von mir nicht erwartet. Mit einem Worte, ich schämte mich beinahe der Recension vor Ihnen, und wußte doch nicht, wie ich die Sache zweckmäßiger machen sollte. Was mich zuerst beruhigte war ein Gruß von dem trefflichen Dohm, der mir durch seinen Sohn, meinen fleißigen Zuhörer, für die beiden Recensionen, über Ihr Buch und die Gegenschrift Ihres Antagonisten, ausdrücklich danken ließ. Aber daß Sie selbst mir würden danken können, hielt ich noch immer für unmöglich. Und noch jetzt bin ich überzeugt, daß Sie sich nur großmüthig gegen mich gezeigt haben, weil Ihrem Gefühl und Ihrem Verstande die wahre, den Umständen angemessene Tendenz der Recension nicht entgangen war. Sie hatten den Freund der Person und der Sache auch in der armseligen Magistermiene erkannt, die er annehmen mußte.

Nun darf ich Ihnen aber auch ohne Hehl sagen, wo ich in dem System Ihrer Ueberzeugung, so weit sie nehmlich auch die meinige ist, die größte Lücke wahrzunehmen glaube. Die Vernunft, die räsonnirt, und die Vernunft, durch die sich das Göttliche in dem Menschen offenbart, ist doch am Ende ein und dieselbe Vernunft ohne Beinahmen. Der Verstand ist nur die Synergie derjenigen Functionen der Vernunft, die wir die logischen nennen. Vernunft und Verstand dürfen doch also nicht so einander entgegengesetzt werden, als ob sie ursprünglich und schlechthin zweierlei wären. Wo ist nun der Zusammenhang zwischen der höheren Function der Vernunft (ich will sie einmal die metaphysische nennen) und den

logischen Functionen, ohne die wir doch über das Göttliche so wenig, als über das Natürliche, ein vernünftiges *Urtheil* fällen, ohne die Sie Ihr Buch nicht hätten schreiben können? Darüber giebt nun, wie es mir scheint, Alles, was Sie uns bisher gelehrt haben, noch keine Auskunft; und so lange es an dieser Auskunft fehlt, ist Ihre Philosophie unvollendet. Sie zu vollenden, soweit sie auch die meinige ist — denn die ganze *Fülle* Ihres Glaubens ist mir unerreichbar — habe ich schon manche Stunde, seit Jahr und Tagen, Begriffe mit Begriffen zusammengewürfelt. Ich habe endlich *für mich* gefunden, was mir fürs erste genügen muß. Aber ich besorge, daß, wenn ich es einmal ganz ausspreche, unsere Systeme sich trennen. Denn ich finde, daß die beiden ursprünglich verschiedenen und doch ursprünglich verbundenen Functionen der Vernunft, die logischen und metaphysischen, zusammentreffen in der logischen Entsinnlichung, die sich *Abstraction* nennt. Kraft dieser Abstraction wird dann aber das *empirische* Etwas, die Basis aller Erfahrung, immer in demselben Grade logisch *vernichtet*, wie sich der Verstand in allgemeinen Begriffen höher hebt, so daß das letzte und höchste rein logische Product der Vernunft da, wo von *aller* sinnlichen Wahrnehmung abstrahirt wird, kein anderes als das baare und klare *Nichts* selbst ist. Aber kraft dieser Abstraction werden wir uns des Etwas im höheren Sinne bewußt, daß so gewiß Etwas ist, als die Vernunft selbst mehr, als Nichts, ist; und dieses Etwas offenbart sich dann als *erhaben* über alles empirische Seyn, wie die Vernunft selbst erhaben ist über alle Sinnlichkeit. Ich darf nicht fortfahren, um keine Abhandlung zu schreiben. Aber es folgt denn doch am Ende unwidersprechlich, daß alles menschliche Erkennen nichts mehr seyn kann, als ein *Schwanken* zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen; zwischen der totalen Heterogenität des empirischen (natürlichen) und des metaphysischen (göttlichen) Seyns.

Nur Glaube kann den Ausschlag geben. Selbst die mystischen Begriffe, ohne die wir das Göttliche nicht denken (in unsern Verstand aufnehmen) könnten, sind nur die höchsten Gefühlsbegriffe, deren Substrat sich nicht weiter verfolgen läßt, als bis zur unergründlichen Vereinigung der Vernunft mit dem inneren Sinne, ohne den wohl die Vernunft (die menschliche) selbst nichts seyn möchte. Halten Sie mir die logische Expectoration, wenn sie unverständlich ist, zu Gute.

Ich lebe gerade jetzt ganz in philosophischen Speculationen, wie ich zu andern Zeiten in ästhetischen Reflexionen und unter litterarischen Notizen lebe. Dazu trägt die Geschichte der Philosophie, die ich diesen Sommer vortrage, besonders vieles bey. Mehrere treffliche Köpfe unter meinen Zuhörern machen mir dieses Collegium angenehm. Neulich kam einer, ein Mathematiker, nach der Stunde zitternd vor Freude zu mir, um mir für die klare Exposition der platonischen Erkenntnißlehre zu danken. Nun will ich denn auch Hand anlegen, durch ein Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften in 2 Bändchen die Hauptsumme meines besten Wissens, über dem ich so lange gebrütet habe, so klar und so präcis als möglich, zusammenzudrängen. Das soll auf den Fall, daß ich nicht lange mehr lebe, mein philosophisches Testament seyn; und schwerlich werde ich etwas Wesentliches daran zu ändern haben, wenn ich auch lange leben sollte.

Der Tod arbeitet jetzt unter unsern Gelehrten, wie auf einem Schlachtfeld. Binnen vier Wochen sind Göde, Heyne und Richter gestorben. Heyne's Tod hat für die Universität das Meiste zu bedeuten. Ich habe ihn wahrhaft geliebt, obgleich keiner der Fehler, die ihm so viele Feinde gemacht haben, mir verborgen geblieben ist. Auch er war mir herzlich zugethan. Zu herrschen, war ihm Bedürfniß. Aber für das Gute und Edle zu leben und rastlos zu wirken, war ihm, so weit ich ihn kannte,

noch dringenderes Bedürfniß. Seines Gleichen kommt unter uns so bald nicht wieder — — —

F. Bouterwek.

128.

Jacobi an Reinhold.

(Diktirt.)

München, den 4. August 1812.

Jacobi an seinen Freund Reinhold.

Du weißt durch unsere treffliche Luise Stolberg, daß ich Ende May zu einer Erholungsreise, die zwey Monathe dauren sollte, aufzubrechen entschloßen war. Diese Reise ist nun vollendet, seit dem 30. July, da ich mit meinen zwey Begleiterinnen glücklich wieder in München anlangte. Für meine Gesundheit habe ich auf dieser Reise nichts gewonnen, welches ich aber auch nicht erwartet hatte; hingegen haben die herrlichen Naturgegenstände und die vielen trefflichen Menschen, die ich gesehen und gesprochen habe, mein Gemüth erheitert und auf das kräftigste erhoben. Dein Buch [1]) erhielt ich zwey Tage vor meiner Abreise von hier und konnte in dem Tumult der Reisevorbereitung nur die Zueignungsschrift lesen. Diese hat mich tief und bis zu Thränen gerührt; Du bist ein edeler, reiner Mensch, ich liebe und ehre Dich von ganzem Herzen. Das Buch nahm ich mit auf die Reise; ich hoffte zu Heidelberg oder Freyburg Zeit zu finden es zu durchlesen; aber auf meiner ganzen Wanderung bin ich überhaupt zu keinem Lesen oder Schreiben gekommen. Ich bin noch am Wiedereinziehen vom Wagen in meine Zimmer,

---

[1]) „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften". Kiel 1812.

Kasten und Schiebläden, und kann nicht fertig werden wegen der Plage an den Augen. Morgen werde ich mit Nieth.[2]) Tage und Stunden verabreden zum miteinander lesen Deines Buchs. Sobald das Lesen geschehen ist schreibe ich Dir darüber. Den ersten Theil meiner Werke wirst Du erhalten haben; er enthält nur weniges, was Du nicht schon kennst. Ich schreibe Dir heute blos, um Dir ein Lebenszeichen zu geben. Wer mir gesagt hätte, da ich abreiste, daß ich zurückkehren würde, ohne Dir geschrieben zu haben; ich hätte ihm zornig widersprochen. Wegen eines Anliegens von Köppen sollte ich Dir vor meiner Abreise noch schreiben, wie Du aus dem einliegenden Blatte sehen wirst. Ich hatte Köppen Deine mir in der Handschrift mitgetheilte Zueignung nach Landshut geschickt. Er antwortete mir zu Anfang Februars: „Reinholds Zuschrift an Sie ist mir so merkwürdig „als angenehm gewesen, ich hege nach dieser Probe von seinem „Werke eine gute Meynung und werde es mit Sorgfalt stu„dieren. Eine Revision des philosophischen Sprachgebrauchs „mit seinem Scharfsinn angestellt, ist in alle Wege ein ver„dienstliches Werk, wenn auch die Einigkeit der Philosophen „nicht dadurch herbeygeführt werden sollte, deren Mangel ich „außer der Sprachverwirrung auch noch in etwas Anderem „suche. Reinholds Recension in der Jen. Lit. Zeit. des kleinen „Werks von Fries (neueste Lehre von Gott und der Welt ꝛc.) „und Schellings Gegenschrift gegen Fichte las ich mit großem „Intereße. Schreiben Sie dieses Reinholden und fügen meinen „herzlichen Gruß bey." — Auf Michaelis wird, bei meinem Verleger, Gerh. Fleischer, ein neues Werk von Köppen erscheinen, Philosophie des Christenthums. Es sollte auf Michaelis auch ein neuer Band meiner Werke erscheinen; aber es wird sich

[2]) Niethammer.

nun wohl bis zum Ende des Jahrs damit verziehen; dann soll aber so Gott will, auch gleich ein dritter folgen.

(Eigenhändig.)

Ich umarme Dich aus Herzensgrunde. Grüße alle, die sich meiner wohlwollend erinneren.

Dein alter Jacobi.

129.

Jacobi an Chr. Weiß.

München, den 12. Aug. 1812.

— — — — — Ihr Buch von dem lebendigen Gott hat die ganze Reise mitgemacht. Es ist auch einige Male aufgeschlagen und darin gelesen worden: zum Studieren fand sich durchaus keine Muße und Stille. Dies aber darf Sie in der Arbeit, die Sie begonnen haben, nicht aufhalten. Die wichtigsten der mir in Beziehung auf dieselbe von Ihnen vorgelegten Fragen will ich heute beantworten. Sie wünschen, daß ich Sie auf diejenigen Theile und Stellen meiner Schriften aufmerksam mache, in welchen ich meine Ansichten, nach meinem eigenen Dafürhalten, am bestimmtesten, treuesten, deutlichsten dargelegt habe.

Ich nenne in Antwort: den Brief an Fichte und vornehmlich die zweyte Beylage zu demselben; dann die Abhandlung über eine Weißagung Lichtenbergs und die Schrift von den Göttlichen Dingen. In allen meinen früheren Schriften herrscht noch eine gewiße Dunkelheit und Verworrenheit in Absicht der Unterscheidung zwischen Vernunft und Verstand, auf der im Grunde meine ganze Philosophie beruht. Dieser Fehler ist mir besonders auffallend geworden bey der Revision des Gesprächs über Idealismus und Realismus. Ich versuchte ihn durch im Werke selbst angebrachte Verbeßerungen zu vertilgen, und fand es unmöglich.

Ich beschloß hierauf eine neue Vorrede zu schreiben (die alte fällt ganz weg) um in derselben zu zeigen, wo und wie ich gefehlt habe. Diese nicht leichte Arbeit begann ich noch vor dem Antritt meiner Reise und hoffte sie in Heidelberg, wo ich auch meinen Freund Fries über die Sache zu Rath ziehen konnte, zu vollenden. Das Zurathziehen ist auch geschehen und mit bedeutendem Vortheil für den Zweck; aber an das wirkliche Ausarbeiten zu gehen war unmöglich. Jetzt ist diese Ausarbeitung das Dringendste, was ich vorzunehmen habe; sobald ich damit fertig bin, sende ich Ihnen eine Abschrift.

In Freyburg kam mir zufällig ein an mich gerichteter kurzer aber vortrefflicher Aufsatz von Neeb zu Gesicht: Ueber den Begriff von Gott nach der neuesten Philosophie. So ganz nach meinem Sinne wie dieser, hat mich noch kein Anderer ausgelegt. Sie finden diesen Aufsatz im 12ten Heft des Rheinischen Archivs für Geschichte und Literatur. Von demselben Johann Neeb[1], ehmals Prof. der Philosophie zu Bonn, jetzt Landwirth zu Niedersaulheim bey Mainz erschien im Jahr 1797 in der Andreäschen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. ein philosophisches Werk unter dem Titel: Vernunft gegen Vernunft oder Rechtfertigung des Glaubens, welches ich damals vortrefflich gefunden habe, und wahrscheinlich auch jetzt noch beym Wiederlesen eben so finden würde. Es erregte keine Aufmerksamkeit, wurde in den gelehrten Zeitungen weder gelobt noch gescholten, daher auch ich erst nach drei Jahren, da mein Brief an Fichte schon gedruckt war, damit bekannt wurde. Ich empfehle Ihnen das Lesen dieses Buches sehr. Können Sie es in Naumburg nicht geliehen bekommen, so laßen Sie es sich von Fleischer[2]) für meine Rechnung kommen — — — — —

[1]) Vgl. oben Nr. 66 Anm. 3, Bd. I. S. 222.

[2]) Jacobi's Verleger.

Sie stellen Sich nicht vor wie mein Augenübel, wie meine Kränklichkeit überhaupt mich überall hemmt, und mir, was einem Gesunden die leichteste Sache von der Welt scheint, äußerst schwer, ja oft ganz unmöglich macht. So liegt jetzt Reinholds neuestes Werk vor mir, das er mir wunderbarlich genug zugeeignet hat, und ängstigt mich, weil ich nicht absehe wie es mir möglich werden soll, daß ich es durchlese und mich tüchtig mache, ihm ein Urtheil darüber zu schreiben.

Fries wird Ihnen geschrieben haben; wenigstens versprach er mir, es zu thun. Er ist ein gar redlicher Mann, der gewiß nie mit Willen unrecht thut. Wie unbegreifflich und vielfach er mich mißverstanden hat, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Auch seine jüngste Schrift[3]) ist kein Votum für, sondern nur über mich. Er benutzt gewiß den ersten Anlaß, um seine Sünden wieder gut zu machen. — — — —

130.

Reinhold an Jacobi.

Den 29. August (1812.)

Innigst verehrter und geliebter Freund!

— — — — Es hat mich sehr angenehm überrascht, daß Köppen „nach der Probe meiner Zueignungsschrift“ — die er doch nur im Manuscript gelesen hat, und die im gedruckten Buche beträchtlich umgearbeitet ist, „eine gute Meynung“ gefaßt hat. Wie er mich durch das Medium des bardilischen Denkens und meiner Aeusserungen über dasselbe gewahr werden

---

[3]) „Von deutscher Philosophie, Art und Kunst, ein Votum für F. H. Jacobi“. Heidelberg 1812.

und beurtheilen mußte, konnte er zumahl aus dem Standpunkte seiner Philosophie nichts weiter erwarten, woran er seine kostbare Zeit wagen durfte. Er hat lange genug den alten Sisyphos den Stein wälzen gesehen. — Auch itzt wird er noch Mühe haben, seinem Vorhaben: „die Synonymik mit Sorgfalt zu studiren", getreu zu bleiben. Denn die Eigenthümlichkeit ihrer Aufgabe bringt es mit sich, daß ihre Auflösung nur durch allmählige Abgewöhnung bisheriger und Angewöhnung neuer Vorstellungsarten verständlich werden kann. Ich habe, als ich die Critik der reinen Vernunft studirte, über ein ganzes Jahr kein anderes Buch, und dieses viermal —; und als ich Bardilis erste Logik studirte, dieselbe zwölfmal hinter einander gelesen. So etwas fällt mir nicht ein jemandem für meine Synonymik zuzumuthen. Aber bitten möchte ich unsern Köppen, daß Er diesem letzten Versuch eines dreyssigjährigen Strebens, wobey alle übrigen Versuche während dieser ganzen Zeit, insbesondere auch seine Darstellung des Wesens der Philosophie mit treuem Lerneifer benutzt worden sind, — täglich eine halbe Stunde und nicht mehr, schenken möchte. Wobey in der ersten Viertelstunde immer, was den Tag vorher zum erstenmal gelesen wurde, zum zweytenmal wieder gelesen würde. Brächte er so ein Viertel- oder Halb-Jahr bey meinem Büchlein zu, desto besser für mich und mein Büchlein! Ich glaube ihm auch sicher versprechen zu dürfen, daß er sich durch seine eigenen neuen Ansichten, welche durch dieses in kleinen Portionen genommene, und langsam und allmählig fortschreitende, Lesen veranlaßt werden würden, reichlich für seine Mühe und Geduld entschädigt finden würde. — Eine Revision des philosophischen Sprachgebrauchs ist übrigens meine Synonymik keineswegs; — denn die Philosophie hatte in der Metaphysik nur besondere — partikuläre Sprachgebräuche — in der Logik aber nur einen vulgären und keinen

ihr als Wissenschaft eigenthümlichen allgemeinen aufzuweisen. Einigkeit der Philosophen soll sie auch nur insoferne befördern, inwieferne die Mißhelligkeit derselben von der Doppelsinnigkeit der Synonymen und Homonymen, die sie enthüllt und aufhebt, unterhalten wird. — Der Egoismus, der in der Philosophie nicht die Wahrheit, sondern nur seine eigenen Angelegenheiten sucht, — und eben darum die Sophisten entzweyt, ist ein Teufel, der nur durch ein Wunder der Gnade ausgetrieben werden kann. Wer aber den Egoismus für schlechthin unüberwindlich hält, der muß mehr an den Teufel glauben als an Gott, und das kann wohl kein Gewissenhafter. — Ich erwiedere Köppens Gruß aufs Herzlichste.

(Den 5. Sept.)

Aus Deiner Aeusserung über den Eindruck, den die Zueignung meiner Synonymik auf Dich gemacht hat, ersehe ich, wie sehr was aus meinem Herzen kam Dir zu Herzen gieng, und daß Du mit der Gesinnung gegen Dich und der Ueberzeugung von Dir als Mensch und als Philosoph — die mich in's bessere Leben hinüber begleiten wird, zufrieden bist, und daß Du mich durch das, was Du an mir dem Menschen liebst und ehrst, überschwenglich entschädigst, was Du an dem Philosophen vermissen und mißbilligen mußt. Wenn Du aber in dieser Zueignung, die leider! nur durch wiederholte Lesung von ihrer wissenschaftlichen Seite verständlich werden kann, von dieser Seite nichts Bedenkenswehrtes Neues gefunden hättest — z. B. über die Formalität der allgemeingeltenden Logik und über das Absolute unsrer streitenden Metaphysiken — über die Vulgarität des bisherigen Sprachgebrauchs der Logik, und die Partikularität der Sprachgebräuche in der Metaphysik und die Doppelsinnigkeit der bilderlosen sinnverwandten Wörter und gleichnamigen Begriffen von bey-

den und über die völlig andere Ansicht, welche mit einem weder gemeinen noch besondern, sondern allgemeinen und unveränderlichen Sprachgebrauch in der Philosophie sich einfinden würde — u. s. w., so muß mir dieses aus dem bisherigen Zustande unserer Sprachgebräuche nur zu begreiflich seyn.

Seit der Synonymik kann ich erst mit voller Wahrheit von mir sagen Barbarus hic ego sum quod non intelligor; und es wird nun mehr als je von mir heissen, qui non vult intelligi, non vult legi. Auf das bisherige tiefe Stillschweigen der Recensenten werden einige Abfertigungen mit Mitleid oder Spott, oder beyden folgen. Ich sage mir: Dixi et salvavi animam. Unter den Studenten haben sich einige gefunden, die für dieses Winterhalbjahr ein Privatissimum über die Synonymik verlangt haben und von dieser Seite bin ich nicht ohne Hoffnung, daß sich noch Einer oder der Andere findet, der es ferner zur Sprache bringt, was in dem Buche angedeutet ist. Insbesondere rechne ich auf meinen zweyten Sohn Ernst, der die Hauptidee des Buches wirklich gefaßt hat.

Gegenwärtig habe ich eine Grundlegung der allgemeingiltigen Logik in ihrem Unterschiede von der Allgemeingeltenden unter der Feder. Das Denken, das ich vom vorstellenden Denken unterscheide, ist mir das unveränderliche Ordnen durch Ueberordnen und Unterordnen. Das Vorstellen ist mir das Vergegenwärtigen im Bewußtseyn. — Das Vergegenwärtigen des Sinnenfälligen durch Bilder ist mir das sinnliche Vorstellen und zwar das Anschauende — das Vergegenwärtigen des Nichtsinnlichen und nur Denkbaren durch Wörter ist mir das vorstellende Denken. Dem Urwesen ist das unveränderliche Ordnen, folglich das Denken als solches ursprünglich eigenthümlich; aber der Allgegenwärtige ist keiner Vergegenwärtigung, folglich keines Vorstellenden

Bewußtseyns, folglich keines durch Wörter vermittelten, keines menschlichen Denkens fähig und bedürftig.

Das Denken kann sich nur durch unveränderliche Wortbedeutungen aussprechen, und diese können weder durch die blosse Gewohnheit, die zwar ein Unverändertes, aber kein Unveränderliches ist, noch durch die die Gewohnheit bald bedienende bald beherrschende Willkühr, das Veränderlichste alles Veränderlichen, sondern nur durch das über beyde emporsteigende und beyde sich unterordnende unveränderliche Ordnen, welches jedem zur Bezeichnung eines Gedankens vorhandenen Worte seine unveränderliche, eigenthümliche und einfache Bedeutung zutheilt, begründet werden.

Baggesen, der schon über ein Jahr hier als Professor der dänischen Literatur angestellt ist, und diesen Sommer über das Verhältniß der dänischen Sprache zur deutschen Vorlesungen gehalten hat, trägt mir auf, Dich und Deine würdigen Schwestern aufs herzlichste und ehrerbietigste zu grüssen. Doch am Besten! ich lege das Blatt bey, worin er mir den Auftrag giebt.

Daß ich an meinen alten und würdigen Freund Niethammer, den ich durch Dich umarme, nicht schreibe, geschieht aus Schonung seiner kostbaren Zeit, und weil ich weiß, daß Du Ihm meine Briefe mittheilst. — An Sailer habe ich im April geschrieben, und von Ihm keine Antwort erhalten. Grüsse auch Ihn aus meinem Herzen. — Möge die Uebersiedlung Deines Maxens nach Salzburg zu seiner und der Seinigen möglichsten Zufriedenheit gereichen! — Luisen Stolberg habe ich sogleich Deinen Brief vom 4. Aug. mitgetheilt. Sie hat auch seitdem Lehnens Brief an sie erhalten und wohl schon wieder geschrieben. Ich umarme Dich und die Deinigen mit Liebe und Verehrung, ewig

Dein eigenster
Reinhold.

131.

Jacobi an Chr. Weiß.

München, den 18. Sept. 1812.

— — — Ich habe gleich nachdem mein Brief vom 12ten August an Sie abgegangen war, Ihr Werk von dem lebendigen Gott von neuem vorgenommen und es mit aller der Aufmerksamkeit, deren mein alter kranker Kopf noch fähig ist, von dem ersten Buchstaben bis zum letzten wieder gelesen. Wie ich mich während dieser Lectüre Ihrer erfreut habe, kann ich Ihnen nicht beschreiben; mir brannte unaufhörlich das Herz Ihnen zu sagen, welche Achtung und Liebe Sie mir abgewonnen. Dem ungeachtet blieb es aber denn am Ende doch dabey, daß wir nicht einig sind und daß Sie sich in Wahrheit mehr nach Schellings Seite hin neigen als nach der meinigen. Was Sie S. 205 u. ff. wider mich erinnern, habe ich wiederholt durchdacht und habe gesucht, wie ich mich von meiner Seite gegen Sie behaupten könnte. Ich fand aber nichts, was ich nicht in meiner Beylage A zu der Schrift von d. g. D.[1]) schon gesagt hatte. Mich mit andern Worten nur zu wiederholen, was sollte das nützen? Das Aergerniß, das Sie an meinem Anthropotheismus nehmen, scheint mir von einer beym Philosophieren unvermeidlich eintretenden und äußerst schwer zu überwindenden Täuschung herzurühren, wodurch das Wort über das Wesen, das Allgemeine über das Besondere zu stehen kommt, und, ohne daß man es gewahr wird, wirklich eine Philosophie durch bloße Logik entsteht. Ich habe das Geheimniß dieser Täuschung in meiner Schrift v. d. g. D. S. 178—183 ans Licht zu bringen gesucht, aber freylich nur auf eine mangelhafte mir selbst nicht genügende Weise. Sie werden mir nicht zugeben, daß Sie in dieser Täu-

[1]) Von den göttlichen Dingen.

schung befangen sind; ich aber vermag nicht einen andern Grund unserer Mißhelligkeit zu entdecken, als eben diese mächtige Täuschung. Mir ist, wie Leibnitzen, Gott das vollkommenste Individuum, und Vernunft ohne Persönlichkeit, ohne Verstand und Willen (beyde im höhern Sinne genommen) Unding. Ein formloser Gott in Ihrem Sinne, wo er nur das absolute Leben ist, ist mir kein Gott, und ich begreiffe nicht, wie Sie diesem Wesen, das, nach Spinozens Ausdruck, das Leben *ist*, aber kein Leben *hat*, Vorsehung, ein Walten mit Freyheit, überhaupt ein Walten beymessen können. Wie es Spinoza konnte weiß ich wohl. Aber Sie sind ja nicht Spinozist, und tadeln dergleichen Betrug mit Worten.

„Wir begreifen, daß wir Gott eben so wenig die For„men unseres Bewußtseyns beylegen können als die Form „unserer äußeren Erscheinung . . . . . Aber Selbstbewußtseyn „überhaupt und Güte des *Willens* sind absolute Realitäten; „wer sie von Gott leugnet, leugnet Gott.“ (Reeb über den Begriff von Gott, zu vergl. mit der Schrift v. d. Göttl. Dingen S. 185, 186; mit dem XV. Briefe der Allwillischen Sammlung, mit der Epistel an Fichte u. s. w. u. s. w.)

Meine Lehre ist eine Lehre absoluter *Objectivität* und daher allen seit Kant entstandenen neuen Schulen und Schulmeistern ein Aergerniß und eine Thorheit. Ich glaube klar zu sehen, warum ich nicht verstanden werde, aber ich weiß nicht zu helfen. Unsere Kathedermänner befolgen ernstlich den Rath des Mephistopheles in Göthes Faust:

Im Ganzen haltet euch an *Worte*,
Dann geht ihr durch die *sichre* Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Auch mein Freund Fries, und Sie, mein Bester; Ihr beyde verweiset mich am Ende auf ein bloßes *Nicht-Nichts*, das ich für das allein wahre ens entium annehmen soll, bey

Strafe ein Phantast, ein Bilderdiener, ein Abgötter u. s. w. zu heißen. Ich antworte Euch, was ich Fichten schon geantwortet habe, und beharre auf dem Glauben, daß ich meine Blindheit nicht wissen könnte, läge nicht diesem Wissen ein meinem Verstande unbegreifliches Sehen zum Grunde. Die Voraussetzung des an sich Wahren, Guten und Schönen, „welche die Wurzel und die Kraft des vernünftigen Lebens ist", kann so nicht entstehen, wie Ihr es wissenschaftlich, jeder auf die ihm eigenthümliche Weise herausbringt. Darum, weil ich schwach bin, so bin ich stark, wie ein Apostel, wenn ich nicht irre, irgendwo gesagt hat.

Verzeihen Sie, liebster bester Weiß, mein Radotage. Ich bin zu krank um einen ordentlichen Brief zu schreiben. Was ich geschrieben habe, kann doch vielleicht dazu dienen, daß Sie mir noch besser auf den Grund sehen, und daß Sie erfahren, wo ich verbesserlich bin und mich nur ungeschickt oder unvorsichtig ausgedrückt habe, und wo man mich so lassen und nehmen muß, wie ich bin — — — — —

132.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 26. Oktbr 1812.

Gestern bekam ich von dem wackern Hottinger aus Zürch einen Brief, worinn er mir schrieb, Sie hätten ihn, mein theurer und unvergeßlicher Freund, diesen Sommer mit einem Besuche beehrt; er habe wenige Menschen in seinem Leben gesehn, deren Erscheinung sein ganzes Herz so wohlthuend angesprochen hätte; und noch vergehe kein Tag, daß er nicht den Genuß dieser köstlichen Augenblicke durch lebhafte Erinnerung erneuere. —

Dieses ist auch meine Geschichte, nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht blos einige Augenblicke, sondern drey Jahre glücklich gewesen bin; aber auch ich erneuere diese Erinnerungen mit dankbarem Gefühl und gewiß mit noch innigerer Freude, als unser Zürcher Chorherr. Zwar habe ich Ihnen lange nicht geschrieben; aber Sie wissen schon, wie das zugeht, und so will ich die Entschuldigung zurückbehalten; gedacht habe ich an Sie in dieser Zeit vielleicht mehr als je. Von Ihrer Sommerreise theilte mir Schlichtegroll von Zeit zu Zeit mit; dann, nach Ihrer Zurückkunft, Ihren Wunsch um Entlassung; und daß dieser erfüllt worden, sagten mir die öffentlichen Blätter. Nie hat mich vielleicht ein Ereigniß mit so widersprechenden Empfindungen hin und her gezogen, und ich will Ihnen gern gestehn, daß als ich in voriger Woche an den Tag des guten Königs und die Sitzung der Academie dachte, ich zum erstenmal recht froh war, nicht mehr in M. zu seyn. Ihnen zwar, mein edler Freund, wünsche ich von Grund meiner Seele Glück, aus einem Verhältniß gerettet zu seyn, in das Sie mit so großen und edeln Gesinnungen und mit der Hofnung eingetreten waren, etwas Ihren Gesinnungen entsprechendes daraus zurückleuchten zu sehn. Was ist der Erfolg gewesen? Ich mag nicht daran denken, und ich kann es nicht, ohne mich auf eine recht niederschlagende Weise in das Irsal der menschlichen Verkehrtheit und Verwirrung zu verliehren, das recht durch den Muthwillen und die Schadenfreude eines feindlichen Wesens zur Prüfung und Demüthigung der Guten errichtet scheint. Auch das Gute, das in diesen fünf peinlichen Jahren unleugbar errungen worden, erfreut mich jetzt wenig, da ich überall den Schweiß und das Blut der treuen Arbeiter kleben sehe, und so manchen Muthwillen böser Buben, die den Bau störten. Es hat Zeiten gegeben, wo ich mich mit dem Gedanken ergötzte, einst vielleicht in die alten Verhältnisse zurückzutreten, und mir ich weiß nicht was für ein

Glück davon träumete; jetzt ist dieser Zauber zerstört, und ich fühle, daß der größte Theil des Interesses, das ich an der A. d. W. nahm, an Sie, mein theuerster Freund geknüpft war. Jetzt sind meine Wünsche beschränkter. Noch einmal nach M. zu reisen und einige Tage mit Ihnen und meinen andern Freunden zu leben — das ist alles. In dieser jämmerlichen Zeit muß man Genügsamkeit lernen. Wer weiß, ob mir auch nur jener mäßige Wunsch gegönnt ist.

Daß ich nach Göttingen kommen sollte, wissen Sie. Es war immer Heynens Wunsch gewesen, und wenn in solchen Dingen eine Pietät statt fände, so hätte ich gehen müssen. Aber ich maß den Umfang der Wissenschaft, die mir anvertraut werden sollte, und hielt mein eignes weniges Wissen dagegen, und stand ab. Der Antrag war dringend, und wurde mehrmalen wiederholt; aber ich widerstand der Versuchung, um der bessern Ueberzeugung willen. Nun will ich ferner in meiner Dunkelheit fortleben, aus der herauszutreten, in der jetzigen Zeit kaum der Mühe lohnt.

Oder wozu könnte es dienen, mit begeisterten Worten die großen Schatten des Alterthums aufzurufen, und das erloschne Feuer der Vaterlandsliebe auf dem alten Heerde anzuzünden — wozu? — als um die Zahl der Widersprüche zwischen Lehre und That, zwischen der innern Stimme und der äussern Erscheinung noch zu vermehren? Diese Fackel mag mit so vielem andern Theatergeräth unseres Jahrhunderts in die Requisitenkammer eingeschloßen vermodern, statt, wie Althäens verhängnißvoller Brand, nur Unglück zu schaffen. Unsre Weisheit ist eitel Thorheit geworden.

Briefe aus Berlin melden, daß Schleiermacher entflohn sey. Man will wissen, daß sich unter Gruners Papieren ein Verzeichniß der Mitglieder des Tugend Vereins, und an der Spitze desselben Becker's und Schleiermachers Nahme gefunden.

Was daran seyn mag, weiß ich nicht; aber wär' es nur das, so hätte S. meines Bedünkens dennoch bleiben sollen. Es ist in der Flucht etwas, das mir misfällt.

Becker ist vor einigen Wochen von seinen Söhnen besucht worden. Sie fanden ihn wohl, und die Freiheit ausgenommen, mit allem Wünschenswerthen versehen. Ein unglücklicher Zufall, da er das Brustbein zerbrach, hat ihm zu größerer Freiheit verholfen. Im Anfange war er mehrere Monate ohne Bücher, ohne Schreibmaterialien, ohne Licht. Jetzt lebt er in dem Hause des franz. Commandanten und an deßen Tisch. — — —

133.

Friedrich Schlegel an Jacobi.

Wien, den 7. November 1812.

Ich muß mich selbst anklagen, daß ich es so lange aufgeschoben habe, Ihnen für Ihren gütigen Brief und für den 1ten Theil der gesammelten Werke meinen warmen Dank zu sagen. Es schien mir immer zweifelhaft, ob Sie auch so schnell von der großen Reise zurückkehren würden, bis ich erst vor einiger Zeit durch einen Reisenden erfuhr, daß Sie zurück seyen. — Die freundschaftliche und gütige Art, mit welcher Sie das aufgenommen haben, was ich bey Gelegenheit Ihrer neuesten Schrift — als erstes Wort über die mir eigne Ansicht der göttlichen Dinge in die Welt zu senden wagte[1]), ist mir ein Beweis, daß ich wenigstens in der Weise nicht ganz gefehlt habe. Die Metaphysik ist von langen Zeiten, ja von meiner Jugend her (seit

[1]) Im deutschen Museum, Wien 1812, Bd. I, 79—98. Jacobi hat sich über diese Recension öffentlich ausgesprochen im 3. Bde. der Werke S. 236 Anm. und S. VII ff. der Vorrede.

1790) die Hauptbeschäftigung meines Lebens gewesen. Aber nur des innern, nicht des äußern. Ich schob den Zeitpunkt, da ich reden wollte, immer weiter hinaus; so sehr ich auch von den damals herrschenden Secten mich entfernt, ja in manchem mich auch wohl ihnen überlegen fühlte. Ich schrieb kritisch und litterarisch über Kunst, Geschichte und Litteratur. Ich konnte es nicht verhindern, daß nicht einiges Philosophische, einiges von dem, was mich eigentlich mehr als alles andere beschäftigte, mit zum Vorschein kam. Es mußte um so gewisser mißverstanden werden, da ich mich selbst durchaus noch nicht verstand. — Seit einigen Jahren bin ich zu größerer Klarheit und zur Festigkeit gelangt und es scheint sich mir der Augenblick zu nähern, da ich reden soll.

Herzlich hat es mich gefreut, daß Sie die ersten Worte dieses nun frey gewordenen Redens, frührer Misverständnisse ungeachtet, so offen und freundschaftlich aufnahmen. Ich werde in der gleichen Weise fortfahren und werde um so mehr Muth dazu fühlen, je mehr ich unbestochne Stimmen solchen Gewichts nicht unzufrieden mit meinem Beginnen sehe. —

In meiner Ueberzeugung stehe ich indessen wahrscheinlich sehr weit von Ihnen entfernt, ungeachtet mancher Uebereinstimmung im Einzelnen. Sollten Sie nicht den Gegnern eigentlich zu viel einräumen, wenn Sie die Natur gewissermaßen für selbstständig und unabhängig von Gott zu erklären scheinen? — Ueber diese ganze Streitfrage, das Verhältniß nämlich der Natur zur Gottheit und beyder zur Philosophie betreffend, werde ich mich nächstens ausführlicher ausbreiten. Als Text zu dieser ganzen Betrachtung könnte wohl die Stelle von Baco dienen, wo er der heidnischen Naturphilosophie der Alten den Vorwurf macht: sie haben die Natur als ein Bild Gottes betrachtet, da doch der Mensch allein dessen Ebenbild und Gleichniß, die Natur aber nicht das, sondern das Werk seiner Hände seye.

Als solches würde sie denn freylich immer hohe Verehrung verdienen, wenn gleich nicht die, welche unsre neuen Materialisten ihr zuwenden wollen.

Den ersten Theil der Werke habe ich mit vieler Freude empfangen. Möchten Gesundheit und Heiterkeit Ihnen verliehen seyn, um das Ganze bald zu Ende zu führen. Die Briefe von Hamann und die von Ihnen an ihn, freuten mich noch ganz besonders. Wäre es denn nicht möglich, daß einer Ihrer jüngeren Freunde, unter Ihrer Anleitung etwa, eine Ausgabe von den Werken, Blättern und Sprüchen dieses der Menge noch ganz unbekannten Weisen veranstaltete? — Wollten Sie mir ein Wort über ihn, oder wenn Sie etwa außer jenen schon gedruckten Briefen noch etwas handschriftlich von ihm besitzen, dieses für das Museum geben, so würden Sie mich dadurch sehr erfreuen. Es ist diese Zeitschrift ganz eigentlich bestimmt, das Andenken solcher Männer (gleichviel ob aus dem 8ten oder 18ten Jahrhundert) lebendig zu erhalten. Sollten Sie selbst, neben der Sammlung Ihrer Werke, die jedem Freunde der deutschen Litteratur und Philosophie, wichtig und erfreulich seyn muß, noch Muße oder eine äußre Veranlassung finden, über den jetzigen Zustand der Philosophie zu reden, oder eine wie immer in die Gegenwart eingreifende Mittheilung nöthig finden, so hoffe ich Sie werden unserm Museum vor andern Zeitschriften dafür den Vorzug geben; was nicht nur mich, sondern auch die vielen Verehrer, welche Ihre Philosophie hier zählt, sehr erfreuen würde.

In Schellings Gegenschrift hat mir die Polemik und überhaupt die ganze Art und Weise durchaus misfallen und ich bin wohl nicht der Einzige, der so darüber urtheilt. Was die Sache selbst und die fernere Entwicklung seiner eignen Ansicht betrifft, so war es mir merkwürdig, daß er uns andere so sehr viel einräumt; so viel, daß es mir scheint, er sollte lieber den letzten

Schritt auch noch thun und sich von seiner ehemaligen Philosophie ganz lossagen.

Hr. v. Humboldt, der sich recht wohl befindet, und den ich oftmals sehe, hat den 1ten Theil der Werke noch nicht erhalten. Er empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken. — Ich lege eine Ankündigung für den zweyten Jahrgang unsers Museums bey und empfehle es Ihrer Theilnahme nochmals. — Wenn ich die Bitte gewagt habe, Sie möchten unserm Museum den Vorzug geben, falls Sie eine in die Gegenwart eingreifende Mittheilung über Philosophie nöthig finden sollten, so versteht es sich wohl von selbst, daß diese Bitte auch für den Fall, ja dann doppelt gilt, wenn ich selbst durch meine Beurtheilung Ihrer Schrift oder auch auf andre Weise, die äußre Veranlassung zu einer solchen gewiß vielen sehr erwünschten Mittheilung darbieten sollte.

Mit der Bitte um die Fortdauer Ihrer freundschaftlichen Gesinnung nenne ich mich

Ihren ergebensten

Friedrich Schlegel.

Adr.: Camesinasche Buchhandlung am hohen Markt.

Ich hoffe, daß das Exemplar des Museums immer richtig an Sie gelangt.

134.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 10. May 1813.

Seitdem Sie mich, mein edler und herzlich verehrter Freund, mit Ihrem letzten Briefe erfreut haben, sind die Schrecknisse des

Krieges uns immer näher, und endlich ohne Beschädigung an uns vorübergerückt. Preussische Reiter umschwärmten uns eine geraume Zeit, und kehrten sogar einen Tag bey uns ein; aber kaum hatten sie uns verlassen, als ein Meer gallischer Truppen sich über unser Land wälzte, wie Wolken von Heuschrecken, die vor sich her ein blühend Land und hinter sich Wüsten sehn. Es war mehrere Tage hindurch ziemlich wahrscheinlich, daß der erste Act des großen Trauerspiels in unsrer Nähe gespielt werden würde, als die Armee wider alles Erwarten in die Ebenen von Leipzig eilte, um an der Stelle wo Gustav Adolph für die Freyheit fiel, die letzten Aufstrebungen germanischen Sinnes nieder zu werfen. Die unglaublichen Anstrengungen der vereinigten Heere waren umsonst. Es ist mit ruhmwürdiger Tapferkeit gestritten worden; und alle gestehn, daß keine Schlacht blutiger gewesen sey. Seitdem ziehen hier die leicht Verwundeten zu Tausenden durch, und bis jetzt ist noch nicht ein einziger Gefangener eingebracht worden.

Wenn also auch alles verlohren seyn sollte, so ist doch die Ehre gerettet.

Der erste Brief, den ich von Leipzig wieder erhielt, und der die Gewißheit von dem Rückzuge der pr. Armee brachte, machte mich krank. Was wird Preussens, was wird insbesondre das Schicksahl der Universität von Berlin seyn, wo alles die Flammen des bedenklichen Krieges anschürte? Mag indeß geschehen, was will, so werden wir doch nicht den edeln Sinn tadeln, mit dem die Jugend das Bild der Freyheit ergriffen, und die Ketten des gemishandelten, verhöhnten Vaterlandes mit seinem Blute zu lösen unternommen hat. Dieses Blut ist rein von den Schulden seiner Beherrscher, und so wird es auch nicht umsonst vergoßen seyn. Auch die Niederlage bey Chäronäa erhebt das Gemüth und belebt die Ideen der Vaterlandsliebe und Freyheit. Marathon wäre uns freylich nützlicher gewesen.

Ich weiß nicht, ob eine so trübe und jammervolle Zeit den Schmerz über andre Leiden schärft oder abstumpft; es kann wohl das eine, wie das andre geschehen, je nachdem das Gemüth gerichtet ist. Von Ihnen weiß ich indeß, daß Ihnen der unerwartete Tod eines geprüften, durchaus treflichen und Ihrer würdigen Freundes [1]) eine tiefe Wunde geschlagen hat; und so nehme ich zwiefachen Antheil daran. Auch das Schicksal seiner beklagenswerthen Wittbe geht mir sehr zu Herzen, die, während sie mit einer tödtlichen Krankheit kämpft, noch den doppelten Verlust eines Sohnes und Mannes erfahren muß. Wie kläglich geht doch oft das Leben mancher würdigen Menschen aus! so am Ende ihrer Laufbahn vom Schicksahl befeindet, wenn die Jugendquelle der Hofnung mit ihren lethäischen Kräften versiegt ist. — — —

Möchte doch die schöne Jahreszeit Ihren Geist erheitern, und Ihnen recht viele gesunde Tage bringen. Diesen Wunsch wiederhole ich, so oft ich an Sie denke, das heißt, sehr sehr oft. Ach wenn doch die Wünsche der Freundschaft Worte der Vorsehung wären!

Grüssen Sie alle die Ihrigen von mir, sie meiner herzlichen Ergebenheit und Zuneigung versichernd, sowie die Freunde, die sich bey Ihnen versammeln. Ich bin mit unveränderlicher Liebe, Hochachtung und Freundschaft von ganzer Seele

der Ihrigste

J.

---

[1]) Heinrich Schenk.

135.

Friedrich Schlegel an Jacobi.

Wien, den 27. August 1813.

Um wenigstens eine der letzten sich noch darbietenden Gelegenheiten nicht unbenutzt zu lassen, beeile ich mich, nur vorläufig eine alte schwere Schuld zu lösen. Zuvor muß ich aber um Nachsicht und Entschuldigung, oder vielmehr um volle Verzeihung bitten, wegen meines hartnäckigen langen Schweigens, an dem alles andre nur nicht die Vergessenheit dieser Pflicht Schuld ist. Kein Jahr ist mir wie dieses so unter Störungen, innern und äußern aller Art, Sorgen und Hinderungen vergangen, wie dieses gegenwärtige. Im Frühjahr hatte ich eben einen langen Brief an Sie entworfen, als mich ein ziemlich heftiger Krankheitsanfall auf geraume Zeit von allem Schreiben abzog. — Ein Reisender, der mir unlängst den Brief mitnehmen sollte, reißte plötzlich früher ab, da ich eben nicht in der Stadt war. Doch ich fühle wohl, wie mich dieß alles nicht ganz entschuldigen kann, und rechne in dieser Hinsicht allein auf Ihre Güte. —

Wie sehr ich mich über den ersten Aufsatz von Hamann gefreut habe, werden Sie aus dem Museum gesehen haben und ich hoffe, Sie mögen wenigstens in dieser Hinsicht mit den Paar begleitenden Worten von mir nicht unzufrieden seyn. — Mit dem andern Aufsatz hat es mancherley Schwierigkeiten, und dieß ist mit eine von den Ursachen, welche meine Antwort so lange verzögert haben. Zwar die Schwierigkeit, welche Sie für die wesentliche halten, ist nicht die bedeutendste, oder vielmehr gar keine. Von einem Manne, wie Hamann, muß wie mich dünkt, alles bekannt gemacht werden; ohne alle Frage, wenigstens alles, was er selbst zur Bekanntmachung bestimmt hatte. Frey-

lich im Museum, welches doch hier nur zur vorläufigen Aufstellung und um das größere Publikum auf diesen ihm noch verborgenen Schatz aufmerksam zu machen, dienen kann; würde ich lieber etwas andres einrücken, als grade die etwas herben Aeußerungen über einen guten, längst verstorbenen Mann [1]), der mir nun nebst seiner Familie näher angehört. Dem ließe sich aber allenfalls wohl abhelfen, wenn nähmlich die Stellen aus den Briefen vor jetzt noch wegbleiben, und auf die vollständige Sammlung der sämmtlichen Werke und Briefe H.'s verspart blieben, da sie ohnehin zu jenem Aufsatz (der dennoch Bruchstück bleibt) so gar wesentlich nicht mit gehören.

Die zweite größere Schwierigkeit ist die, daß der Aufsatz, ganz so wie er ist, die hiesige Censur nicht passiren kann. Freylich nur einiger etwas cynischen Ausdrücke wegen an zwey oder drey Stellen. In diesem Punkt ist unsre Censur, sonst ungleich liberaler wie ehedem, immer noch etwas streng oder beschränkt, wie man es nennen will. Zum Verstümmeln war ich durch Sie nicht berechtigt. Eine andre, eben so große Schwierigkeit ist die Rücksicht auf die Leser des Museums. Der Aufsatz, so wie er ist, führt gar zu sehr in medias res, beginnt mitten in dem Detail einer vor ungefähr 30 Jahren abgerissnen Recensionsstreitigkeit; bedürfte also wenigstens eines sehr weitläuftigen und umständlichen Commentars, welchen zu geben, wenn ich es auch sonst könnte, ich selbst die Actenstücke jener Streitigkeit durchaus nicht in hinreichendem Maße besitze.

Mein Vorschlag und meine Bitte wäre also, Sie erlaubten mir, aus dem Aufsatze einen kleinen Auszug zu geben, vorzüglich das, was H. über sich selbst und seine Schriften sagt, um abermals im Museum auf ihn und auf die zu hoffende Ausgabe seiner sämmtlichen Werke aufmerksam zu machen. Können

---

[1]) Mendelssohn.

Sie diese Bitte gewähren, so bitte ich Sie mich bey unsrer wieder offnen Gelegenheit davon zu benachrichtigen. Wo nicht, so werde ich den Aufsatz mit sicherer Gelegenheit wieder übersenden.

Ich für mein Theil bin jetzt von Gegenständen ganz anderer Art angezogen und hingenommen. Sobald aber mein Geist wieder frey und meine Zeit mein ist, werde ich fortfahren in dem Bemühen, meine Philosophie den Zeitgenossen darzulegen und weitere Rechenschaft davon zu geben, recht ausführlich und umständlich, wenn es auch grade nicht in einem Compendium geschieht. Ich fühle, je älter ich werde, je mehr Neigung zur Erfüllung dieser Pflicht, die ich als eine solche wohl anerkenne.

Erlauben Sie mir, verehrungswürdiger Freund und Gönner, mit den besten Wünschen für Ihre Gesundheit und die fortdauernde Zufriedenheit Ihres Geistes zu schließen. — Möchte der Abend Ihres Lebens recht heiter dahin fließen, im Anschauen jener Sonne der Wahrheit und Liebe, die man nur im Glauben schauen kann, und an deren Strahl auch Ihre älteren Freunde, Hamann, Hemsterhuys, Lessing, Lavater, Claudius u. a. — die ich alle so herzlich verehre, als ich unter Ihren neuen Schülern manche Ihnen nicht ganz würdige finde — den scheidenden Blick stärkten und labten. — Ich hoffe Sie werden diesen Wunsch so gut aufnehmen, als er gemeint ist und mir die Fortdauer Ihrer freundschaftlichen Gesinnung auch fernerhin erhalten.

Ihr Sie aufrichtig verehrender

Friedr. Schlegel.

136.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 29. Novbr. 13.

Mein vielgeehrter und vielgeliebter Freund.

Wenn ich es beklagt habe, von Ihnen getrennt zu sein — und ich habe es oft und viel beklagt — so ist es in der gegenwärtigen Zeit. Große Dinge sind geschehn, heiße Wünsche erfüllt, herrliche Hofnungen erregt worden; und ich habe Ihre schöne Freude nicht gesehen, Ihre Rührung nicht getheilt, nicht mit Ihnen gehofft. Nie bin ich mir so verlaßen und vereinzelt vorgekommen. Die Begeistrung, die sich in großen Städten und in zahlreichen Versammlungen Luft macht, wird bey uns wenig gespürt; sie ist eine Privatsache, die auf den engen Raum eines Wohnzimmers beschränkt, ihre Schwingen gar nicht recht ausbreiten kann. Auch ein gemeinsamer Mittelpunkt fehlt ihr bey uns. Was hätte ich darum gegeben, nur einmal den Jubel des Volkes bey der öffentlichen Erscheinung des Königes oder des KronPrinzen zu theilen, und mich der gegenseitigen Achtung und Liebe zwischen dem Volke und seinem Herrn zu erfreun! Von solchen Erscheinungen sind wir hier weit, sehr weit entfernt! Die Einbildungskraft muß also dichten, was das Herz wünscht, und dieses muß sich, statt in voller Genüge die erfreuliche Wahrheit zu genießen, in einer eiteln Sehnsucht erschlaffen.

Aber alles hab' ich doch nicht in mir verschließen und ersticken können. Wär' ich noch jung, oder wär' meine Hand nur gewohnt die Feder zu halten — wie Bruder Martin das Rauchfaß — nicht allzuschwach für das Schwerd; ich wäre mit an den Rhein gezogen und meine Söhne neben mir. Nun aber habe ich, das einzige was ich konnte, statt des Schwerdes die Feder gezogen, und zu meinen Mitbürgern durch Schrift ge-

sprochen, so gut ich es konnte. Ganz anders gewiß hätt' ich es in Ihrer Nähe gekonnt, mein weiser und vielerfahrner Freund! Da hätt' ich über alles mit Ihnen gesprochen; Ihre Gedanken hätten sich mit den meinigen gemischt: ich wäre jeden Abend wärmer nach Hause gekommen, und hätte besser geschrieben. Hier war es nicht so. Niemand hat meine Schrift gesehn, niemand auch nur einen Satz davon gehört, bis sie gedruckt war. Sie ist blos in meinem Kopfe erzeugt und empfangen — aber darum keine Minerva. — —

137.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 17. Jan. 14.

Was ich, mein vielgeliebter und innigst geehrter Freund, an Ihrem Geburtsfeste selbst mit tausend Freuden thun würde, wenn mir der Himmel vergönnte in Ihrer Nähe zu seyn, das muß ich leider einem kalten Blatte anvertrauen. Aber ich weiß, daß Sie auch dieses mit Liebe und Freundlichkeit aufnehmen werden, wie mich selbst, und so ist es mir, indem ich schreibe, als ob Sie mich mit alter gewohnter Güte an Ihr Herz drückten, das ich nur Einmal, und Gott weiß wie ungern und mit welchem eignen Schmerze gekränkt habe.[1]) Doch davon heute nichts. Nur mit guten Vorbedeutungen will ich zu Ihnen treten, mit der Hofnung einer großen und freudenreichen Zeit, und mit dem Wunsche, daß das Nepenthe, welches diese Zeit Ihnen reicht, Ihre Gesundheit stärken und von neuem befestigen möge. Dieser Wunsch liegt mir so nah, wie irgend etwas, das mich unmittel-

---

[1]) Durch den Weggang von München.

bar betrift, und ich wollte die Uebel, die mich drücken, gern und ohne Murren ertragen, wenn ich damit die Ihrigen abkaufen könnte. Eines ist denn doch immer gewonnen, daß die Quellen des Mismuths von außen versiegen, daß sich statt der ägyptischen Nacht, die über uns brütete, ein Teppich von heiterer Farbe über unserm Himmel aufrollt, daß wir das Reich der Ungerechtigkeit zerfallen sehn[2]), und uns mit der Hoffnung einer beßern Zeit schmeicheln dürfen. Bey mir ist diese Hofnung bis jetzt noch rein und ungetrübt, und ich wünschte, es wäre bei Ihnen auch so, weil es kein Gut in der Welt gibt, das ich mir lieber als Ihnen gönnte. Ein Brief unsers Freund Niethammer[3]), in welchem er ein großes Gewebe von Anklagen gegen das Alte und das Neueste, insofern es wieder das Alte ist, aufschlägt, und sich in der Nachschrift auf Ihre Einstimmung beruft, läßt mich fürchten, daß Ihre Freude getrübt sey; aber zu meinem Troste glaube ich Sie doch hinlänglich zu kennen, um hoffen zu können, daß das Trübe entweder gar nicht, oder doch gewiß nicht lange über das Heitre in Ihnen die Oberhand habe. Was ich gegen N.'s Anklagen vorzubringen habe, behalte ich meiner Antwort an ihn vor; für einen Glückwünschungsbrief ist dieser Stoff nicht geeignet. Nur so viel. So ganz rein und unvermischt kann ja

---

[2]) Von Jacobi's Hand ist hier ein ironisches Ausrufezeichen beigesetzt. Wie richtig dieses Urtheil die Zukunft voraussah, wissen wir leider nur zu gut. Jacobi's politisches Urtheil war fast ohne Ausnahme ein sehr treffendes, ja prophetisch voraussagendes.

[3]) Fr. Im. Niethammer, geb. 1766, gest. 1848, erst Professor der Philosophie in Jena, wo er (erst allein, dann) mit Fichte zusammen das „Philosophische Journal" 1795—1800 herausgab, seit 1804 als Schul- und Konsistorialrath in Würzburg, Bamberg und München thätig, bis er als erster protestantischer Oberkonsistorialrath in München seine segensreiche Laufbahn schloß. Die Einführung eines neuen Schulplans in Bayern 1808 ist sein Werk, wie er überhaupt große Verdienste um das gesammte Schulwesen Bayerns hat. Mit Jacobi war er innig befreundet.

das Alte doch wohl nicht wiederkehren; die vorhergehende Zeit wird ihren Einfluß geltend machen, wenn die Menschen es auch nicht wollten; durch den bloßen Uebergang schon wird manches sich reinigen. Ferner: ich will vor allen Dingen Gerechtigkeit; ich kenne kein Staatswohl ohne diese; ich will also auch, daß die Kleinen und Großen in dem Staatenverhältniße neben einander bestehn, wie in dem bürgerlichen, jeder nach seiner Weise und der Ausdehnung seiner äußern oder innern Macht. Ich kann nicht sehn, daß in einem kleinen Staate die Freyheit mehr gefährdet sey, als in einem großen; und wenn man von einigen regulis mehrere Gewaltthätigkeiten zu erzählen weiß, als von großen, so mag dieß wohl vornehmlich daher rühren, daß man von jenen mehreres zu erzählen wagen durfte. Daß die franz. Grundsätze diesen Uebeln einen Damm gesetzt, will mir noch weniger in den Sinn. Die Grundsätze waren ja längst da, und die Anwendung, die man von ihnen in Frankreich machte, haben sie nicht empfohlen, sondern befleckt. Nun dünkt mich die spartanische Weise vortreflich, wenn ein guter Gesetzvorschlag von einem schlechten Bürger gemacht worden, ihn von einem guten und ehrenvesten Manne aufs neue geben zu lassen, um ihn wieder zu Ehren zu bringen. So scheint es mir auch löblich und fast nothwendig, die ganze franz. Reformation mit sammt den franz. Heeren in dem Rhein zu ersäufen, und das was uns noth thut, wie es in Preußen schon geschieht, aus unsern eignen Mitteln beyzuschaffen.

So viel aus meiner Ansicht gegen N. Anklagen unsrer guten Zeit.

In diesen Tagen habe ich Joh. Müllers Briefe an seinen Bruder bis zum Ende gelesen; wahrhaftig eine rührende Lectüre. Im Anfange alles so herrlich; ein so frischer Muth, so begeisternde Umgebungen! Was muß nicht der Umgang eines Mannes wie Bonnet auf ein ganzes Leben wirken! Dann das

feste Ergreifen eines bestimmten Plans schon so früh; ein so reger und wohlgeordneter Fleiß; gleich beym ersten Erscheinen ein so glänzender Erfolg. Und dabey ein so kindliches, liebendes Gemüth. Es ist wie eine Idylle des Gelehrten-Lebens. Aber dann das allmählige Herabsinken von der Höhe der Jugend in die Thäler des gemeinen Lebens; die vereitelten Hofnungen; die Beschränkung der weiten herrlichen Aussichten — aber doch immer mit festem Halten an dem Anker der alten LieblingsPlane; und endlich der fünfte Act des unseligen Staats-Secretariats, wo alles, auch die letzte Hofnung abriß — nicht anders als ob alles, was Napoleons Hauch berührte, verwelken und untergehn müßte. — Es hat mich ganz unbeschreiblich ergriffen, und ich bin von dem Buche weggegangen, wie von einem Trauerspiele. — — — —

Indem ich schließe kehre ich noch einmal mit Rührung auf die Absicht dieses Briefes zurück. Möchte Sie der Himmel Ihren Freunden noch lange erhalten, nicht mehr leidend, sondern heiter und erfreuend, wie es Ihre Natur ist, und wie Sie, selbst bei Ihren Leiden, so reichlich thun. Mir, mein theurer und innigst geliebter, erhalten Sie Ihre Liebe, die ich zu den glücklichsten Ereignißen meines Lebens rechne, die mich immer nach Süden zieht, und mir München zu einem verlohrnen Eden macht. Von ganzer Seele der Ihrige

F. Jacobs.

Tausend herzliche Grüße an die Ihrigen, auch an den treflichen Roth.

138.

Jacobi an Jean Paul.

München den 18ten April 1814.

Ich schreibe Dir heute nur ein paar Zeilen, lieber Friedrich, um Dich zu bitten, mir mit erster fahrender Post das Exemplar meines Gesprächs über Idealismus und Realismus, welches ich Dir in Nürnberg nach Bayreuth mitgab, zurückzusenden. Ich bedarf seiner für den Buchdrucker in Leipzig. Hast Du Anmerkungen zu dem Buche gemacht und geschrieben aufbewahrt, so sende sie mit. Ende May wird mit dem Druck des 2. Bandes der Werke angefangen. Ich habe zu dem David Hume eine neue Vorrede geschrieben, die zugleich und noch mehr Einleitung in meine sämmtlichen philosophischen Schriften seyn soll, indem sie die vollendete Darstellung des Systems meiner Ueberzeugungen giebt. Sie wird ungefähr 6 gedruckte Bogen ausmachen, und ich hoffe, sie soll Dir gefallen. Mein Befinden ist während der zwey letzten Monathe des vorigen Jahres, und der drey ersten des gegenwärtigen so zunehmend schlecht gewesen, daß ich glaubte und noch mehr hoffte, der Tod würde meinem unsäglichen Leiden nun bald ein Ende machen. Aber ich konnte nicht sterben für Freude an den herrlichen Ereignißen, die ich erlebte; darüber ist der Frühling gekommen, und vielleicht athme ich nun auch noch etwas länger. Das Herz ist mir so voll von dem vorher noch nie geschehenen, das sich seit 18 Monathen zugetragen hat; mein Geist wird dadurch auch über die Vergangenheit so wunderbar erleuchtet, daß, so bald ich darüber zu reden anfange, ich kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat sich die Gewalt des Unsichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche so manichfaltig und durchgreifend Kund gethan. Nach allen früheren Geschichten scheint Gott in

der Welt zwar die legislative, der Teufel aber durchaus die executive Gewalt zu haben, so daß wirklich nichts zu Stande kommen kann, als mit seiner Zustimmung und Hülfe; er erscheint überall als der eigentliche Herrscher, bey ihm ist die eigentliche Macht. — Die Geschichte unsrer Tage zeigt uns das gerade Widerspiel. Welche Offenbarung! Ja, es ist ein Fortgang in der Menschheit, eine Vorsehung waltet. — Rede über dies alles, Du Herrlicher! Du mußt es, Du wirst es.

Ich bin Dir noch meinen Dank für Deinen lieben köstlichen Brief vom 21ten bis 26 May [1]) schuldig den ich am 1ten Juny erhielt. Ich habe Deine neue Kordax gelesen und wieder gelesen mit unsäglicher Freude. Ich stimme Dir in allem bey. [2]) In der zweyten Ausgabe Deiner Vorschule habe ich nicht nur alles Neue gelesen, sondern auch von dem alten vieles wiederholt. Ich habe keine Worte um Dir auszudrücken, welche Lust ich an Dir habe, und wie der gute Geist in Dir den meinigen erweckt, stärkt und erhebt. Wenn Du mir die in der zweyten Ausgabe der Levana neu hinzugekommene Paragraphen anzeigen könntest, würdest Du mich sehr verbinden.

Ich umarme Dich aus Herzensgrunde

Dein alter Heinrich.

---

[1]) Siehe: Auserles. Briefw. II, 440.

[2]) Von Jean Paul's Hand angemerkt: „Bezieht sich auf die gefährliche Andeutung einer höheren Moral".

139.

Jacobi an Nicolovius.

(Abschriftlich.)

München d. 10ten May 1814.

Vater Jacobi an seinen verlohrnen Sohn Nicolovius.

„Kein Jonathan ist mehr,
„Kein Dāvid ist geblieben!

Mit diesen Versen fing einst Haman einen Brief an mich an, und ich hatte es nicht verdient. Sie liegen mir seit Monaten im Sinne als Anfange zu einem Briefe an Dich, und endlich stehen Sie nun da auf dem Papier. Tilge sie durch eine schnelle Antwort.

Lieber, wir haben große Dinge erlebt, Du aber noch unendlich vielmehr als ich, der nur aus der Ferne zuschaute. In der ganzen Geschichte finde ich nichts, daß der Volksthat der Deutschen in den zwey letzten Jahren zu vergleichen wäre; Ihr Preußen aber steht über alle andere erhaben da. Mir banget aber nun wegen des Ausgangs, ob auch er herrlich seyn werde, wie er müßte nach solchen Vorschritten. Das bleibt unterdeßen gewiß, daß der Weg zu einem besseren Zustande der Menschheit geöfnet worden ist, der nicht wieder einsinken kann. Daß ich über dieses alles mit Dir reden könnte, über das so ganz einzige und wunderbare in der Folge und Verkettung der Begebenheiten; darüber zu schreiben vermag ich nicht. Leider! — Denn ich möchte so gerne von Dir verdienen können, daß Du mir recht viel über eben diese Gegenstände aus der Fülle Deiner Seele schriebst. Du bist gesund und Deine Kinder sind es auch, so viel wißen wir durch die Schloßerinn. Ich bin krank und werde mit jedem Tage leidender, doch ertrage ich das Leben gerne um des Erlebens willen, daß mir wurde und noch ferner werden

kann. Gern möchte ich auch noch eine Einleitung in meine sämmtliche Philosophischen Schriften, die ich schon länger als vor einem Jahr begonnen habe, vollenden können. Es wird darauf ankommen, ob es ein paar Monathe dauern wird, ehe meine Augen ganz und gar unbrauchbar werden. Diese Einleitung soll den 2ten Band meiner Werke als Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Gesprächs über Ideal. und Real. eröffnen. — Schreibe mir doch etwas, d. h. recht viel von der Universität Berlin, und wen Ihr an Fichtens Stelle rufen werdet. Ich empfahl Dir vor einigen Jahren Fries, und empfehle Dir ihn jetzt nachdrücklicher von neuem. Ich weiß, daß Fries noch immer eine Anstellung in Berlin wünscht und daß ihm Herr v. Schubmann auch nicht ganz abgeneigt ist. Wenn Du die populäre Vorlesungen des Mannes über die Sternkunde noch nicht gelesen hast, so bitte ich Dich recht sehr, Dich damit bekannt zu machen. — Wird kein Philosophischer Nachlaß von Fichte erscheinen? Sein Tod hat mich sehr geschmerzt. Was macht Zelter? Hat er wieder geheyrathet und glücklich? Grüße in Berlin alle die, wovon Du weißt, daß sie mir lieb sind, und jeden nach dem Maaße dieser Liebe und Hochschätzung, das ich Dir nicht erst zu senden brauche. Hast Du Bekanntschaft mit der Doctorinn Herz, so versöhne sie mir: Ich bin ihr auf zwey Briefe Erwiederung schuldig geblieben und gräme mich darüber, ich hoffe nicht ewig fruchtlos. Lotte und Lehne grüßen und umarmen Dich mit mir auf das herzlichste.

140.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 24. Jul. 14.

Mein innigst geehrter und vielgeliebter Freund.

Indem ich in dem dritten Theile von Göthens Leben die Geschichte Ihrer Bekanntschaft mit dem Verfasser in wenigen aber ausdrucksvollen Worten lese, ergreift mich eine solche Fülle von Erinnerungen, daß ich mir es unmöglich versagen kann, mich Ihnen, wenn auch nur mit wenigen Worten zu nähern. Recht weiß ich mir zwar dieses Gefühl nicht zu zerlegen, aber ich weiß, daß sich Schmerz und Freude darinnen wunderbar mischt; aber ein Schmerz, welcher nicht blos der Trennung, und eine Freude, die nicht blos dem Glücke des ehemaligen, wohlthätigen Zusammenseyns gilt. Ich bin mir wenigstens sehr wohl bewußt, daß, wenn Sie mir auch eben so unbekannt wären, als Göthe, mich doch das Bild Ihres Zusammenseyns mit ihm, des gegenseitigen lebendigen Ergreifens, der schnell eintretenden Offenheit in den wichtigsten Mittheilungen, der „Schwelgerey in dem Hin- und Wiedergeben" auf das innigste gerührt haben würde. Die Erscheinungen der Nothwendigkeit und was man gewöhnlich Unglücksfälle nennt, lassen mich nur allzu oft untheilnehmend und kalt, sodaß ich mich wohl oft darüber getadelt und angeklagt habe; aber was aus der Fülle menschlicher Freyheit hervorgeht, Freundschaft und Liebe, haben mich nie ungerührt gelassen. Wie hätte ich es bey diesen Schilderungen seyn können, die mit so vieler Liebe entworfen zu einem liebenden Herzen kamen, das die Herrlichkeit und Fülle des Ihrigen kennt, dem drey zwar wunderliche, aber doch im Ganzen recht glückliche Jahre hindurch in Ihrer Nähe wohl gewesen ist. Wenn ich an

diese Zeit denke und sie mit meinem vorigen Daseyn vergleiche, so scheint sie mir der eigentliche Wendepunkt meines Lebens zu seyn, wo durch Ihre wohlwollende und freundliche Nähe und das damit so grell contrastirende Treiben der äußern Bewegung ein anderes und ernsteres Wesen in mich gekommen ist. Daher wendet sich auch, so oft ich an mich selbst denke, mein ganzes Gemüth dankbar zu Ihnen hin, und ich habe nicht leicht eine größere und innigere Freude, als wenn Sie mir in den Schriften und Reden andrer begegnen, und sich in diesen mein eignes Gefühl wiederholt. Jetzt thut es mir leid, mich Göthen nie genähert zu haben; aber es ist zu spät, und auch nach aller der Liebe, die Sie mir erwiesen haben, kann ich die Scheu vor den Heroen unsrer Litteratur nicht besiegen. Lieber ist er mir jetzt um vieles geworden, und ich habe beym Lesen dieses ganzen dritten Bandes ein Gefühl gehabt, wie wenn man an einem stillen, heitern und weichen Abend an dem Ufer eines Flusses liegt, der tief und ruhig zwischen reichen Ufern gleitet und in seiner Tiefe den verklärten Himmel und die ganze Herrlichkeit schönen Natur glänzender, heitrer und anmuthiger als die Wirklichkeit zeigt. Es ist eine Milde und Heiterkeit in dem Buche, die einen, wenn man es zugemacht hat, bis zu Thränen rühren kann. —

141.

Jacobi an Nicolovius.

München d. 21ten Octob. 1815.

Es steht so schlecht mit mir, lieber Jonathan, daß ich seit zehn Tagen vergeblich auf eine leidliche Stunde warte, um Tante Lottens Briefe an Dich einige Zeilen anzuhängen. Mir wird ein schweres Ende, aber dabey doch viel Trost durch die

Pflege einer Liebe über alles Verdienst, wie sie vielleicht keinem andern Menschen zu Theil geworden ist. Möge Gott denen lohnen, die mich also trösten. Das Gute, das mir durch sie wird, übertrifft das Uebel, das ich leide, und so kann sich mir das Angesicht Gottes nie ganz verbergen. — — — —

Grüße auf das herzlichste und ohne Ende von mir unsern trefflichen Niebuhr. Döderlein brachte die Nachricht hieher, er würde als Gesandter nach Rom gehen; dann durfte ich hoffen ihn vor meinem Hinscheiden noch einmal zu sehen: es scheint aber, daß die Nachricht grundlos war.

Erkläre mir die Erscheinung des Schmalzischen Pamphlets und seine Anpreisung in allen öffentlichen Blättern. Die Erscheinung ist höchst auffallend von dem „Preußenreiche" her, „diesem deutschesten der deutschen Staaten", wie sich ein Norddeutsches Blatt jüngst ausdrückte.

Ich habe den Schmalzischen Wisch nicht gelesen; die lobpreisenden Auszüge aus demselben in unseren schändlichen gelehrten Blättern sagten mir genug, wohin der Verfasser unter einer ihn schlecht bedeckenden Maske heuchlerisch und tückisch ziele. Darum legte auch der Mann sogleich dem Könige von Würtemberg sein Werk zu Füssen, und wurde nach Verdienst belohnt. — Wird ihn Preußens König auch belohnen? — Wahrscheinlich! — Man hat uns hier versichern wollen, der von Würtembergischen Ständen nach Paris beauftragte Graf Waldeck habe bey Preußen am wenigsten Gehör gefunden. Aber so sind sie im Herzen Alle; sie wollen herrschen, und nach Gerechtigkeit nicht fragen dürfen; Untergang scheint ihnen besser als solche Abhängigkeit. Aus der verheißenen Volksvertretung werden sie etwas machen, das nur als eine Verspottung der Völker da stehen wird; ein leeres Possenspiel, und recht viel Polizei darum her, vorne und hinten und an allen Seiten. Deßwegen hoffe ich allein noch auf Frankreich, und habe nichts dawider, daß es

Elsaß und Lothringen behalte. Sollten die dortigen absoluten Royalisten durch heimliche Unterstützung der Verbündeten Mächte noch die Oberhand gewinnen, dann ist es um die Freyheit Europens, um die Fortbildung der Völker geschehen. Was ich hierüber gestern in der Augsburger allg. Zeitung (Nr. 303) aus dem deutschen Beobachter ausgezogen las, ist mir aus der Seele gesprochen. Sage mir etwas von Deinen Ansichten von dem Standpunkte aus, auf dem Du Dich befindest.

Zu meiner größten Verwunderung hörte ich vor einigen Tagen, der Professor Memel in Erlangen sey nach Berlin, um dort Fichtes Stelle zu ersetzen, berufen worden. Wie in aller Welt konnte man ein solches mittelmäßiges Subjekt einem Fries vorziehen? Wie einem Hegel, der sich, wie ich von ihm selbst weiß, um diese Stelle auch beworben hat. Ich versprach Hegeln, da er jüngst hier war, seiner bey Dir zu erwähnen. Er ist gar nicht mehr der er in Jena war, und ich konnte ihn Dir, wenn die Partei wider Fries dort zu mächtig war, nach diesem wohl empfehlen. Dieses will ich denn auf alle Fälle noch gethan haben und zwar auf das nachdrücklichste — — —

Grüße auf's Beste von mir meine Freundin Herz, die nachsehende, die gütige, die liebenswürdige: sie soll hold bleiben dem vielleidenden alten Manne. Sie wird es!

— Zu Franz Horn sprich aus meiner Seele nach der Gabe der Weissagung, die in Dir ist. Seinen großen Churfürsten habe ich noch nicht vornehmen können. Auch das Vorlesen hören wird mir oft schwer, und es giebt Stunden, wo ich es gar nicht ertragen kann. Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich dergleichen Anstöße schon in Eutin hatte; aber nun, seit einigen Monaten, sind sie häufiger und anhaltender. — — —

Wen Du außer den schon genannten noch von mir zu grüßen hast, weißt Du, und wirst vornehmlich Ancillon nicht vergessen.

Laß mich bald recht viel erfreuendes von Dir hören. Gott sey mit Dir! Behalte mich lieb!

142.

Jacobi an Jacobs.

(Abschriftlich.)

München d. 12. Novb. 1815.

Ich kann den Gedanken nicht ertragen, mein lieber Jacobs, daß der zweyte Band meiner Werke, den Ihnen Fleischer in diesen Tagen senden wird, ohne alle schriftliche Begleitung von mir in ihre Hände komme; ich muß, ich will wenigstens einen Gruß hinzuthun. Könnte ich den Gruß, den ich für meinen Jacobs im Herzen habe, ihm nur senden, es wäre genug! Aber es wollen keine Geister mehr von mir ausgehen; die Kraft, in Worten zu erscheinen, ist von mir genommen; nur ein stummer Schatten noch, schwebe ich umher, und suche zu bedeuten durch luftige Gebärde.

Siehe dieses Blatt! Es ist kein körperliches Wesen: es ist der Geist selbst Deines Freundes, der Dir zu erscheinen strebt, und es nicht vermag.

Wohl vermag er's — oder faselt der Greis? — O, laß ihn faseln! Es ist sein glühend Herz, was ihn zum Kinde macht.

Mit unaussprechlicher ewiger Liebe

Dein Jacobi.

143.

Jacobs an Jacobi.

Gotha d. 20. Januar 16.

Mein innigst geliebter und verehrter Freund.

Ihr letzter Gruß hat mir wohl und weh gethan; doch noch mehr weh als wohl. Ach, wenn Sie an sich verzagen, wer soll dann glauben an sich? Wenn Sie nicht sprechen wollen, wer soll nicht verstummen auf immer? Jeder zahlt der Natur seinen Leib- und Juden-Zoll, aber das Ich ist nicht mauthbar, und das Ihrige, mein ehrwürdiger Freund, vollendet seine Reise eben so ungeschatzt, als es unschätzbar ist. Die Füsse, die den Alciden auf den Öta und von da zum Olymp trugen, sind nicht die mehr, auf denen er vom Phasis bis nach Gades eilte; wenn aber seine Arme nicht mehr die Feinde der Götter und des Rechtes erdrückten, so hielten sie doch die Gabe der Götter, die ewig junge Gabe, die Braut seines Geistes fest. Auch von Ihnen weicht diese nicht, Sie mögen davon glauben, was Sie wollen. In Ihrem Herzen glüht noch dasselbe Feuer, das früher so viele ergriff. Ergreift es jetzt weniger? Geht es jetzt weniger über in die Seelen Ihrer jüngern Freunde? Ist uns die Wahrheit, die Sie sonst, vielleicht mit hellerer Stimme und aus vollerer Brust verkündigten, weniger theuer? und tritt uns nicht in dieser Wahrheit Ihr starker und muthiger Geist entgegen, wie vormals? Klagen Sie also nicht über die Flucht des Geistes; sondern höchstens nur, wie Milon, bey dem Betrachten seiner Arme: at hi quidem jam mortui sunt! Aber auch diese Arme umfangen Ihre Freunde noch so kräftig und liebend! die nahen, wie die fernen; wie sie denn mich so fest halten, daß ich mich ihnen nicht entwinden kann, noch mag. — —

144.

Neeb[1]) an Jacobi.

Niedersaulheim, den 2 Februar 1816.

. . . . Ich kann Ihnen meinen freudigen Dank für dieses kostbare Geschenk[2]) nicht ausdrücken; ich wollte Ihnen am Tage des Empfanges (bereits vor 1 Monat) so gleich schreiben, aber der Wunsch, etwas mehr als meinen Dank zu melden bestimmte mich den Brief bis nach dem Durchlesen zurückzuhalten; ich wollte Ihnen umständlich die Wirkung der fürtreflichen Einleitung auf meine Erkenntniskraft berichten — allein obschon ich sie schon 2mal gelesen und das leztemal sehr bedächtig gelesen habe, so ist doch mein Kopf, bisher mit lauter sehr unphilosophischen Arbeiten bis zur ekelhaften Uebersättigung beschäftigt, ganz unfähig jener Reflexion, die die Grundbedingung jeder philosophischen Kritik ist. Ich behalte mir dieses zu einer Zeit vor, wo ich mein Bürgerthum nicht so theuer und vielfältig bezahlen muß[3]), daß mir noch Muse bleibt, auch auf was anderes was dem Menschen Noth ist, bedacht zu sein.

Was ich indessen doch bemerken will, ist die reine und klare Darstellung Ihres Systemes, wie Sie noch keine gegeben haben; der ruhige Gang und feste Schritt zwischen den Abgründen des Idealismus und Materialismus; und die, so Gott will, dauerhafte Beseitigung alles Misverständnises. Wer den noch einen Feind der Vernunft nennt, weil sie ihm das Organ aller Wahrnehmungen des göttlichen ist, und nicht blos das secundäre Vermögen nach dem Princip der Identität zu analysiren und

[1]) Vgl. oben Nr. 66 Anm. 3, Bd. I, S. 222.

[2]) Der II. Theil von Jacobi's Werken.

[3]) Neeb war damals als Geschworener zur Cour d'assises nach Mainz gewählt und daher sehr beschäftigt.

synthetisiren, der darf auch den einen Lichtscheuen nennen, dem seine Augen noch lieb sind trotz der Optik eines Neuton, Smith und anderer Mathematiker.

Was mir Ihre Philosophie, von der ersten Stunde der Bekanntschaft so lieb und werth gemacht hat, der philosophische Enthusiasmus (die Begeisterung durch Anschauung des Göttlichen) das tritt nun auch mit vorzüglicher Klarheit in der Einleitung hervor. Ohne Annahme und nothwendige Voraussetzung eines Gottes, der Er und nicht Es ist — geschieht kein Schritt zur immanenten Kenntnis des Ich und zur transitorischen des Du und Es. Die sinnliche Wahrheit selbst ist nur Wahrheit, weil es eine übersinnliche Wahrheit giebt. Es kann in einem absoluten Scepticismus alles Objective (der Glaube an Endliches und Unendliches) untergehen, aber ein dogmatischer Atheismus oder atheistischer Dogmatismus, positive und doch ungläubige Philosophie, das ist ein Widerspruch; und daß es einer ist, wird aus Ihrem System unbestreitbar. Denn ist die sinnliche Vorstellung nicht das ganze sinnliche Objeckt und ist die Rührung der Vernunft nicht der ganze Stoff einer übersinnlichen Welt, nehme ich mittelst des Sinnes und mittelst dieses höheren Organes eine stehende physische und Moralische Welt wahr, so vertraue ich ihnen (freilich vor dem Sündenfall durch philosophische Erkenntnis) ohne weitere Beglaubigung; nach diesem aber auf den einmal rege gemachten Zweifel über ihre Autorität auf den Glauben, daß die menschliche Intelligenz aus Gott dem Urquell aller Wahrheit ist. Die Philosophie geht von Gott aus und hat keinen andern Stützpunkt und zwar von Gott nach dem christlichen Lehrbegriff.

Ich begreife nicht, wie Spinoza und seine neueste Anhänger so leichtgläubig dem Räsonnement vertrauen konnten und wähnen, es sey (um ein Gleichnis aus Hemsterhuys zu lehnen) wirklich der aus der geistigen Substanz selbst hervor-

getriebene Saft, der sich so in einen Faden verdichtet und an ganz entfernte Gegenstände angehängt habe, daß die Seele sicheren Tritts wie die Spinne auf diesem Faden zu jenen entfernten Objeckten hin, und wieder in sich zurückkehren könne. Denn die Festigkeit jenes in Faden gezogenen Saftes auch zugestanden, schwebt er doch zwischen Himmel und Erde und bleibt immerhin ein blinder Führer. Oder in einem Jacobischen Gleichnis zu reden, was hilft es, wenn der am Strickstabe sich künstlich hin und her, in die Kreuz und quer bewegende Faden die Bilder von Sonn, Mond und dem ganzen Sternen-Himmel modelirt; habe ich Sonn' und Mond und den Sternen Himmel nicht vorher gesehen, so werden mir diese ärmliche Figuren eben keine erhabene Vorstellung von dem geben, gegen das das menschliche Auge in aufrechter Stellung sich zu wenden geschaffen ist. So wahr als jenes strenge schulgerechte Räsonnement, sind es auch alle Träume eines Kranken. Sie zeugen von sich selbst und haben alle innere Glaubwürdigkeit, aber ohne darum eine äußere Glaubensfähigkeit zu begründen. — — — —

Neeb.

145.

Jacobi an Gräfin Luise Stolberg.[1]

München d. 2. Sept. 1816.

Sie werden, theuerste Luise, ohngefähr zugleich mit diesem Blatte den 3. Band der Werke Ihres alten Freundes Jacobi, und in demselben Antwort, so gut ich sie habe, auf die mehresten

---

[1]) Die Frau von Christian Graf Stolberg zu Wiedebye, eine geborene Gräfin Reventlow.

Ihrer Fragen[2]) erhalten. Die Hauptvorrede sagt Ihnen, was dieser Band Neues, d. i. bisher noch nicht Gedrucktes enthält. Mein Neues ist aber nun immer wieder das Alte, und ich bin seit dreissig Jahren mit aller meiner Arbeit doch im Grunde um nichts weiter gekommen; ich verstehe mich selbst nur etwas besser, und kann mich darum auch Anderen etwas besser verständlich machen. Das erfreut nun allerdings eine Zeit lang; aber bald fragt man sich, was mit alle dem denn nun am Ende ausgerichtet sey, und wird mißmuthig.

Ich bitte Sie, liebste Luise, die meinem dritten Bande angehängten 23 Briefe in der Ordnung, in welcher sie hier erscheinen, nämlich der chronologischen, zu lesen. Ich hatte Lust diese Sammlung zu überschreiben: Aus meinem Leben, lauter Wahrheit, keine Dichtung. Eigentlich hatte diesen Gedanken Lene, und er sprach mich sehr an; nur fand ich, daß in diesem Fall eine größere und noch mannigfaltigere Sammlung von Briefen gegeben werden mußte, welches aus vielerley Gründen nicht thunlich war. Ich muß überhaupt alles, was ich noch in's Werk zu richten dachte, aufgeben, wegen meines so sehr zunehmenden Augenübels, das mir zugleich den ganzen Kopf, mit dem Kopf den ganzen Leib zerrüttet und mich im eigentlichsten Verstand zu Nichte macht. Meinen Zustand, wie er zumahl seit dem Frühjahr 1815 geworden ist, mag ich nicht beschreiben, und es läßt sich ein solches mannigfaltiges, den ganzen Menschen wie mit Grimm zerstörendes Weh auch nicht beschreiben; ja es wäre fast satanisch es zu wollen, denn es ist ein Uebel wie vom Argen, verderbend nicht nur den Leib, sondern auch Geist und Seele — und ansteckend vielleicht für Nahe und Ferne. — —

---

2) Leider befinden sich keine Briefe der geistreichen Frau in dem Nachlasse, mit Ausnahme eines einzigen, den wir weiter unten geben werden.

Ich will heute zu dem gestern dictirten nur noch ein paar Zeilen anhängen über den mir von Ihnen gemachten Vorwurf, daß der Verstand noch immer zu viel Credit bei mir habe. Ich vermuthe, daß Sie mit diesem Vorwurf ungefähr dasselbe meinen, was ein geistreicher Recensent des 2ten Bandes meiner Werke in den Heidelbergischen Jahrbüchern (1816, Nr. 1), wenn er von mir sagt: „Wir erklären mit Dank, daß wir den Glauben haben, um welchen Jacobi den Wandsbecker Boten und uns gutmüthig beneidet; wir bedürfen seiner mühsam logischen Selbstzergliederung nicht, und sind liebreich erbittert, ihn wie einen eigensinnigen Kranken, der nie die frische Himmelsluft genießen will, wie wohl er sehnlichst durch die Fenster schielt, in seinen Zimmerwänden versperrt zu sehen.“ — Am Ende dieser Recension sagt er von mir: „Seinem Herzen glaubt er zu wenig und zu viel, und will den Stein in seinem Geiste (den Felsen der Vernunft, von dem er herunterpredigt) stets zerschlagen, ohne das einfachste Mittel dazu anzuwenden.“ Trefflich mitunter, ja wohl größtentheils, hatte derselbe Mann schon über den 1ten Band meiner Werke in denselben Jahrbüchern geredet (1813, Nr. 50). Ich hatte neulich Gelegenheit, ihm sagen zu lassen, er solle mir den Hammer senden, aber auch den Arm dazu, damit ich den Stein in meinem Geiste zerschlagen könne. Dieser Recensent heißt Mayer und ist bei dem Appellationsgericht in Frankfurt angestellt. In den Heidelberger Jahrbüchern unterzeichnet er sich J. M. O. Ich empfehle Ihnen vorzüglich seine Recension der 3 erschienenen Bände von Göthes Biographie (Heidelb. Jahrbücher 1812 Nr. 15, 1813 Nr. 5 u. 6, 1814 Nr. 41). In der Recension des dritten Bandes wird auch meiner bei Gelegenheit der schönen Beschreibung von Goethes erster Zusammenkunft mit mir gedacht. Er vergleicht mich hier mit dem Kartesianischen Männchen im Wasser und wirft mir ein ewig unentschiedenes Ringen vor. Denselben Vorwurf

hatte mir Fr. Schlegel schon früher in seiner Recension der Schrift von den Göttlichen Dingen gemacht. Diesem habe ich jetzt ausführlich in der Hauptvorrede zu dem dritten Bande meiner Werke geantwortet, und dem J. M. O. mit den 23 angehängten Briefen. Dieser J. M. O. ist mir ohne alle Vergleichung lieber als Schlegel, und wie hart und wunderlich er mich auch oft in seinen Recensionen anläßt, so kann ich ihm darum doch nie böse werden. Denn was kann im Grunde er dafür, daß in seinem Reflexionsspiegel die wahrhafteste Demuth als Stolz erscheint. Das allein ist nur an dem grundgelehrten, geistreichen und biedern J. M. O. ein Aergerniß, daß er Schriften wie die Symbolik des Traumes unbedingt loben, und Kanne's Narrenbuch bis in den Himmel erheben und allgemein empfehlen kann. Erscheinungen dieser Art verursachen mir die tiefste Schwermuth. —

O daß ich mit Ihnen reden könnte, theuerste Freundin, von Mund zu Munde, daß ich Sie noch einmal sehen könnte mit meinen Augen, deren Schmerzen ein solcher Anblick stillen, sie so lange neu beleben würde. Wie ich Ihrer gedenke, wie ich Sie ehre und liebe, läßt sich nicht aussprechen. Grüßen Sie von mir Ihren Stolberg, grüßen Sie die gute Hoben, und wo sonst in Ihrem Kreise meiner wohlwollend gedacht wird, da zeugen Sie von mir nach dem Ihnen einwohnenden Geiste der Weissagung, dem untrüglichen.

146.

Fries an Jacobi.

(Jena, 13. Febr. 1818.)

Verehrter Freund.

Sehr wohlthuend waren mir die Beweise Ihres freundlichen Andenkens, welche mir erst Herr von Zetzschwitz und dann Professor Kopp ausgesprochen hat. Sie haben mich dadurch berechtigt Ihnen von meinen kleinen Angelegenheiten etwas näheres zu erzählen.

Ich habe noch immer Ursach mit meiner Wanderung von Heidelberg hierher sehr zufrieden zu seyn. Mein Wirkungskreis hat sich gleich anfangs hier sehr erweitert und ich bin hier auf eine mir sehr vortheilhafte Weise den Studirenden viel näher gekommen als dort. Die erste Frucht meiner hiesigen schriftstellerischen Thätigkeit ist der erste Band meines Handbuchs der praktischen Philosophie geworden, den ich Ihnen hierbey überreiche.

Die Wartburgsfeyer und meinen Antheil daran werden Sie gewiß gebilligt haben. Es waren schöne Tage, ein Jeder, der mit reinem Herzen dort war, fühlte sich mächtig ergriffen. Uebelwollender vornehmer Pöbel scheint gleichsam instinktartig gefühlt zu haben, daß das dort aufflackernde Flämmchen geistlichem und weltlichem Despotismus gefährlich werden könne. Mit fast unbegreiflicher Wuth ist man von Wien, Berlin, Dresden und Petersburg auf das kleine Licht in Weimar eingestürmt, man verlangte anfangs meine Absetzung und kämpfte gegen die Preßfreyheit. Besser belehrt hat man das erste fallen lassen, aber der Kampf um die Preßfreyheit ist noch nicht durchgekämpft. Zwey Menschen stehen dabey vorzüglich im Dienste des Bösen, der Polizeydirector von Kampz in Berlin und Kotzebue.

Von Kampz, ein Mann, den ich nur eben dem Namen nach kannte, ist seitdem in einen wahren Wahnsinn der Verläumdung und der Schimpfreden gegen mich verfallen, so daß ich darüber noch etwas öffentlich bekannt machen werde.

Kotzebue ist als ein wahrhaft verruchter Betrüger durch den geh. Hofrath Luden glücklich entlarvt worden. Kaiser Alexander hatte ihm den vertraulichen Auftrag gegeben, ihm literarische Nachrichten aus Deutschland zukommen zu lassen. Dieses Vertrauen hat er nun auf die schändlichste Weise misbraucht, indem er in einer Art alberner Auszüge aus deutschen Schriften alles zusammenstellt, was durch Verdrehung und schlechte Uebersetzung ins französische so klingt, als sey es gegen Rußland gerichtet. Ein Stück eines solchen besonders gegen Luden gerichteten sogenannten literarischen Bulletin ist diesem durch einen Zufall bekannt geworden und so von ihm in die Nemesis gegeben. Kotzebue und die Russische Gesandtschaft boten alles auf, um die öffentliche Bekanntmachung zu hintertreiben, das gerichtliche Verfahren darüber geht noch fort, aber der Zweck ist nicht erreicht.

Ein wahres Unglück ist es, daß wir in dieser Zeit im Justiz-Collegium in Weimar des Rechtes so wenig kundige diplomatische Schöngeister sitzen haben, die alle Augenblick die . . . . .[1] verfehlen. So wurde auch ich auf völlig sinnlose, verläumdende Denunciationen des von Kampz mit einem Criminalprozeß bedroht, da ich mich aber wiederhohlt weigerte zu erscheinen, ging den Leuten doch ein Licht auf und sie cassirten ihr eigenes früheres Verfahren. Mit alle dem hat mir die Wartburgsfeyer manche unangenehme Folge gehabt, doch das geht vorüber und das Gute besteht. — — —

[1]) Unleserliches Wort.

147.

Neeb an Jacobi.

Niedersaulheim, am Osterfeste 1818.

Geliebtester Freund!

Ich will in Gedanken mein Pascha bei Ihnen feyern, bei dem liebsten Freunde mein liebstes Kirchen-Fest, des fröhligen Glaubens, daß Gott uns aus diesem Scheinleben zum wahren Leben erwecken werde. Das Bewunderungswürdigste des Christenthumes liegt mir außer seinen Wundern und ich halte es für den augenscheinlichsten historischen Beweis einer göttlichen Fürsicht, trotz den Wundern. Die haben sich, meine ich, von der Gränze so zufällig hinein verirrt, wie sich die Heerde Schweine auf jüdischem Lande am See Genezareth gefunden hat. Es ist, nach Wesen und Entstehen an ihm Alles so außerordentlich, so sehr wider alle Erwartung ähnlicher Fälle, mein Herz hat so vieles an ihm, daß ich mich darüber nicht ärgere, wo mein Verstand zu wenig an ihm hat. Es wäre wircklich interessant, alles das, was in dem Christenthume, selbst in profanen Augen gegen den allgemeinen Strom geht, zusammen zu stellen, um sein Entstehen einzig und unvergleichbar mit jeder Begebenheit in der Weltgeschichte zu finden. Ich habe eine Abhandlung in der Mache „Golgatha und Philippi" oder über die Unsterblichkeit der Tugend auf Erden, worin ich einige dieser Kontraste anführen werde. Den Juden, die nur einen Gott glauben soll ein dreieiniger Gott, und den Heiden, die Helden zu Göttern haben, soll ein Gekreuzigter in einer fröhlichen (!) Botschaft verkündigt werden! Im ganzen Alterthume ist etwas Unerhöhrtes, Missionarien und Proselyten, und einem Menschen aus einem ganz separatistischen Volke fällt ein, seine Apostel bis ans Ende der Welt zu schicken;

und mit Zuversicht vom besten Erfolge zu sprechen . . . . doch davon mündlich.

Mit Wehmuth haben mich die Worte Ihres Briefes erfüllt, wo gesagt wird, „daß nur der Schatten von dem Manne da sei", nach dem meine Seele verlanget. Das Beste an uns überlebt uns, und über unsere theuerste Interesse mögten wir lieber die Todten befragen. Puncto der Wahrhaftigkeit hält immer einer den andern für einen Kretenser und der gewinnt mehr Glauben, der im Begriffe steht über die Gränze, und in das Land der Wahrheit einzugehn.

Halten Sie nur das für keinen Triumpf mein Theuerster! das Ihre lebendige Philosophie die Katheder bestiegen hat, der Syllogismus wird sich aus seinem Besitzstande nicht vertreiben lassen. Die Sprache der Katheder philosophen ist sehr reich. Das „Ding, das nicht ist" hat bei diesen ein ganzes Wörterbuch von Namen und das Air von jugendlicher Keckheit und Freithätigkeit, das der Syllogismus an der Stirne trägt, ist für junge Denker zu verführerisch. Die Philosophie der Demuth und des Glaubens an unvermittelte Theopneustie der Vernunft kann nur bei denen Eingang finden, denen, wie Jacobi (s. fliegende Blätter) in der vermeinten reichen Erbschaft nichts als Processe heimgefallen sind und die zu klug geworden sind, um den soliden Fond eines häußlichen Auskommens an die eitle Hoffnung eines endlichen Gewinnstes zu setzen. — — — — —

148.

Schleiermacher an Jacobi.[1])

Berlin d. 30ten Merz (18)18.

Verehrtester Mann!

Lange bin ich nicht so ernsthaft böse auf einen lieben Freund gewesen als jetzt eben auf Göschen, der nur erst in diesem Augenblick Ihren freundlichen Auftrag ausgerichtet und Ihren Brief

---

[1]) Wir nehmen diesen Brief in die Sammlung auf, obgleich derselbe schon zweimal veröffentlicht worden ist, das erste Mal in der „Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben" von Müller, Neander und Nitzsch, Berlin, Jahrgang 1850 Decemb., Nr. 51 S. 403; das zweite Mal, nach Schleiermacher's Concept, in „Schleiermacher's Briefen". Am ersteren Orte, wo ihn Bernhard Jacobi mit einer Einleitung' herausgab, steht der Brief so verborgen, daß er selbst den Nachforschungen der Herausgeber von Schleiermacher's Briefen entgangen ist. Am letzteren Orte ist er nicht ganz vollständig. Man wird es deßhalb gerechtfertigt finden, daß wir diesen bedeutenden Brief noch einmal nach dem Original abdrucken.

Schleiermacher hatte an Henriette Herz, die sich damals in München aufhielt, im Juli 1817 geschrieben (abschriftlich im J.'schen Nachlaß): „Den trefflichen Jacobi grüße doch sehr verehrungsvoll von mir, und sage ihm, ich glaube wir würden uns verständigen, wenn wir uns sprechen könnten. Durch Schreiben möchte ich es gar nicht darauf anlegen, weil ich in dieser Kunst zu tief unter ihm stände. Unter verständigen meine ich nicht gerade völlig eins werden, sondern nur zu einer übereinstimmenden Vorstellung unserer Differenz zu gelangen, die mir Jacobi ganz anders aufzunehmen scheint, als ich sie sehe. Uebrigens hindere sie in mir gar nicht meine herzliche Verehrung." —

Im Herbst 1818 besuchte Schleiermacher München, wo er sich 4 Tage aufhielt und während dieser Zeit sehr viel mit Jacobi verkehrte. Helene Jacobi schreibt darüber am 18. Novb. 1818 an Fr. Perthes (handschriftlich in Perthes Nachlaß, dessen Einsicht dem Herausgeber durch die Güte des verstorbenen Prof. Cl. Perthes gestattet war): „Die Gespräche zwischen den beiden Philosophen, die sie abgesondert hielten, waren offen und frei; aber

an Reinhold[2]) mitgetheilt hat. Doch daß ich ihm auch nicht unrecht thue, daß Sie nicht recht glauben wollten, ich hielte von Ihnen viel und recht von Herzen, das hat er mir lange schon gesagt, und nun dadurch den Stachel eines Verlangens zurückgelassen, mich gegen Sie auszusprechen, gegen den ich mich aber bäumen mußte, weil ich kein Recht zu haben glaubte, dieses Verlangen zu stillen. Nun ich dieses erhalte, verlangt er auch Ihren Brief gleich wieder zurück, und ich kann Ihnen also nicht, wie ich gern möchte, einen Brief schreiben, der statt eines Buches wäre oder noch besser wo möglich statt eines Gesprächs: sondern muß mich mit einigen geflügelten Worten begnügen. Das ist sonst nicht meine Art; es ist mir zu jugendlich. Aber wiewol selbst schon etwas alternd, muß ich wol wieder jung werden, indem ich vor Sie hintrete, Ihnen eine Verehrung nicht auszusprechen, sondern nur anzumelden, welche aus den schönsten Zeiten meiner Jugend, die aber bei mir ziemlich spät eintraten, her ist, und mich seitdem immer begleitet hat. Aus Ihren

---

Fritz sah in denselben doch immer den alten Redner (über Religion) vor sich, und mit dieser gewonnenen Klarheit sind sie friedlich und freundlich wieder auseinander geschieden." — Jacobi war damals schon zu alt, um Schleiermacher's veränderte Ansichten noch klar in sich aufnehmen zu können. Allein es will uns bedünken, als habe der Greis dennoch mit jenem Urtheil die wunde Stelle Schleiermacher's getroffen, der, wenn man ehrlich sein und der Sache ganz auf den Grund sehen will, doch auch den Zwiespalt zwischen Herz und Kopf, den Jacobi freimüthig eingestand, nie ganz überwunden hat. Vielleicht bestand der Unterschied zwischen beiden Männern im Wesentlichen darin, daß bei Schleiermacher der Kopf das Herz, bei Jacobi das Herz den Kopf beschwichtigte. Versöhnt hat weder Schl. noch J. die Welt des Glaubens mit der des Wissens. Einer Lösung, oder richtiger gesprochen einer Erklärung dieses Räthsels scheint uns aber Jacobi, trotzdem Schleiermacher sicherlich weit genialer war, doch näher gekommen zu sein, als dieser. —

[2]) Derselbe ist gedruckt im „Auserlesenen Briefwechsel" II, 472 ff.

Schriften, aus den Erzählungen lieber Menschen, hat sich mir ein Bild gestaltet, von dem Sie wohl selbst wissen müssen, wie sehr es das Gemüth fesseln kann. Und wenn Sie geglaubt haben, daß ich mich abweichender Ansichten wegen verpanzern müsse gegen die Wirkungen dieses Bildes: so kann mich das nur betrüben; aber anklagen kann ich Sie deßhalb nicht. Denn was hatten Sie für einen Grund mich auszunehmen aus dem großen Haufen jener kalt absprechenden höhnischen philosophischen Jugend, in die ich doch auch mit eingewachsen war, und der ich von Ferne ähnlich genug mag gesehen haben. Hierüber also sage ich auch nichts weiter, sondern ich gehorche nur Ihrem Ruf eine Verständigung über die verschiedenen Ansichten zu versuchen. Ich kann es aber wirklich nur in der dreisten Voraussetzung, daß Ein Wort das andere geben wird, und ich würde mir, so dreist auch diese ist, doch unbescheiden vorkommen, wenn ich mehr als dieses versuchen wollte. Sie weisen mich selbst an Ihren Brief an Reinhold, und in diesem finde ich die Klage, welche sich durch alle Ihre Schriften hindurch zieht, in ein paar einfache Formeln aufgestellt, an die ich mich recht gern halte, um Ihnen meine Differenz von Ihnen daraus für's erste eben so einfach vorzulegen. Sie sind mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gefühl ein Christ. Dagegen erwiedert meine Dialektik: Heide und Christ sind als solche einander entgegengesetzt auf demselben Gebiet, nämlich dem der Religion; haben auf dieses Verstand und Gefühl so gleiche Ansprüche, daß sie sich theilen könnten in die entgegengesezten Formen? Die Religiosität ist die Sache des Gefühls; was wir zum Unterschiede davon Religion nennen, was aber immer mehr oder weniger Dogmatik ist, das ist nun die durch Reflexion entstandene Dolmetschung des Verstandes über das Gefühl. Wenn Ihr Gefühl christlich ist, kann dann Ihr Verstand heidnisch dolmetschen? Darin kann ich mich nicht finden. Mein Saz dagegen ist also der: ich bin mit dem Ver-

stande ein Philosoph, denn es ist die unabhängige und ursprüngliche Thätigkeit des Verstandes, und mit dem Gefühl bin ich ganz ein frommer und zwar als solcher ein Christ, und habe das Heidenthum ganz ausgezogen oder vielmehr nie in mir gehabt. Sie sind aber, wie wir Alle wissen, mit dem Verstande auch ein Philosoph, und gegen alle, welche glauben katholisch werden zu müssen — fest entschlossen immer fort zu philosophiren; und darin sind wir schon vollkommen einig, denn ich will mir auch das Fortphilosophiren in alle Ewigkeit nicht nehmen lassen. Wenn Sie also sagen, daß Sie zugleich mit dem Verstand ein Heide sind, so kann das immer nur heißen, daß Ihr philosophirender Verstand nicht mit seiner Philosophie zugleich dasjenige annehmen kann, was er aus Ihrem christlichen Gefühl dolmetschen muß. Aber gewiß, wenn Sie ein heidnisches religiöses Gefühl hätten, so würde er, was er aus diesem dolmetschen müßte, auch nicht annehmen können, und Sie nennen diese Negation nur heidnisch, weil sie ihren Grund darin hat, daß Ihr Verstand nicht über die Natur hinauswill. Meiner will aber auch nicht darüber hinaus; allein weil ich auch durchaus in keinen Widerspruch hineinwill, so habe ich mich auf den Fuß gesezt, mir von niemandem nachweisen zu lassen, wo die Natur ein Ende hat. Wenn nun mein christliches Gefühl sich eines göttlichen Geistes in mir bewußt ist, der etwas anderes ist als meine Vernunft, so will ich es nie aufgeben, diesen in den tiefsten Tiefen der Natur der Seele aufzusuchen; und wenn mein christliches Gefühl sich eines Gottessohnes bewußt wird, der von dem besten Unsereines anders als durch ein noch besser unterschieden ist, so will ich nie aufhören, die Erzeugung dieses Gottessohnes in den tiefsten Tiefen der Natur aufzusuchen und mir zu sagen, daß ich den andern Adam wol ebenso bald begreifen werde, als den ersten oder die ersten Adams, die ich auch annehmen muß ohne sie zu begreifen. Dies ist meine Art von

Gleichgewicht in den beiden Wassern; sie ist freilich auch nichts anderes als ein Wechselsweise von dem einen gehoben und von dem andern versenkt werden. Aber, Lieber, warum wollen wir uns das nicht gefallen lassen? Die Oscillation ist ja die allgemeine Form alles endlichen Daseins und es giebt doch ein unmittelbares Bewußtsein, daß es nur die beiden Brennpunkte meiner eigenen Ellipse sind, aus denen dieses Schweben hervorgeht, und ich habe in diesem Schweben die ganze Fülle meines irdischen Lebens. Meine Philosophie also und meine Dogmatik sind fest entschlossen, sich nicht zu widersprechen; aber eben deshalb wollen auch beide niemals fertig sein, und solange ich denken kann, haben sie immer gegenseitig aneinander gestimmt und sich auch immer mehr angenähert. Ich glaube, daß ich nach dieser Aeußerung kaum noch nöthig habe, Ihnen mein Bekenntniß abzulegen über die jetzige Rückkehr zum Buchstaben im Christenthum. Eine Zeit trägt die Schuld der anderen, weiß sie aber selten anders zu lösen als durch eine neue Schuld. Durch das gänzliche Vernichten des Buchstabens war aller geschichtliche Zusammenhang aufgehoben, und es ist nun dieselbe Tollheit ihn aufzuheben im religiösen und ihn aufzuheben im politischen. Der mußte also hergestellt werden; aber wenn man nun nach Tiecks vortrefflichem Ausdruck das Stück zurückschrauben will, so ist dadurch der geschichtliche Zusammenhang nur auf eine entgegengesetzte Weise aufgehoben. Die Bibel ist die ursprüngliche Dolmetschung des christlichen Gefühls und ebendeßhalb so feststehend, daß sie nur immer besser verstanden und entwickelt werden darf. Dieses Entwicklungsrecht will ich mir als protestantischer Theologe von niemanden schmälern lassen. Allerdings aber bin ich dabei der Meinung, die dogmatische Sprache, wie sie sich seit Augustin gebildet hat, sei so tief und reichhaltig, daß sie jeder möglichen Annäherung der Philosophie und der Dogmatik gewachsen sein wird, wenn man sie verständig handhabt.

Doch dieses will ich lassen und nur noch was die Differenz unserer Philosophie anlangt mich zu Ihrem andern Saze wenden: Es gebe kein Drittes zur Naturvergötterung und zum Anthropomorphismus. Denn mir ist gesagt worden, Sie meinten, ich könne eben deswegen nicht viel von Ihnen halten, weil das Fundament Ihrer Philosophie die Idee eines persönlichen Gottes sei und ich diese aufhöbe. Dieses Fundament haben Sie nun auch in dem Briefe an Reinhold in jenem Saz ausgesprochen. Wenigstens scheint mir beides dasselbe. Weil Sie kein Drittes sehn, und weil Sie die Natur nicht vergöttern wollen, so vergöttern Sie das Bewußtsein. Aber, Lieber, eine Vergötterung ist allerdings in meinen Augen das eine ebensogut als das andere. Und eben diese Einsicht, daß beides nur eine Vergötterung sei, ist für mich das Dritte. Wir können einmal aus dem Gegensaz zwischen dem idealen und dem realen oder wie Sie ihn sonst bezeichnen wollen, denn das gilt mir gleich, nicht heraus. Können Sie Gott als Person irgend besser anschauen, als Sie ihn als natura naturans anschauen können? Muß Ihnen eine Person nicht nothwendig ein endliches werden, wenn Sie sie Sich beleben wollen? Sind ein unendlicher Verstand und ein unendlicher Wille etwas anderes als leere Worte, da Verstand und Wille, indem sie sich unterscheiden, sich auch nothwendig begränzen? Und fällt Ihnen nicht, indem Sie Verstand und Wille zu unterscheiden aufgeben wollen auch der Begriff der Person in sich selbst zusammen? Dasselbe finde ich aber auch auf der andern Seite. Der Anthropomorphismus, oder lassen Sie mich lieben sagen I d e o morphismus ist aber unvermeidlich auf dem Gebiet der Dolmetschung des religiösen Gefühls; ob der H y l o morphismus (doch möchte ich das ja nicht atomistisch genommen haben, sondern wie es die lebendigste Physik mit sich bringt) nicht eben so unentbehrlich ist auf der Seite der Naturkunde will ich nicht entscheiden, weil ich zu wenig

davon verstehe. Jenes aber bediene ich mich auf jenem Gebiet eben wegen jener Einsicht mit vollem Recht, während ich auf dem Gebiet der Philosophie behaupte, daß der eine Ausdruck eben so gut ist, und eben so unvollkommen als der andre, daß wir einen realen Begriff des höchsten Wesens gar nicht aufstellen können, daß aber alle eigentliche Philosophie nur in der Einsicht bestehe, daß diese unaussprechliche Wahrheit des höchsten Wesens allem unserem Denken und Empfinden zum Grunde liege, und die Entwicklung dieser Einsicht ist eben das, was meiner Ueberzeugung nach Platen sich unter der Dialektik dachte. Weiter aber glaube ich können wir auch nicht kommen.

Das sei mein Eines Wort; lassen Sie mir nun die Hoffnung, daß es ein anderes geben wird, sei es auch nur dieses, verehrter Mann, daß Sie mich in Ihrem Herzen absolviren von dem, worauf Ihr Unglaube an meine Verehrung Ihrer sich gründete. Es fällt mir eben noch etwas ein, um unsere Differenz zu erläutern, von Ihrem Bilde aus, daß sich Ihnen die beiden Wasser nicht vereinigen wollen. Mir wollen Sie sich auch nicht vereinigen; aber Sie wünschen diese Vereinigung und vermissen sie schmerzlich, und ich lasse mir die Trennung gefallen. Verstand und Gefühl bleiben auch mir nebeneinander, aber sie berühren sich und bilden eine Galvanische Säule. Das innerste Leben des Geistes ist für mich nur in dieser galvanischen Operation, in dem Gefühl vom Verstand und dem Verstand vom Gefühl, wobei eben beide Pole immer von einander abgekehrt bleiben.

Ihren Freund Reinhold habe ich — freilich war es nur ein flüchtiges Viertelstündchen — im Herbste 1816 kennen gelernt. Er hat mich gar freundlich und herzlich aufgenommen, leider konnte ich wenig Nuzen davon ziehn, weil ich unendlich leidend und erschöpft war. Aber ich bedaure es mit Ihnen, daß er von den trocknen Felspartthien nicht wegzubringen ist. Es ist

dies der Unsegen, der nach meiner Erfahrung und nach meinem Gefühl immer darauf ruht, wenn man nur philosophirt, wenn nicht entweder eine reale Beschäftigung mit Geschichte oder Naturwissenschaft die Speculation immer befruchtet, oder ein künstlerisches Streben sich damit verbündet, und die erstarrende Wirkung des bloß formellen Stoffs mildert. Aber so gemüthvoll und liebenswürdig ist mir Reinhold erschienen, daß ich mit Ihnen die Ueberzeugung theile, daß die Trockenheit nicht in ihm ist. Wird es mir nun so gut werden, auch Sie noch zu sehn, und mich an dem liebevollen und auch die Schwächen des Alters mit liebender Ergebung tragenden Greise zu erbauen, der mehr, als ich es von irgend einem Einzelnen zu sagen wüßte, für mich zwei Zeitalter darstellt und verknüpft! Wer weiß, es ist mir schon viel mehr geworden als ich hoffen durfte. Möge Ihnen nur das Frühjahr neue Kräfte geben, damit mir die Aussicht noch lange offen bleibe! Und verzeihen Sie, wenn ich ihre Aufforderung gemißbraucht habe; die Absicht war kürzer als die Ausführung.

Von Herzen

Ihr

dankbarer und ergebener

Schleiermacher.

149.

Jacobi an Dohm.[1])

München den 20ten Juni 1818.

Gern möchte ich diesem Briefe recht viel anhängen, und an Dingen dazu fehlt es nicht, wollten sie mir nur flüssig werden und in die Feder treten. Aber alles liegt so starr vor mir, und will auf keine Weise sich bewegen und zusammenfügen. Du bist offenbar in diesem Stücke besser daran als ich, was mir besonders auch der dritte Theil Deiner Denkwürdigkeiten beweiset, den ich etwas träge und, des Hauptinhalts wegen, ohne Erwartung großen Genusses in die Hand nahm, und der mich doch durch den geistreichen Vortrag, und die ganze Behandlung des Gegenstandes so durchaus angezogen hat. — — —

Wie es mit meinen eignen Arbeiten steht, hat Lene schon berichtet. Was mich dabey tröstet, ja oft hoch erfreut, ist, daß so viele treffliche Köpfe nach einander und zugleich auftreten, die mich fortsetzen und bestätigen. Meine Philosophie, die, wie die Sokratische baarfüßig auftrat, und wegen ihrer Baarfüßigkeit lange und vielfältig verspottet wurde, wandelt nun schulgerecht beschuht und bestiefelt einher, und darf sich sogar auf öffentlichen Lehrstühlen niederlassen, wie zum Beispiel, unter Gerlachs Namen in Halle. Ich wünschte, daß Du das kleine nur 134 Seiten starke Büchlein lesen möchtest, welches dieser Gerlach im vorigen Jahr unter dem Titel: Grundriß der Metaphysik, herausgegeben hat. Ich bin überzeugt, das Büchlein würde Dir Freude machen, besonders der 3te, metaphysische Theologie überschriebene Abschnitt. Der Verfasser sagt in der Vorerinnerung,

---

1) Wir geben diesen Brief, der schon im Auserles. Brfw. II, 485 veröffentlicht ist, noch einmal, weil an jenem Orte ein beträchtlicher Theil nicht gedruckt ist.

sein Weg hätte ihn mitten durch die jetzt in Ansehn stehenden Systeme durchgeführt, wenn er deshalb bald hie bald da mit einem zusammengetroffen sey, so sey dies blos nothwendige Folge der Consequenz gewesen. So kann ich denn auch nicht bestimmt wissen, in wiefern er sich zur Jacobischen Lehre bekennt und in wiefern nicht; ich aber bekenne mich durchaus zu der seinigen. Höchst begierig bin ich auf seine Religionsphilosophie (Lehre des religiösen Glaubens), die unter der Presse ist. Melde mir, ob Du während Deines Aufenthalts in Halle den wackern jungen Mann hast kennen lernen. Er hat früher in Wittenberg Philosophie mit großem Beyfall gelehrt.

Noch ein anderes, eben erschienenes philosophisches Werk hat mir in ähnlicher Beziehung große Freude gemacht; ich meyne die neue Ausgabe von Schulzens Encyklopädie der philosophischen Wissenschaft, worin er die Grundlehre seiner Philosophie dem Publikum zum ersten Mal vor Augen legt. — Als trefflich muß ich Dir auch noch Herbarts Gespräche über das Böse nennen.

Je unfähiger ich zum Selbstarbeiten werde, desto fleissiger werde ich im Lesen, aber leider auch dies ohne sonderlichen Gewinn, da meine immer kränker werdenden Augen mir nur wenig selbst zu lesen erlauben, und das Vorlesen lassen ein schlechter Ersatz, ja bey vielen Büchern gar nicht zu brauchen ist. Ich helfe mir jämmerlich genug, durch An- und Aufzeichnen und sonst allerley Nothbehelf; denn viertelstunden-, halbstunden-, ja bisweilen auch noch Stundenweise, sind mir bis jetzt meine Augen noch zu Willen geblieben zum Nachschlagen, Vergleichen, Zusammenstellen und flüchtigen Anheften meiner eigenen Gedanken, obgleich fast nie ohne allerlei peinliche Empfindungen. Du begreifst, wie bey einem solchen Treiben nur wenig Segen seyn kann.

In diesen letzten Wochen hat mich vornehmlich der in Deutschland zuerst durch Titmann, dann heftiger durch Harms

neu erregte Theologisch-philosophische Streit über Supernaturalismus und Rationalismus beschäftiget. Ich sehe aus Deinem jüngsten Briefe, daß auch Du Kenntniß von der Sache genommen hast; Du erwähnst aber nur der zwischen Schleiermacher und Ammon gewechselten Schriften, die bei weitem nicht die merkwürdigsten sind. Ich habe sie ungefähr alle gelesen, und die wichtigeren mehr als einmahl. Die entschieden wichtigste von allen ist die von L. A. Kähler, Archidiakonus zu Kottbus. Sie führt den Titel: Supernaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung, ihrer Zwietracht und höheren Einheit. Ich kann Dir dieses geistreiche, gründliche, im Ganzen vortreffliche Werk (Es ist keine Flugschrift, sondern ein ganz ansehnlicher Band in gr. 8), das gewiß Epoche machen wird, nicht genug empfehlen. Zu demselben gehört: Glossa perpetua zu Herrn Harms 95 Theses Luthers von demselben Verfasser. Diese Glossa perpetua und Geibels Reden, für evangelische Freyheit und Wahrheit, sind nach meinem Urtheil von allen bis jetzt wider Harms erschienenen Schriften ganz entschieden die vorzüglichsten. Von den für Harms erschienenen Schriften habe ich nur Eine mit Wohlgefallen und mehr als einmahl lesen können; sie ist von Hegewisch und führt den Titel: An die Widersacher eines christlichen Predigers, geschrieben von einem Arzte (Hegewisch). Ammon ist mir durchaus widrig, und Schleiermacher, wenn gleich auch nicht überall mit Fug, hat doch überall im Grunde Recht wider ihn, und was er für die Union gegen Ammons Einwendungen zumahl am Schlusse sagte, ist treffend. Dagegen räume ich ein, daß Schleiermachers Rettung der Lehre Calvins von der unbedingten Gnadenwahl sophistisch ist. — Was thut aber dies zum Grunde der Sache wovon hier eigentlich allein die Rede ist; es liegt blos daneben. Die protestantischen Supernaturalisten müssen in diesem Streite nothwendig zuletzt verlieren, weil man ihnen unwidersprechlich

darthun kann, daß sie um consequent zu seyn in den Schooß der römisch catholischen Kirche zurückkehren müßen. Wenn Dir Bouterweks Museum der Philosophie und Litteratur bey der Hand ist, so lies hierüber im 3ten Bande desselben den, die Religionen überschriebenen Auffsatz. Es ist sonderbar, daß von allen denen die wider Titmann und Harms geschrieben haben, auch nicht Einer dieses Auffsatzes gedacht und ihn benutzt hat. Wir Deutsche vergessen eben alles Ueberjährige; es liegt uns unter der Bank. — — —

Unter meinen jüngeren historischen Lectüren hat mir das Leben des schottischen Reformators Johann Knox, übersetzt von Plank, den reichsten, innigsten und mannigfaltigsten Genuß gegeben. Solltest Du dieses Buch noch nicht gelesen haben, so darf ich es mit Zuversicht empfehlen.

Du wunderst Dich in Deinem Briefe vom Januar, daß ich Dir nie von Heinrich Stilling gesprochen habe, da ich doch, wie du jetzt aus seinem Leben sähest, genau mit ihm bekannt gewesen sey. Ich selbst wundere mich jetzt, daß uns nie das Gespräch so viele Jahre hindurch auf diesen Gegenstand geführt hat und glaube fast, daß was ich Dir beyläufig von ihm erzählte, Dir wieder aus dem Gedächtniß verschwunden ist, weil der Mann damals noch nicht wie jetzt Deine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt, wie auch Göthe. Dieser sagte von ihm: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herrgott müße ihm die Steine setzen.“ Seine Erzählungen sind nicht überall ganz lauter, sondern zusammengesetzt aus Wahrheit und Dichtung, mehr und noch ganz anders als die Goetheschen, denen ich das Zeugniß geben muß (ich erlebte ja so Vieles mit!), daß sie oft wahrhafter sind als die Wahrheit selbst. Jung hingegen lügt dann und wann; ob wissentlich oder unwissentlich, will ich nicht entscheiden. So erzählte er von mir in einem seiner Bücher (ich meyne in dem,

welches den Titel führt: Theobald oder die Schwärmer, und worin ich, ich weiß nicht mehr unter welchem Nahmen aufgeführt werde[2]) ich sey ein Feind des Christenthums, habe versucht ihn zum Naturalismus zu bekehren, und da mir dieses nicht gelungen, mich von ihm abgewendet. Sein Gedächtniß war ihm oft sehr ungetreu: So hat er z. B. Göthes Zusammentreffen mit den Gebrüdern Vollkraft (Jacobi) in Elberfeld, durchaus unrichtig erzählt. Mein Bruder war gar nicht gegenwärtig, u. dergl. mehr. — Ein andermahl berichte ich Dir wie der erste Band von Stillings Leben entstanden ist. Er ist nicht rein so, wie wir ihn jetzt haben, aus Jungs Feder geflossen; wohl aber sind es die folgenden, die ich nicht alle gelesen habe. Gern möchte ich sie jetzt von Anfange bis zu Ende durchlaufen, wenn ich ihrer, ohne sie zu kaufen, habhaft werden könnte. — — —

150.

Jacobs an Jacobi.[1])

Gotha d. 16. Jan. 19.

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, mein zärtlich geliebter, innigst verehrter väterlicher Freund, werde ich noch mehr als

---

[2]) Jacobi wird unter dem Namen Finanzrath Bakey angeführt und in seltsamer Mischung Gutes und Uebles von ihm gesagt. Vgl. Jung-Stilling, Theobald oder die Schwärmer (Werke, Sttgt. 1837. Bd. VI. S. 256 ff.).

[1]) Wir glaubten diese Briefsammlung nicht würdiger und schöner schließen zu können, als mit den Worten eines der treuesten Freunde Jacobi's, mit denen er, wie fast alljährlich, den Verehrten an seinem Geburtstage, diesmal dem letzten, wenige Wochen vor seinem Tode, begrüßte. — Viel schwere Schicksale hat Jacobi in einem langen und wechselvollen Leben erlebt, aber Liebe und Freundschaft hat ihn, gebend und empfangend, in nicht gewöhnlichem Maaße und in unerschütterlicher Treue bis an's Grab umgeben.

gewöhnlich mit meinen Gedanken bei Ihnen seyn, und Sie noch mit größerer Sehnsucht an ein Herz drücken, das voll frommer Wünsche und Segnungen für Sie ist. Mit Worten aussprechen kann ich das freylich nicht; aber es bedarf es auch nicht. Gott weiß, daß ich nach meinem Vater, der mein erster Lehrer und eine lange Reihe von Jahren hindurch Beyspiel und Muster für mich war, keines Mannes in der Welt mit solcher Verehrung und Dankbarkeit gedenke, als Ihrer, noch von irgend einer Verbindung meines Lebens weiß, die mir erfreulicher, und bis auf diesen Augenblick wohlthätiger gewesen wäre. Die Erinnerung an jene herrliche — durch äussere wüste Verhältnisse doch nur wenig gestörte Zeit verläßt mich nie, und wenn auch das Gedächtniß in meinem Kopfe ganz vernichtet werden sollte, so wird doch das länger dauernde Gedächtniß des Herzens sie unverletzt aufbewahren. Seit meinem letzten Geburtstage hängt Ihr Bild — ein Geschenk meines Emil, der wohl wußte, daß er mich mit keinem andern so sehr erfreuen könnte — über meinem Schreib-Tische vor mir, und sieht, wie ein freundlicher Schutzgeist, ernst und warnend auf mein tägliches Thun. Was mir etwa Gutes gelingt, bring' ich ihm dankbar dar, und erfreue mich bisweilen an der Täuschung dieser mystischen Gegenwart — obschon zu andrer Zeit mir die Trennung dadurch nur noch schmerzlicher wird.

Sehr erfreulich ist es mir, daß jetzt zwischen München und mir mein Emil gleichsam als Mittler steht, und eine lebendigere Verbindung mit meinen dortigen Freunden erhält, die mit so vieler Liebe ihm die Trennung von dem väterlichen Hause erleichtern. So vergeht selten eine Woche, wo ich nicht etwas von Ihnen, den Ihrigen und andern Freunden höre, was mir die letzten, nur allzuverworrenen und zerrissenen Tage meines Besuches immer von neuem in das Gedächtniß zurückruft. —

Vor einiger Zeit fand ich zufällig im Theodoretus (Sermo

ad Graecos I.) eine Stelle, die mir so ganz mit dem Sinne Ihrer Philosophie zusammen zu stimmen schien, daß ich mir sie anmerkte. Sie lautet so: „Wie wir der Augen des Leibes bedürfen zum Sehen des Sichtbaren, so bedürfen wir auch des Glaubens zum Schauen des Göttlichen. Denn was das Auge dem Leibe ist, das ist der Glaube dem Geiste. Oder vielmehr, wie das Auge des Lichtes bedarf, das ihm das Sichtbare zeigt, so bedarf der Verstand des Glaubens, der ihm das Göttliche zeige."

Ich erinnere mich nicht, daß Sie diese Stelle in Ihren Schriften angeführt hätten; vielleicht ist sie auch nur der Wiederklang einer platonischen. — — — —

Möge Ihnen der Himmel heitere Tage geben und so viele Freude, als Sie andern geben. — Mit unveränderlicher Ergebenheit, Dankbarkeit und Liebe

der Ihrige

Frd. Jacobs.

Briefe

von Helene Jacobi.

151.

Helene Jacobi[1]) an Gräfin Juliane Reventlow.

Pempelfort den 28ten August 1792.

Dein Brief ist wieder mit der fahrenden Post gekommen, liebe Julie, und es muß wohl mehr an der Sache seyn, als Fritz im Scherze dachte, daß du eine besondere antipathie gegen das Reiten hast. Er traf gerade Herders bey uns an, die nach geendigter Badecur auf 3 Tage zu uns gekommen waren. Er ist wieder so schön dieser Brief, daß wir nicht umhin konnten, Herders

1) Die nachfolgenden Briefe von Helene Jacobi, welche sich im Jacobi'schen Nachlaß in Abschriften vorfanden, mögen theils ihres an sich interessanten Inhalts willen, theils um ein Bild der Schreiberin zu geben, hier ihren Platz finden. War ja Helene, oder wie sie allgemein genannt wurde: Mama Lene, Jacobi's rechte Hand, man darf fast sagen ein Theil seiner selbst. Ihr bedeutender Verstand und ihr warmes Herz waren dem früh Verwittweten ein Begleiter durch's Leben, der in jeder Lage sich treu bewährte. Es gehörte die phantastisch-redselige Art einer Bettine Brentano dazu, um sie zu einer Tyrannin zu stempeln, die ihren Bruder auf Schritt und Tritt leite (vgl. Bettina's Aeußerungen in dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde"). Jacobi selbst fühlte sich Niemanden näher, als seiner Schwester und besonders die Briefe aus den letzten Jahren seines Lebens, da er beschwerliche Leiden zu tragen hatte, sind voll des Dankes für ihre Liebe. Was er an ihr hatte, davon mögen diese Briefe, nach einer Seite hin wenigstens, Zeugniß geben.

einige Stellen daraus vorzulesen, wie wir es schon aus älteren Briefen hatten thun müssen, um dich ihnen noch genauer darzustellen, welches sie so sehnlich wünschten. Ich wollte, du hättest den Ton gehört, mit welcher er, Herder, einmahl über das andere ausrief: O Gott wie schön! welch eine Seele ist das! O der Engel! und hättest den Blick der Andacht gesehen, mit welchem er dabey ein lebendes Bild von dir in seiner Seele schuf! — Denn er kann wirklich auch Andacht haben der Mann; hohe Schönheit ergreift ihn und hebt ihn über sich empor, daß er wenigstens ahndet, was andere glauben, und ihm, wenn er auf seinen beyden Füßen steht, nicht mehr da ist. Mit solcher Andacht hörte ich ihn Klopstocks Morgengesang am Schöpfungsfeste lesen. Ich dachte mir ihn dabey vor dem Altar, ob er da solchen Blick und solche Töne wohl heucheln könnte. — Doch heucheln sollte ich nicht sagen, er nimt gewiß nur den Ton an, den ihm der Priesterrock gebiethet und niemand kann wohl weniger Heuchler im eigentlichen Verstande seyn als er. Er sagt was er denkt, selbst vor jedem Domestiken, welches mich oft erschreckte. Wie er es dabey angefangen hat, Gräfinn Baudissin und Gräfinn Luise[2]) von seinem Christenthum zu überzeugen, das weiß ich nicht. Nein, meine Julie, du frommer Engel kannst nicht eines Sinnes und Herzens mit Herder werden; aber Wohlgefallen würdest du dennoch an ihm haben, an seiner Offenheit, Gutmüthigkeit, und dem ungemein Liebenswürdigen seines ganzen äußeren Benehmens; ungerechnet das Hinreißende seiner schönen Phantasie, und den Zauber seines reichen blühenden Geistes. Mir hat er oft das Herz eingeengt, wenn mein Auge am offensten war über alle sein Gutes. Ich wollte du könntest uns einen Auszug aus dem Briefe der Herderinn verschaffen, worinn sie von Fritzens Zusammenseyn mit

---

[2]) Stolberg.

Herder in Aachen erzählt. Schon ehe wir nach Aachen reisten, hörten wir, daß Herder das Bad dort brauchen sollte. Fritz wünschte ihn dort zu treffen, weil seine alte Liebe zu Herder gerne den zwischen ihnen entstandenen Zwist getilgt sehen wollte, und weil ihm auch daran lag, Herdern zu hören und ihn vollends zu ergründen. Noch immer hatte Herders Name nicht in der Brunnenliste gestanden, und als wir ankamen, konnte Fritzens Sohn [3]) auch nicht die mindeste Kundschaft von ihm geben. Desto sonderbarer traf es sich, daß die erste Nachricht, die wir am andern Morgen hörten, Herders Erscheinung in der Liste war. Lottchen, welche die Herderinn in Weimar gekannt hatte, ging als erste Abgesandtinn zu ihm hin. Fritz, der heftige Kopfschmerzen hatte, wollte sich am folgenden Tage einstellen. Die Herderin kannte Lottchen nicht mehr. Ihre Bestürzung als sie den Nahmen hörte und beyder Rührung über dies freundliche Betragen von Leuten, von denen sie sich den Stab gebrochen hielten [4]), ist nicht zu sagen. Herder war bettlägerig und konnte Fritzen nicht besuchen. Da ich Herder und Herderinn noch nicht kannte, war ich bey der ersten Zusammenkunft nicht gegenwärtig. Von dem Zwiste war gleich die Rede, alles Persöhnliche darin wurde aber bald zur Seite gelegt und Fritz sagte Herdern treu und rein, was ihm in dem Geist seiner neueren Schriften zuwieder ist. Es soll schön gewesen seyn, wie Herder dies hörte und trug. Ueberhaupt sah man, wie Herder es fühlte, daß in Fritzens Seele etwas war, das in der seinigen fehlte, und daß er diesen Mangel wenigstens in Augenblicken schmerzlich inne ward. Es war wundersam, wie Fritzens ganzes

3) Joh. Friedrich J., F. H. Jacobi's ältester Sohn, war in Aachen ansäßig.

4) Jacobi war mit Herder in Folge der Ansichten und Urtheile, welche letzterer in der ersten Ausgabe seines „Gott" auch über Jacobi's philosophische Ansichten ausgesprochen hatte, auseinandergekommen.

Wesen ihn ergriff. Mich verlangt, ob einige Veränderung der Ideen in seinen Ideen daraus merkbar entspringen wird. So viel ist gewiß, daß ihm an Fritzens Achtung und Liebe jetzt alles gelegen ist. Aber der arme Herder ist gar zu ruchlos im Grunde der Seele, welches ihn jedoch bey mir weniger strafbar macht, als wenn er nur unter den Geist der Zeit sich schmiegte. Ich konnte mich anfangs gar nicht darin finden, daß sein Gesicht nicht mehr mich trog, daß kein Zeichen der Würde seines Standes darauf ruhte. Bei jedem leichtsinnigen Worte fuhr mein Gewissen zusammen und stellte mir den geistlichen Oberhirten im Priesterrocke ihm gegenüber. Es ward beyden, ihm und ihr ungemein wohl in unserem Hause, und uns ward auch immer behaglicher und traulicher mit ihnen. Nachdem ich mich von dem ersten Schrecken über ihn erholt hatte, ließ ich seinem Charakter alle Gerechtigkeit wiederfahren, der gewiß ohne Falsch, bieder und treu ist. Der tägliche Umgang mit meinem Fritz hat mich zu sehr verwöhnt und es mir zu schwer gemacht auf Tiefe der Seele und Höhe des Gefühls leicht Verzicht zu thun, und der geistvollste Mann kann mir nichts Falsches mehr dafür unterschieben. Fritz sagt, Herders Inneres wäre ihm schon lange nicht mehr ein Labyrinth gewesen und seine Meynung von ihm, davon er Dir schon manches gesagt hätte, habe sich nur noch bestätigt. Wie Herder dächte, läge offen da in dem vierten Theil seiner Ideen, und dem vierten Theil seiner zerstreuten Blätter. Allen müßte das aber freylich wohl nicht so deutlich vorkommen, weil Du selbst an dem Aufsatze über Unsterblichkeit dich habest erfreuen können, welches ihm unter allen Herderschen Schriften, den Gott nicht ausgenommen, am meisten mißfallen, und wirklich wider Herder damals erzürnt hätte. Denke, auch das hat Fritz sagen dürfen, was du einmals von Herders Werken schriebst: daß sie dir wie Kinder einer Familie vorkämen, die sich einander auffräßen, und das hat seine Hoch-

achtung gegen dich nicht vermindert, obgleich es ihn sehr ergriff. Mich dünkt, Herder ist wirklich auch bescheiden, wenigstens jungfräulich schüchtern bey dem Lobe, das man ihm giebt; er nimt es mit keuschem Erröthen, wie das Erröthen eines zarten Mädchens, wenn gleich der Liebhaber nicht mehr sagt als sein Spiegel.

Wir hofften auch Göthen in diesen Tagen unter uns zu haben; er mußte aber zu schnell zur Armee. Nun wissen wir nicht ob wir auf dem Rückwege ihn sehen werden — Herders suchen ihn sehr zu entschuldigen, so fatal ihnen auch das Verhältniß[5]) ist, in das er sich verwickelt hat. Am mehrsten für ihn spricht bey mir, daß er an Fritz schrieb: er hätte sehnlichst gewünscht ihn zu sehen und ihm Rechenschaft von seinem Haushalt zu geben. Wenigstens scheint sein Gewissen frey, und das richtet ja nur Gott. Die menschliche Gesellschaft richtet freylich anders, und da sie sich beleidigt fühlt, muß er die Strafe ihres Tadels leiden und das von Rechtswegen. Diesmahl trage ich auf beyden Schultern und halte es mit dem einen und mit der andern. Mit Göthe würdest du gewiß bald eines Herzens, wenn gleich nicht eines Sinnes sein. — — — —

152.

Helene Jacobi an Gräfin Sophie Stolberg.

(1792)[1])

— — — — — Von Politick und Göthe, wird Fritz wohl an Nicolovius schreiben. Die Politik hat mir zu viel

---

[5]) Geht auf Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius.

[1]) Nach Goethe's Besuch in Pempelfort im November 1792.

Gräuel, als daß ich nur davon anfangen möchte, und Göthe zu viel gutes und schönes, als daß ich damit zu Ende kommen könnte. Er ist und bleibt der wahre Zauberer, und auch Sie werden ihn lieben und bewundern so bald Sie ihn kennen. Was die Leute sonderbares von ihm schwatzen und reden, ist weil sie immer nur die linke Seite sehen; und das ist auch das verkehrteste an ihm, daß er so gerne das Verkehrte an sich herauswendet. Ich verglich ihn deswegen einmahl gegen ihn selbst, mit einer haute-lisse auf dem Gestell; wer sich nicht bückt die untere Seite zu sehen, wird die schönen Farben darinn nicht ahnden; oder die Waare für sich mögen. Ihm ward unendlich wohl unter uns und der Abschied kostete ihm viel. Fritz und er haben sich tiefer durchdrungen und inniger erkannt wie je. Fritzens offenes sanftes Wesen, seine fromme und doch so freye Seele haben Göthen sehr ergriffen, und so ergriffen, daß ich fast glaube, daß die Folgen davon in eigener Sinnesänderung bey ihm spürbar seyn werden, denn Wahrheit ist ihm theuer, so bald er als Wahrheit sie erkennt; aber ihr falsches Bild ihm auch so verhaßt, daß sie eben deswegen die größte Gefahr bey ihm läuft; denn indem er jenes rastlos verfolgt, stürzt er über diese oft hin, und tritt sie mit Füßen: Um nicht betrogen zu werden von dem, was er scheut, betrügt er sich selbst um das, was er liebt, und je blühender die Schöne ihm entgegenkommt, desto vorsichtiger glaubt er in ihr nur die feine Schminke der Falschen zu erblicken. Auch ist es in unserer Natur der Brillen nicht zu mögen, weil wir Schwäche des Alters mit dieser Hülfe zu verbinden gewohnt sind, und so wird das Auge oft blind, bis man sieht, daß man nicht sehen kann! Göthe hat mir unendlich hohen Genuß gegeben; aber auch manchen tiefen Schmerz der Seele. Je mehr ich ihn liebte, desto ängstlicher hätte ich ihn schützen mögen, daß er sich selbst wenigstens nicht schade. — —

153.

Helene Jacobi an Sophie von La Roche.

Pempelfort, den 28. Juny 1793.

— — — — Sie sagten mir und fragten mich so manches über Göthe in Ihrem letzten, liebe Sophie. Seitdem hat er sich nun selbst Ihnen wieder gestellt und Sie können mir es sagen, wie Sie ihn gefunden haben. Seine Mutter schrieb der Schloßerin, daß er schöner und munterer und beredter gewesen sey, wie noch nie, und daß alle seine Freunde sich seiner erfreut hätten. Wir machen uns so halb und halb die Hoffnung, als würde er nicht wieder heimkehren, ohne den schönen Rhein zu uns herunter geschwommen zu seyn. Doch wird dieß freylich von der Dauer dieses traurigen elenden Feldzuges und der Wendung, die die Sachen noch nehmen können, abhangen. Ich möchte wissen, was ihn eigentlich diesmahl wieder aufs neue in das wilde Getümmel des Lagers gebracht hat? Ob des Herzogs dringendes Bitten, oder das sonderbare innere Treiben des sonderbaren Menschen, oder der blos philosophische Zweck, Menschenkenntnis zu sammeln und neue Erfahrungen auch mit über sich selbst zu machen, wo allerdings hier kein unrechter Ort dazu ist.

Von Forster mag ich gar nicht reden, und wollte ich könnte nicht an ihn denken, so wehe thut mir seine jetzige Lage, in die er sich gestürzt hat, und wobey seine eigene Gedanken und der Rückblick in sich selbst nicht die geringere Marter seyn müßen. Er kann der Parthey nicht mehr angehören, zu der er sich gewand hat und die seine einzige Stütze bleibt, und kann sich seine unverzeihliche Schwäche für einen Mann, seinen Undank gegen seinen Fürsten, und seinen Eigendünkel, die beßere Einsicht und den Rath aller seiner wahren Freunde verachtet zu

haben, nicht verheelen: dabey sein ganz zerrissenes blutendes Herz für sein schändliches Weib, das er Lamm nannte, wenn es auf dem Thron seiner bösen Leidenschaften saß, den er für eine Schlachtbank hielt. — Sie sehen, liebe Sophie, ich kann nicht in mäßigen Ausdrücken über diesen Gegenstand reden. Es war eine so schöne gutgeschaffene Seele, ehe sie in dieses Teufels Hände kam; und was ist nun aus ihr geworden, und was wird aus ihr werden? Je mehr ich ihn liebte, desto lauter muß mein Herz aufschreyen, daß man diese Empfindung ihm nimmt.[1]) — Sömmering[2]) freut mich dagegen, daß er sich so gut, so klug und so brav in seiner kritischen Lage, und bey den Gesinnungen, die er hatte, sich betragen hat.

Was noch aus dem armen Maynz und aus den armen Maynzern werden wird! Es ist schrecklich zu denken, was für Elend und Jammer uns überall und überall umgiebt, und wie das arme Frankreich das unser Unglück machte, sich selbst zerstöhrt. Die Gräuel nehmen in Paris kein Ende; und wo, und was ist das Ende des ganzen Kriegs? — — — — — —

---

1) Ob dieß harte Urtheil gerecht oder ungerecht sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Doch müssen wir hinzufügen, daß Helene Jacobi's Urtheile sich fast durchgängig ebensosehr durch Milde und Gerechtigkeit, als Schärfe und Klarheit auszeichnen. Wiederholte Besuche Forster's und seiner Frau in Pempelfort und ein lebhafter Briefwechsel, welchen auch die Frauen zeitweise geführt haben müssen, mußten die beiden Familien wenigstens genau mit einander bekannt gemacht haben. Jedenfalls kann man über G. Forster nur gerecht urtheilen, wenn man auch diese Seite seines Lebens in Betracht zieht, die der unglückliche Mann selbst mit einer bewundernswerthen Selbstbeherrschung und edler Resignation verbarg und trug.

2) S. Th. Sömmering, der berühmte Anatom, geb. 1755 gest. 1830, Forster's intimer Freund.

154.

Helene Jacobi an Sophie von La Roche.

Pempelfort den 22ten Jan. 1794.

— — — — — Von Forster steht in dem Neuwieder bulletin, nicht, daß er sich aus Frankreich gerettet habe; sondern, daß er für Frankreich mit Aufträgen von dem Comité du salut public nach England gegangen wäre. Ich habe nur einen sehr alternativen Wunsch für diesen Menschen: entweder daß er endlich einmal fest und in sich bestimmt werde, sey es auch, daß er auf dem bösen Wege auf dem er jetzt wandelt den Anfang dazu mache; oder daß er sterbe, weil ich sonst nicht weiß von welchem Athem er ferner leben will. Ich für mein Theil möchte ihn nie wieder sehen, und was ich von ihm hören werde, kann mich nur peinigen. — — — — —

155.

Helene Jacobi an Ernestine Voß.

(Eutin, 27. Novb. 1802.)

— — — — — — Jacobi ist froh, daß Ihr im Ganzen mit seiner Stolbergischen Erklärung[1]) zufrieden seid, begreift aber nicht und wir andern eben so wenig, daß er mit der Stelle vom Adler irgend einen Glanz auf sich selbst geworfen haben soll, da er hier persönlich gar nicht in Betracht kommt, nicht einmal erscheint. Man hatte Jacobi unaufhörlich vorgeworfen, daß er sich mit dem schon längst innerlich Catholischen Stolberg bisher

[1]) Vgl. weiter unten Nr. 186.

so gut vertragen habe, und nun, da sein Freund auch äußerlich und öffentlich Catholisch geworden, sich so hart von ihm geschieden, und auf die beleidigendste Weise ihm selbst sogar erklärt habe: er könne ihn nicht mehr vor Augen sehen. Da antwortet jetzt Jacobi: jener ihm unleidliche religiöse Materialismus, den er überhaupt nicht dulde und am wenigsten an einem Herzensfreunde, widerspreche im Grunde Stolbergs Charakter selbst; die vortreffliche Beschaffenheit seines Geistes und Herzens habe unabläßig ihrer zufälligen Erkrankung mächtig entgegengearbeitet, und so hätte man noch immer auf Wiederherstellung hoffen dürfen. Im täglichen vertraulichen Umgang mit ihm, wäre dieß auffallend gewesen, jeder selbst freye Geist hätte den seinigen leicht entfeßelt. In dem betäubenden Dunstkreise des Aberglaubens, der andächtigen Frömmeley hätte Stolberg sich keinesweges wie in seinem natürlichem Elemente am besten gefühlt und gefunden, sondern eine reinere Luft, wo er sie nur gewittert, hätte ihn allemal unwiderstehlich angezogen, die leiseste Bewegung an seinen Adlerschwingen ihn gereitzt, sie auszubreiten, und den Weg des Lichts zu nehmen, den ihm niemand erst zu zeigen nöthig hatte.

Ein solches Zeugniß gereicht doch wohl nur Stolbergen und nicht dem, der es für ihn ablegt, zum Lobe. Der letzte will nur des Vorwurfs der Inconsequenz in seinem Verhalten ledig werden.

Wohl mögte es den Adler verdrießen, wenn Jacobi von ihm gesagt hätte: Kein Adler sondern nur ein bunter Drache von Papier! Ich hatte einen Blasbalg, einen herrlichen, damit trieb ich ihn in die Höhe, an die Decke meines Gemachs. Ihn ergötzte das Steigen, mich das Blasen. So trieben wirs mit einander, und dieß Spiel war unsere Freundschaft.

Auf solche Weise legt Stolberg gewiß nicht Jacobis Worte aus; er kennt ihn zu lange um nicht zu wißen, daß wenn dieser

ihn einen Adler nennt, er nicht einen papiernen Drachen in Gedanken hat. Von einem Adler aber versteht es sich von selbst, daß er sich zur Sonne nur aus eigener Lust am Licht erhebt und mit eigener Kraft in Aug' und Schwingen.

Das einzige dieser Stelle, was Stolbergen hätte verdrießen können, war die Aussage: Er hätte die Flugschwingen sich brechen laßen. Aber auch dieß hat er nicht verübelt. Er hat Jacobis Erklärung in Beziehung auf seine Person „freundschaftlich, sehr freundschaftlich gefunden; aber weil was ihm heilig, Jacobi widerwärtig ist, so bleibt eine Kluft, über die er nicht wegschreiten kann und nicht wegfliegen mag."

Eine solche Gegenerklärung lag in der Natur der Sache und Jacobi ist zufrieden, daß er nun doch wieder als der tolerantere dasteht. Er hat seinen Proceß gewonnen. Das Stolbergen von Jacobi am Schluße seiner Erklärung ertheilte Lob, hat er aus der innigsten Ueberzeugung, und wenigstens von Leidenschaft ungetäuscht, nach reifer Ueberlegung, und mit Zuziehung unser aller, besonders auch des vieljährigen Hausgenossen, Reise und Geschäftsgefährten Stolbergs, des eben so bideren als scharfsichtigen Nicolovius, den Jacobi in allen Vorfällen als sein zweytes strengeres Gewißen zu Rathe zieht, abgewogen, bestimmt und wie eine Aussage in der Todesstunde niedergeschrieben. Stolbergs aufbrausender Fanatismus konnte ihn oft ungerecht, hart, bitter, ja sogar, in Augenblicken fast abscheulich machen; persönliche Eigenliebe nie; wir haben ihn von dieser Seite wohl beobachtet, vielfältig erfahren und ihn nie genug bewundern können. — — — —

156.

Helene Jacobi an Johanna Sieveking.

(December 1806.)

— — — — — Wir danken Ihnen, theuere geliebte Freundin, daß Sie uns so bald wieder Nachricht von sich gaben, und so beruhigen für den gegenwärtigen Augenblick, als Sie konnten. Gegen das arme Lübek dürfen Sie [1]) sich freylich der Schonung rühmen; aber welche Folgen für lange folgende Zeit erwarten Sie! Dies läßt unser Herz voll Kummer und Sorge. Der einzig bleibende Trost in diesem schweren Gewitter, ist der unnatürliche Zustand selbst des ganzen Horizontes. Alle die bösen Dünste waren wirklich da, aus denen eine schwarze Wolke sich zusammenziehen konnte, und verpesteten unser Leben, mehr oder weniger, uns fühlbar genug. Aber gesammelt in Eins kann diese Wolke sie nicht lange tragen; wo ihr Blitz zerschmettert, da entladet sie sich auch, und ein Sturm muß kommen und wird kommen; freylich wie aller Wind, von dem man nicht weiß, woher er kommt und wohin er fährt; aber zertheilen wird er mit Macht und eine gereinigte Luft zurücklaßen zur Erquickung jedes noch Athmenden. Wer diese dann seyn werden; ob noch eins von uns, oder unsere Kinder, oder deren Kinder erst der lächelnden Sonne wieder ins Angesicht blicken werden, das ist eine dunkele Frage. Denn was sind Jahre und Tage für den großen Gang der Ewigkeit? — So weit ist meine Resignation schon gekommen; sie ist nicht klein, weil sie etwas Großes in sich trägt. Lange hat es mich traurig, das heißt, selbst in meinen Freuden wehmüthig gemacht, keine Zukunft mehr zu haben. Jetzt hat sich diese einzelne Empfindung ganz in

---

[1]) in Hamburg.

dem großen Uebergang verlohren zu dem ich gehöre. Dies macht nicht glücklich, aber stiller, und Stille gleicht der Ruhe und bringt sie am Ende mit sich. — — —

157.

Helene Jacobi an Joh. Friedrich Jacobi.

München, den 12ten Jan. 1807.

— — — — — — Gewiß habt Ihr Lieben das neue Jahr mit eben so schwerem Herzen begonnen, wie jetzt jeder zarte, gutdenkende Mensch nicht anders kann, wenn auch eigene Noth ihn nicht im gegenwärtigen Augenblicke schmerzlich drückt. Es ist ein schrecklicher Rückblick, den das Auge in das verflossene Jahr zu thun hat, und wer kann die Zukunft wißen oder mag sie nur ahnden! Gott sey mit uns! ist alles, was ich zum Seegenswunsch mir und allen und jeden bey dem neuen Jahreswechsel zurufe. Alle Berechnung des möglich zu Folgenden ist für den geschicktesten Politiker und Taktiker diesmal verlohren, denn die Grenze des möglichen hat sich unabsehlich hinausgerückt und was geschieht ist nicht Eines Menschen Werk, sondern der große Gang aller Zeiten und Völker, und wir sehen nur die letzte Hand, die den völligen Einsturz der morschen Maschiene bewirken muß; sind Zeugen des Praßlens und Krachens und werden mit zerschmettert oder nur gequetscht, nachdem wir durch die Trümmer erreicht, oder durch ihr übereinander liegen zufällig geschützt werden. Die Namen der handelnden Personen mag ich gar nicht mehr nennen hören. Lob und Tadel schwindet und vermischt sich in der größeren Ansicht, die nur stille Ergebung fordert und allein übrig läßt. — Da indeßen denn doch jedes einzelne Individuum sich so lange es kann und so gut

als es ihm noch gestattet wird, fortbewegen mag, so soll auch Deine Angelegenheit, mein guter Fritz, mit dem großen philosophischen Gedanken nicht zur Ruhe gelegt werden, zumal da Du unter einem tüchtigen Sparren stehst, der leichtlich den Sturz über Deinem Haupte noch eine Weile aufzuhalten vermag. — — — —

158.

Helene Jacobi an Gräfin Luise Stolberg.

München, den 3. Jan. 1808.

— — — — Wo solche Dauer noch auf Erden lebt, darf man über das Vergehn des Vergänglichen nicht zu bitter klagen. Dieses Zeugniß deßen, was wirklich unser ist, wird uns zu allem was ewig ist hinüber begleiten; uns Aeltern, die wir dem Uebergang von allem Wechsel schon so nahe gekommen sind, kann es nicht schmerzen, den fröhlichen Zuruf voriger Zeiten mit so ernsten Gedanken zu vertauschen; vielmehr bringen sie nur wohlthätiges mit sich; aber für die Jugend, die noch lange da seyn und ausdauern muß, traure ich immer mehr, daß sie das jauchzende Glückwünschen nicht mehr hört, das von unserer Jugend her dem Jahreswechsel für uns etwas so fröhliches gab. Mit jedem Zuruf erneuerte sich der Dank, auf der bunt lachenden Erde noch da zu seyn; belebte sich die Bitte, noch länger darauf erhalten zu werden, und hoffnungsvoll erwartete man, von dem Seegen der Eltern und Freunde die glückseelige Gewährung. Starr sieht jetzt jedes Auge in die nächste Zukunft hinein. Was soll der Wunsch, dem keine Zusicherung im Innern nachtönt, und welchem Vater bebt nicht der Seegen für langes Leben auf den Lippen, und bedingt nimt das Herz wankend ihn wieder zurück. — — — —

159.

Helene Jacobi an Johanna Schlosser, geb. Fahlmer.[1])

München, den 19. Aug. 1815.

— — — — Am begierigsten sind wir in Deinem nächsten Briefe zu hören, ob Göthe, der sich in Cölln aufhielt, alles zu besehen und sich mit alten Steinen und Gemäuer abzugeben, nicht auch einige Schritte weiter that, in Düßeldorf die alte Freundin aufzusuchen, und wie es Dir mit ihm gegangen ist? Lotte will kaum es für möglich halten, daß er so nahe an Dir hätte vorbey gehen können, zumal da jetzt jeder und neuerdings

---

1) Wir geben die beiden nachfolgenden Urtheile über Goethe, weil sie trotz ihrer Einseitigkeit von einem gewissen Interesse sind, und ohne Zweifel auch Jacobi's Ansicht ausdrücken. Der Jacobi'sche Kreis ist Goethe niemals ganz gerecht geworden, weil er Goethe's Genie zu wenig, sein Gemüth nach mancher Seite zu genau, nach andrer gar nicht kannte. Doch scheint es uns außer Zweifel, daß nicht etwa Goethe's leichtfertige Auffassung gewisser durch Sitte und Sittlichkeit geheiligter Einrichtungen die Jacobi'schen gegen ihn eingenommen hat, sondern die schroffe, scheinbar herzlose Art, mit welcher er Herzensbeziehungen zerreißen oder übersehen konnte, wenn sie nicht mehr zu seinem Wesen stimmen wollten. Es ist keine Frage, daß dieß die dunkelste Seite in Goethe war. Allein wir, die wir sein ganzes Leben und Wirken überblicken können, müssen zugeben, daß es nicht etwa das Vorrecht, sondern das innere Gesetz eines solchen auf die Menschheit wirkenden Genius ist, Alles abzuweisen, was die ungestörte und reine Entfaltung desselben hindern könnte. Es ist dasselbe harte und doch nothwendige Gesetz, welchem das Individuum zum Besten der Gattung als Opfer fällt. Und wie hier, ist auch in dem Genius nicht Selbstsucht die Triebfeder dieser Abweisung alles Unharmonischen, sondern die Neigungen auch des Individuums, das der Träger des Genius ist, müssen den Anforderungen des letzteren zum Opfer gebracht werden. So war es in der That auch bei Goethe. Allein von Jacobi konnte diese Gerechtigkeit und völlige Unpartheilichkeit nicht erwartet werden: sie war überhaupt nur den Nachkommen möglich.

die Fritz Schloßerschen seine große Menschenfreundlichkeit und Hingebung nicht genug zu rühmen wißen. Fritz und ich sind aber noch nicht mit uns Eins, was wir davon zu halten haben. Die Tugenden dieses Menschen werden wohl immer nur Modification bleiben, da der einzige Grund und Boden wahrer Tugenden, ein reines höheres Gefühl, ihnen zu frühe entzogen wurde, und zerzettelt, als einzelne Ingredienzien zum Relief seiner Geistes- und Phantasie-Producte dienen mußte. Man sieht in der jetzigen Beschreibung und Nachbetrachtung seines früheren Lebens[2]), wie klug er die Benutzung davon zu handhaben weiß, indem er bald, nach dem Geiste der Zeit, Frömmigkeit als Grundlage in sich hier und da hervortreten läßt, und dann wieder andere wirkliche Gefühle der Leidenschaft die nicht minder schön in einem jugendlichen Herzen sind, abzuläugnen und als Poesie zu verkleiden sucht. Die einzige Stelle in allen 3 Theilen, die ächt aus dem Gemüth zu kommen scheint und darum auch alle die sie lesen im eigenen Gemüth wieder anspricht, ist die über seine erste Bekanntschaft mit Fritz. Uebrigens bleibt man immer ruhig neben dem Schreiber stehen, lobt und bewundert ihn, wenn er als Beobachter oder Mahler sich zeigt, sieht aber den Lebenden nur im Bilde und wird nie durch diesen fortgerißen, nur diese oder jene Epoche mit ihm fortzuleben. Dieses ist mir bey jedem Theil aufs neue sehr auffallend und zeigt wie Dichtung und Wahrheit so im Gleichgewicht gehalten von keiner Seite überziehen können. — — —

[2]) Goethe's Wahrheit und Dichtung.

160.

Helene Jacobi an Ernestine Voß.

(1815.)

— — — — Was Du mir von Göthe erzählst, sticht sehr gegen das ab, was die Fritz Schloßerischen von ihm behaupten, daß er so gar gut, liebend und hingebend geworden wäre, so unaussprechlich liebenswürdig! Ich bin froh, daß der Mensch nicht hier war. Ich kann das Wohl und Weh, das er wechselnd mir zu empfinden giebt, nicht ertragen, mag das Selbstbeleidigen einer so schönen, herrlichen Natur nicht mit ansehen. Um was hat er selbst sich nicht alles gebracht! Selbst die allgemeine Ehre, die er in Maße wie einen hellen Nimbus um sich gezogen fühlt, hat doch keinen einzigen Strahl, der bis in sein Herz glänzte und es wärmen könnte. Für mich ist er in aller seiner Höhe immer nur ein Bild des Jammers. Ganz neuerlich wollte man uns wieder versichern, er sey Catholisch geworden. Diesmal konnten wir den Gang, wie das alte Gerücht aufs neue bey vielen Glauben gefunden, ganz natürlich nachweisen, da er nicht nur den Schloßerschen Proselyten und Proselyten-Macher sich immer enger anschließt, sondern nun auch eine ganze Zeither bei Wilmer, der auch übergetreten ist, auf deßen Mühle bey Frankfurt sich aufhält, wo er ganz eingezogen lebt in strengster Arbeit an einem Buche von dem niemand wißen soll bis es gedruckt ist. Was kann man da nicht alles heraus und hinzu denken. — — —

160.

Helene Jacobi an Ernestine Voß

1815.

— — — Was Du mir von Goethe erzählst, scheint eher gegen das ob, was die Fritz Schlegelschen von ihm bekommen, [illegible] geworden wären [illegible]! Ich bin froh, daß der [illegible] nicht hier war. Wie kann das [illegible] nicht ertragen, mag das Selbstbewußtsein einer so [illegible] Natur nicht mit anlehnen. Um was hat er sich nicht alles gebracht! Selbst die allgemeine Ehre, wie er so [illegible] einen hellen Nimbus um sich getragen [illegible], hat doch seinen einzigen Strahl, der die in sein Herz [illegible] kennen. [illegible] allen seinen [illegible] immer nur [illegible]. Wenn [illegible] sollte man uns unsere [illegible], er sich [illegible] geworden. Niemand könnten wir den Gang, wie das, alle Gerüchte [illegible] natürlich [illegible], da er nicht nur den [illegible] und [illegible] sich immer [illegible], sondern man auch eine ganze [illegible] der auch übergetreten ist, mit [illegible] sich aufhält, wo er ganz eingezogen jetzt in strengster Arbeit an einem Werke, was dem [illegible] soll, bis es gemacht ist. Also kann man es nicht alles [illegible] und [illegible] — — —

Briefe Verschiedener.

161.

Wieland an Sophie La Roche.[1])

Weimar, den 21ten Sept. 1779.

Ich habe die letztverwichenen acht Tage am Gothaischen Hofe zugebracht und also Ihren Brief vom 12. d., Meine Liebe Freundin, erst gestern Abends bei meiner Rückkunft gefunden.

Sie wollen von mir wissen, was an der Begebenheit mit Woldemars Briefen wahr ist oder nicht, nehmlich

„daß unter einer Eiche zu Ettersburg etliche davon vorge-
„lesen worden und dann Göthe auf den Baum gestiegen,
„eine **geistvolle** Standrede über das schlechte Buch gehalten,
„und es endlich zur wohlverdienten Strafe und andren zum
„abschreckenden Beyspiel an beyden Enden der Decke an die
„Eiche genagelt, wo dann eine große Freude über die im
„Wind flatternden Blätter gewesen."

Ich will Ihnen hierauf die wahrhafteste Antwort geben, die ich geben kann:

„Ich weiß **nicht** was hieran wahr ist, denn ich

1) Dieser Brief befindet sich im Original im Jacobi'schen Nachlaß. Ueber den Inhalt dieses Briefes vgl. Nr. 3. Anmkg. 2. Bd. I. S. 21. Er ist die Antwort auf den Brief Sophie Laroche's vom 12. Sept. 1779, welcher in den „Briefen an J. H. Merk von Goethe, Herder, Wieland u. A. herausgegb. v. Wagner", Darmstadt 1835, S. 130, steht.

„war **nicht** zu Ettersburg, war **nicht** gegenwär-
„tig, als diese Büberey vorgegangen sein soll.

Wäre ich zugegen gewesen, so ist 10 gegen 1 zu setzen, daß es so weit nicht gekommen wäre.

Indessen gesteh ich Ihnen, daß ich zu Weimar im Publico ein paar Tage nachher, als sich jene Begebenheit zugetragen haben soll, davon reden gehört, und von Leuten, die sich einbildeten, ich müsse auch dabei gewesen seyn, gefragt worden, ob es wahr sey? Da ich nun meine Unwissenheit bekennen mußte, und die Leute sahen, daß ich wirklich gar nichts von der Sache wußte, so erzählten sie mir solche mit allen oben bemeldten Umständen, aber nicht als Augenzeugen, sondern als Leute, die gehört hatten, daß es sich zugetragen haben sollte.

Etliche Tage hernach kam ich wieder nach Ettersburg und wurde beym Spazierengehen in den Wald erinnert, mich überall umzusehen. Ich erblickte endlich eine in blau Pappier geheftete Brochure, die an eine Eiche genagelt war, ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof oder einer gentilhommie anzunageln pflegt. Was für eine Brochure es sey, wollte mir niemand sagen; man überließ es der Schärfe meines Fernglases oder meines Verstandes, es selbst herauszubringen. Wenn ich nun sagte, ich vermuthete, daß es Woldemars Briefe gewesen, so würde ich soviel als Nichts damit sagen; denn Vermuthung in solchen Dingen ist Nichts; für gewiß kann ich nichts sagen; denn ich konnte nicht sehen, was für ein Buch es wahr.

Im übrigen sollten Sie und Jacobi Göthen schon von langem her kennen, und wissen, was er fähig ist oder nicht.

Wie Sie es aber haben über ihr Herz bringen können, mich in die Sache zu mischen, indem sie die für mich beleidigende Anmerkung hinzusetzten

„darüber möcht ich wissen, was wahr ist, weil mich natür-

„lich die Idee des Ganzen für Jacobi schmerzt, und ich „gewiß aus Gerechtigkeitsliebe wegen den Briefen meiner „Rosalie[2]) mir nicht soviel daraus machte, weil es nur „Weiberbriefe sind, und niemals soviel Erwartung und „Hoffnung auf Achtung von euch Männern haben kön„nen, als ein Mann der euer Freund ist.

Wie Sie dies euch Männer, euer Freund ist, so hinschreiben, und mich also in Verdacht haben konnten, daß ich an jener farce, die meiner Art zu denken und zu handeln so schnurgerade entgegen ist, Antheil gehabt — was Sie seit den 29 Jahren, daß wir uns kennen, an mir gesehen haben können, das Sie berechtigen kann, so etwas nur im Traum von mir zu denken — darüber erbitte ich mir nun auch hinwieder ein paar Zeilen Antwort aus.

Es ist würklich entsetzlich, wie Sie Ihrer Imagination und Ihrer Feder bey solchen Gelegenheiten den Lauf zu lassen pflegen, und wie wenig scrupolos Sie sind, ob Sie einem guten Menschen durch dergleichen indirecte Vorwürfe und Vermuthungen, ja mehr als Vermuthungen, Unrecht thun oder nicht.

Ehe ich Antwort hierauf habe, Sophie, erwarten Sie nichts weiter

von Ihrem alten so oft mißkannten

Freund

Wieland.

---

[2]) Auch sie sollten das Schicksal des Woldemar getheilt haben und gerichtet worden sein.

162.

Lessing an Elise Reimarus. [1])

Wolfenb. den 7. May 1780.

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes!

Aber liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein wenig schmählen, (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bey mir ein wenig auslache?) daß ein solch Gerede seiner Ruchbarkeit wegen, endlich auch bey Ihnen Glauben gefunden?

Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? Weil ich mich nicht von ihr trennen will? Nun, womit beweiset man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen

---

1) Der vorliegende Brief Lessing's, den wir als die Perle dieser Sammlung betrachten, befindet sich im Jacobi'schen Nachlasse in einer Abschrift von der Hand Heinrich Schenk's, des Freundes und zeitweiligen Sekretärs von Jacobi, dessen Abschriften ihrer Zuverlässigkeit wegen — die der Herausgeber in vielen Fällen prüfen konnte — den Werth der Originalschrift haben. Der Brief, in dem jede Zeile von Lessingischem Geiste durchweht ist, gibt über das Verhältniß zu seiner Stieftochter die erste genauere Nachricht, da sie bisher in seinen Briefen kaum erwähnt worden. Wie grundlos und kleinlich die Nachrede, von welcher der Brief handelt, war, bezeugt auch der einzige vorhandene Brief Lessing's an seine Stieftochter (Werke ed. Lachmann-Maltzahn XII, 656), dessen ruhiger Ton jeden Gedanken an ein anderes als väterliches Verhältniß ausschließt. Wie sehr sie ihm aber als Tochter an's Herz gewachsen, welcher Trost und Halt ihre Liebe ihm war, das spricht aus jedem Worte des vorliegenden Briefes. Aber es schien, als gönne man diesem Manne auch den kleinen Rest von Lebensfreude, den er aus dem Schiffbruch seines Lebens sich gerettet hatte, nicht, daß man auch dieß reine Verhältniß mit Verdächtigungen befleckte, die doch allgemein und dreist genug mußten verbreitet sein, daß selbst die treue Elise Reimarus im Ernst Notiz davon nahm. Wir dürfen froh sein, daß ihm diese elende Veranlassung Gelegenheit gab, die ganze Herrlichkeit und edle Schönheit seines Gemüths in einer so offenen Weise zu zeigen, wie er nur äußerst selten es gethan hat.

will! Weil ich sie noch nicht von mir gestoßen habe? Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir stoßen hätte ich sie müssen, wenn ich sie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten sofort hätte überlassen wollen!

Oder weis man es etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehrmalen versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt! Hier ist uns so was noch nicht vorgekommen.

Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädgen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt; oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bey sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht seyn, der sie nöthiget sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädgen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwiedert.

Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häußliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fort führen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon, meines eigenen Nutzens wegen, keinen Augenblick verschieben will. Denn

ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen, mich leicht auf das andre Ende werfen könnte; so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe; als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer, als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmahl so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz alles über mich vermochten, gethan hat. — Nun gut! werden sie mir in's Wort fallen. „Gesetzt daß Sie ohne Ihre eigne Gefahr ein junges „reizendes Mädgen länger um sich wissen können, denken Sie doch an das Mädgen selbst!" — Ich habe daran gedacht, meine Beste! — Und sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen, und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer der Tugend eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke seyn will. Ich bin nehmlich hinter ein Geheimniß ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr 53jähriger Stiefvater zur äußersten Kränkung freylich seiner Eitelkeit ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht; denn es hat eben die Bewandtniß mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn vor den übeln Folgen einer sinnlichen Liebe zu schützen; er ist so weit von ihr entfernt, daß sie in Einem Taumel der Leidenschaft sich nicht erreichen können.

Ich könnte Ihnen mehr davon sagen: aber ich sehe, ich bin schon am Schluße der vierten Seite meiner Vertheidigung, die mich zum Gespötte eines Kindes machen müßte, wenn es was davon zu lesen bekäme.

Lassen Sie mich also nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. — Diese dritte Seite ist das Publicum, in dessen

Augen das Mädgen doch immer verlieren könnte. Denn was ich darinn verlieren kann, will nicht viel sagen. Von mir ist es doch nur schon das Schlimmste zu glauben geneigt, und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. — Also das Mädgen, dem ich so wohl will! — Ach, meine Freundin! Ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen, und was die Augen dieses Einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unsern Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen.

Aber bin ich nicht ein Thor, liebe Freundin, daß ich vergessen zu haben scheine, die schlimmste Anklage sey in gewissen Dingen eigne Vertheidigung?

Lessing.

163.

Betty[1]) Jacobi an Sophie La Roche.[2])

Düsseldorf d. 9. März 1781.

Weil ich daran zweifle, daß Sie genauere Nachrichten von Lessings Tod haben, will ich Sie Ihnen von Leuten geben, die immer um ihn waren.

---

[1]) Betty, eigentlich Helene Elisabeth, die Gattin Jacobi's, die in der Familie niemals anders als Betty genannt wurde.

[2]) Der vorstehende Brief, im Original vorhanden, kann als die erste völlig zuverlässige Nachricht über Lessing's letzte Tage gelten. Die Briefe und Schriften Jacobi's, gedruckte wie ungedruckte, geben vielfaches Zeugniß, wie theuer ihm Lessing war, wie nahe ihm sein Tod ging und wie große Zuneigung Lessing selbst zu ihm fühlte. Es ist deßhalb außer Zweifel, daß Jacobi, wenn irgend Jemand, genau und zuverlässig über die letzten Tage eines so sehr geliebten und verehrten Freundes unterrichtet war, dessen

Er war in Braunschweig, und am 3. Febr. des Abends ward es ihm bey Davesons sehr übel. Man trug ihn nach Hause, und er brachte die Nacht verschlossen in seinem Zimmer zu. Den Morgen darauf kann er sich kaum besinnen und man ließe die Tochter von Wolfenbüttel kommen. Inmittelst werden Aderläße und sonstige Mittel versucht, und sein Befinden ist abwechselnd. Am Sterbetag den 15. Febr. war er vorzüglich heiter. Eine halbe Stunde ehe er starb, hatte er noch Besuch bey sich und ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das tumme Verfahren der Jülich- und Cleve'schen protestantischen Geistlichkeit vorlesen. Auf einmahl springt er aus dem Bette, hat eine starke Ausleerung, kommt zurück in's Zimmer, legt seinen Kopf wieder den Thürpfosten, mit dem Todesschweiß an seinen Haaren. Er legt sich selbst in's Bett und sagte zu seiner bestürtzten Tochter: „sey ruhig, Maalchen." Darauf reicht er seinen Arm zum Aderlaß, und als man ihm sagte, ängstigen Sie sich nicht, entschlummerte er mit lächelndem Blick. — Sein Tod hat ihm einigermaßen geahndet, denn als an seinem Sterbemorgen Herr Justizrath von Ungar begraben wurde, und sein Lohnlaquai bey diesem Begräbniß gebraucht wurde, sagte ihm Lessing des Nachmittags,

---

ganze Umgebung er erst kurz zuvor persönlich hatte kennen gelernt. Der Bericht seiner Gattin Betty macht überdieß den Eindruck ganz ungeschminkter Wahrheit. Bedenkt man, daß die Berichte, welche Danzel und Guhrauer darüber zu geben vermochten, theils aus Leisewitz' Tagebuch, theils aus den Erinnerungen von Lessing's Stieftochter in ihrem Greisenalter herstammen, so wird man der Erzählung Betty Jacobi's unbedingt mehr Werth zuschreiben müssen, um so mehr, als sie ähnliche Züge, wie die Berichte der Tochter, nur in wahrscheinlicherer Form, gibt. Leisewitz, der Lessing nicht eigentlich nahe stand, konnte schwerlich so genau unterrichtet sein, wie Jacobi. Der Tochter aber mochten im Laufe der Zeit sich jene letzten Stunden im Lichte ihrer Verehrung für den großen Todten, dessen Herz sie besser als vielleicht irgend ein anderer Mensch gekannt hatte, zu jener Scene verklärt haben, die Guhrauer (Lessing's Leben II, 315) erzählt.

er solte machen, daß er mit seinem Begräbniß fertig würde, damit er seines ausrichten könnte. Einige Stunden darauf ließ er ihn nochmals rufen, und sagte, es wäre gut, daß er fertig wäre. In den letzten Tagen ist er oft allein gewesen, um seine Gedanken zu sammeln, und er ist dem Tod wie ein Held entgegengegangen.

Sein Begräbniß ist vom Hertzog recht anständig besorgt worden. Er liegt auf dem Magni-Kirchhoff neben einer Tanne, welcher man noch einige zugesellen wird. Der Herzog wird ihm auch ein Monument sezen lassen. Das Postument soll von Blankenberg kommen und darüber eine Urne von weißem Marmor gesetzt werden. Der Medailleur Krull hat seinen Kopf in Gips gegossen und wird ihn noch prägen. Nachdem man seinen Leichnam geöfnet, hat man gefunden, daß er an der Brustwassersucht gestorben ist. Was bey anderen Menschen Knorpel ist, ist bey ihm alles Knochen gewesen.

164.

Schlosser an seine Gattin.[1]

Wien, den 16ten Merz 1783.

Liebste Amie! Aus Achtung für die Anverwandte der Generalinn mußte ich heute wieder in die Gesellschaft gehen, wo ich mich schon am Sonntag weidlich ennuirte. Es ging mir auch heut nicht besser. Es giebt hier eine Art von incredulen kleinen Voltairchen, die mich dann ziemlich umschwärmen. Die Wahr-

---

[1] Die vorliegenden Auszüge aus J. G. Schlosser's Briefen an seine Gattin befinden sich in Abschrift dem Briefwechsel zwischen Schlosser und Jacobi beigelegt. Ihr interessanter Inhalt wird ihre Veröffentlichung, denken wir, rechtfertigen.

heit zu sagen, ich könnt' sie stehen lassen; aber es sind gewiße Dinge, worüber ich nicht wohl schweigen kann; wenn man mir einen Poeten lobt, der ein Tropf oder doch armselig ist; wenn man mir einen schlechten oder mittelmäßigen mit einem großen vergleicht; wenn man Unglauben predigt; wenn man meinen Freund schimpft. Bey dem allen kann ich nicht schweigen, wenn ich mit Menschen rede, die weniger sind, als Könige. Bey Königen und dergl. schweig ich überall, außer, wenn sie mich lästern. — Zu dem sind die Wiener, das heißt der größte Theil noch zu excusiren. Sie sind en matière de religion et de philosophie, wie der Jung' ohne Bart, sagt Horaz, der eben aus der Zucht des Preceptors entlassen worden ist! Außerdem kann man auch in großen Städten und in gewissen Cirkeln das nicht haben, wodurch allein das Gefühl der Religion und der ächten Philosophie möglich ist: Genuß seines Herzens. Die wenigsten können das nur ahnden; die wenigsten, gewiß keiner von allen, die ich kenne, hat, was ich in so hohem grade habe, Familienglück. Ihr non plus ultra, außer dem sie nichts ahnden, ist Ehre, Reichthum, was sie ein gutes Haus nennen, Zeitvertreib. Zu allem dem braucht man weder Gott noch Religion, noch ächte Philosophie; und was man zu alle dem braucht, ist so unbedeutend, daß ichs den Leuten nicht verdenke, wenn sie den gröbsten Materialismus verdauen, und mit dem, was man honêteté nennt, sich begnügen können. Setze noch hinzu, was man den Ton der großen Welt heißt; der nie warm, viel weniger entscheidend seyn darf, nie sich auszeichnen darf, nie eine ernste Stimmung geben darf; setze hinzu, daß Mönchswesen, Mönchsgebrauch, Religions-Uebung, wie man sie vordem triebe, so verhaßt ist: „daß alles das so hat weggespottet werden müßen, um eine gewiße Freyheit zu geben, die so nothwendig ist;" und Du wirst Dich nicht mehr wundern, daß man nun gegen die besten und heiligsten Dinge so ganz gleichgültig ist; so mehr als gleich-

gültig! Ich habe die auffallendesten Erfahrungen von der Wahrheit dieser Bemerkung gemacht — und unter den tausend Ursachen, warum ich nicht hier leben möchte, warum ich mich mit ganzer Seele wieder nach Haus sehne, ist auch diese! — — —

Auch liegt eine gewiße Last von Despotismus auf den Leuten, die sie überall drückt. Nicht Despotismus des Kaisers, sondern seiner Untergötter. Alle die genies und damit ich nicht den stolzen Nahmen entheilige, wenigstens die gute und halb gute Köpfe sind an die Collegia, oder gar unter die Glieder der Collegien als Secretaire vertheilt. Jene müßen den Presidenten, diese gar den Räthen die cour machen und werden so ziemlich als Subalterne tractirt. Die Profeßoren sind gar unter Swietens Zuchtruthe, und müßen den als ihren Gott verehren. Jeder von den ganz und halb Großen kann in diesem seinen Cirkel den Despoten machen; und was das für einen Einfluß hat, wie das ein ewiges Seitenblicken und hin- und Herblicken verursacht, kannst Du Dir denken! Und das seh ich aus so einem Blick obenhin. Setze noch hinzu, daß der Kaiser mehr als einmahl auf eine sehr beleidigende Art declarirt hat, daß er seine Diener nach bloßer Willkühr entlaßen könnte, daß ers auch schon gethan hat, daß jede caprice in ihm oder seinen Presidenten, jedes kleine Uebersehen der bravsten Leute schon demissionen nachgezogen hat, daß also alles, was von den Wißenschaften lebt, nur eine precaire Existenz hat, und sage, wie kann da eine männliche Seele denkbar seyn? — Ich fühl hier schon den Einfluß der Athmosphäre! —

Donnerstag den 20. Merz.

Der große Reitgaul der panegiristen, das ist der Lobredner, ist die Toleranz; die drehen sie die kreutz und quer, beleuchten sie von hinten und von vorne, sehen hinein, heraus, drumherum, drüber, drunter, singen drüber, predigen, setzen sie

auf Noten, kurz sie gehen so erbärmlich damit um, daß man fast lieber verfolgt als um den Preiß tolleriert werden mögte! Sonnenfels gar! was der nicht alles davon sagt; und alles war nicht einen halben Groschen werth! Er wollt sogar das Wort herrschende Religion verbannt wißen, und dafür sagen, National-Religion! Es ist mir ein drückender Gedanke zu sehen, welch ein großes Lärm man daraus macht, daß ein Despot sagen kan und sagt, ich will Euch beten laßen, wie ihr wollt. — — — —

Nach Tische fuhren wir auf des Fürst Kaunitz Schloß, wo wir ihn reiten sahen. Das war eine wahre Comedie. Der Fürst ist etliche und siebenzig Jahre alt. Er reitet aber noch alle Tage auf seiner Bahn, und giebt sich dabey die lächerlichsten airs. — Ehe ich Dir weiter erzähle, muß ich Dir eine lächerliche Anekdote mittheilen, die mir von ihm erzählt worden ist. Als Brokmann hierher kam, und er soviel gutes von ihm hörte, lies er ihn einmahl kommen. Der acteur kam voll Erwartung und stund etliche Stunden im Vorzimmer. Endlich kam Kaunitz und fertigte die andern Leute ab. Wie er zu ihm kam, sagt er: Brokmann, mach' er sich eine griechische Stirn, wie ich sie habe, die römischen taugen nichts, und so kehrte er um und ließ ihn voll Erstaunen von sich. Du erinnerst Dich noch aus der Geschichte meiner ersten visite bey ihm, was ich über seine kleine Stirne schrieb. Das muß ich aber wiederruhfen. Er hat eine Stirne, wie andre, allein um eine griechische Stirne zu haben, läßt er sich die Peruke bis an die Nasenwurzel setzen. — Nun dann, den Mann mit der griechischen Stirne habe ich reiten sehen. Er demeniert sich auf dem Pferde, wie ein Besessener. Wenn er rechts oder links drehen will, zieht er die Zügel mit vollem Arm hinüber, und wenn er passirt, so legt er sich fast ganz zurück; doch sagt er uns voll Selbstgefühl, als wir eins von seinen Pferden lobten: voilà comme il faut faire; on ne doit jamais voir comment le cheval est gou–

verné, qui le voit faire doit croire que c'est par un ressort interieur qu'il fait les tours. Ein andermahl sagt er uns: c'est l'art de dresser ce cheval qui le fait paroitre. — Dann fuhr er heim und wir sahen seine Ställe und seine Bildergalerie. Diese ist wirklich schön. — — — — — — —

165.

Schlosser an Dohm.[1])

Den 11. Febr. 93.

Ich habe heute einen Brief von Ihnen gelesen, liebster D., von einem Gegenstand, der mich immer traurig macht, wenn ich dran denke, und den ich doch nicht aus meinen Gedanken verbannen kann. Alle die Gemeinpläze, die man darüber sagen kann, vom Steigen und Fallen der Menschen, Glückswechsel u. s. w. fallen mir dabey nicht ein, rühren mich dabey nicht, trösten mich nicht. Nichts denke ich dabei, als warum ich das erleben mußte; warum ich fallen mußte in das Jahrhundert und dann suche ich in meinem Herzen und in meiner Erinnerung, ob dann noch jemand auf der Welt ist, mit dem ich die Luft athmen mag. Ich poetisire nicht! Wenn ich nicht Weib und Kind hätte, ich wäre wahrlich schon weit wohin geflohen von der Grenze der Pest! Mich dünkt, es ist nun nichts mehr scheuslich genug, was man von den Menschen nicht erwarten könnte. Carl der 1. fiel strafbar, fiel gegen alles Recht. Aber doch war er mit den Waffen in der Hand gefunden worden. Ludwig hätte seinem Volke die Hände geküßt, wenn es ihn von der

---

[1]) Abschriftlich aus J.'s Nachlaß.

Sclaverey des Adels und der Pfaffen befreyt hätte und wenn es von wahrem Patriotismus entflammt gewesen wäre. Das zeigen alle Schritte, die er that. Und hat er sich im Anfang nach fremder Hülfe gesehnt, hat er sie nachher gewünscht, so wars nicht, um Despot zu werden, sondern um eine Constitution zu schaffen, die nicht die Factionen, sondern der Patriotismus schriebe. Sie wissen, was ich oft Ihnen sagte, daß ohne Volkstugend mich das alles, was geschahe, nicht freuen könnte. Aber daß es so teuflisch würde, dachte ich doch nicht. Ich war für den Nachruhm, für die Unsterblichkeit meines Nahmens nie sehr besorgt, wünschte sie nie, vielleicht, weil ich nichts in mir fühlte, das mich ihrer werth machen könnte. Aber nun würde es mich sogar betrüben, wenn ich erwarten könnte, in künftigen Zeiten, als Zeitgenoß dieser Barbaren genannt zu werden, die um so viel mehr Barbaren sind, je mehr sie sich das Ansehen geben, ihre Barbarei in Form und Methode zu kleiden.

Was wird aber am Ende aus dem Ding alle werden? Ich glaube, die Nation, daß heißt der noch erträgliche Theil der Nation wird aus seinem stupiden Schlummer ehe nicht erwachen, bis ein großes Mißgeschick sie erschüttert. Nur die Fanfaronaden der jezt herrschenden Faction halten sie oben. Was sollen wir aber zu einer Nation sagen, in welcher die Besten so verstummen, in welcher so viele Provinzen, Städte, Menschen von den Pyrenäen bis an den Rhein, sich durch eine einzige Stadt, die in ihren Lastern und in ihrer weichlichen Raserey ersoffen ist, mehr als sclavisch beherrschen laßen?

Gebe nur ein guter Genius dem in den Augen von Europa für Regent von Frankreich anzusehenden Comte de Provence und coalirten Mächten ein, jezt durch ein weiseres, billigeres bescheideneres Manifest, den noch halb gesunden, verscheuchten Theil der Nation an sich zu ziehen.

Wenn ich eine Wendung vorzuschlagen hätte, die die erste Sottise gut machen könnte, so würde ich etwa sagen: die allenthalben in Frankreich verübten Gewaltthätigkeiten haben uns im vorigen Jahr besorgen laßen, daß die ganze Nation alles Gefühl für Recht und Unrecht verlohren hätte. Der Tod Ludwigs hat uns nun überzeugt, daß es nur eine blutige Faction ist, welche die Nation in Ketten hält und blendet. Wir kennen diese Faction. Wir kommen blos diese zu zerstören, und unsere Armeen sollen ein Zufluchtsort für alle die seyn, welche unter dem jetzigen Drucke seufzen und mit ihres Königs Meuchelmörderisch vergossenem Blut kaum ihre geheime Thränen zu vermischen wagen. Wir wissen auch, daß die Glieder der N. C. nicht frey sind; wißen, daß die jetzigen Tyrannen Frankreichs die Municipalitäten, deren freye Wahl sie versprachen, ein und absetzen, wie sie wollen; wißen, daß der größte Theil der Nationalgarden erzwungen ist, daß die Bürger, welchen man mit Freyheit schmeichelte wie Sclaven entwaffnet, und jeder Seufzer nach dem gemeinen Wohl, nach Recht und Gerechtigkeit, jedes Wort, das die Greuelthaten der Tyrannen Frankreichs mißbilligt, als ein Verbrechen angesehn wird. Wir werden also die Bösen auch wohl zu finden wißen, werden blos sie die Rache unserer gerechten Waffen fühlen laßen und erst dann, wann die Nation frey athmen kann, ihre freye Stimme, zu einer gerechten und anwendbaren Constitution aufrufen u. s. w. In dem Ton und Geist wird ein Manifest gewiß gute Wirkung thun. Wird's wieder eine Dragoner-Predigt, dann werden Sie sehen, daß die Verzweiflung bald Ludwigs Blut vergessen machen und die 1792er Schicksale erneuern wird. —— Doch warum mit Ihnen immer Politik und nur Politik? Ich der ich Ihnen so oft des treusten Freundes Wort nach Aachen, nach Cölln, nach Münster in meinem Herzen zurief, und so lang keins schriebe! Ich habe doch nicht zu viel auf Sie und Ihre beste Frau gezählt,

wenn ich mir immer sagte: kann D. je an mir zweiflen? Und damit schwieg ich immer und tändelte so fort. Denn glauben Sie ja nicht, daß mich Geschäfte abgehalten hätten. Ich habe Gottlob nichts zu thun, das ist, so gut als nichts. Gerade das macht aber, daß ich meinen besten Freunden weniger schreibe. Sonst waren solche Briefe Erholungen. Jezt brauche ich keine, weil ich meinen ganzen Tag zubringe, wie ich mag. Warum sind Sie jezt uns nicht näher? Warum die Dßld.[2]) nicht, die Volser[2]) nicht. Um diese leide ich und sorge ich viel, zumahl nach der dem Ganzen so nützlichen Wendung, welche die Tollkühnheit des Lasters erzwungen hat! Gegenwärtig und abwesend sind Sie mir aber sehr lieb, das müßen Sie wissen, und was hat jezt noch unser Einer in der Welt, wenn er sich nicht an die wenigen edlen Menschen anschließt, die diese Zeit noch übrig gelassen hat? Nur um dieser willen mag ich unter dem Mond noch umherschauen, sonst gehen alle meine Blicke über das Grab hinaus und wohl mir, daß ich dort die Morgenröthe einer neuen Sonne mit Zuversicht sehe. Leben Sie wohl

Ihr

S.

---

2) Die Düsseldorfer und Vaelser (die Jacobi'sche und Clermont'sche Familie).

166.

Auszug eines Briefes von Wilhelm v. Humboldt an die Frau Doctorinn Reimarus in Hamburg.[1])

Paris den 25. Decemb. 1800.

rue St. Honoré nr. 88 hôtel de Vauban, près de la place Vendôme.

Meine Rückreise nach Deutschland ist für dies Jahr wieder vereitelt worden. Meine Frau hatte den Sommer so einsam in ihrem Hause verleben müßen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie schon im Herbst aus Paris zu führen; ich selbst benutzte noch den Winter hier für mancherlei Arbeiten, und es ist auch schön, die vaterländischen Fluren im Glanze des Frühlings wieder zu sehen.

Bis dahin lebe ich hier wenigstens nicht wie ein Reisender. Ich treibe mich wenig, weder in der Stadt, noch in Gesellschaften herum, und sehe nur die wenigen Menschen, die mich interessiren. Wenn dies in irgend einer Epoche in Paris zu thun erlaubt ist, so ist es, glaube ich, in der jetzigen. Denn wie brach in diesem Augenblick alles, was man hier Köpfe und Talente nennen kann, liegt, wie hohl alles, wie man es auch anschlagen mag, widerklingt, welche Geistesunfruchtbarkeit jeden Fremden, der auch nur Geistesbeweglichkeit hat, in seine vier Mauren zurückschrecken muß — der Oede im Herzen mit keinem Wort zu gedenken — davon kann man freylich einen vollständigen Begriff haben, wenn man die französischen Journale kennt, aber einen anschaulichen Gottlob! nur in Paris selbst. Sie sehen, daß ich das Glück, in der Hauptstadt der Welt zu leben, nicht zu hoch anschlage. Indessen müßen Sie mich darum

---

1) Abschriftlich im S.'schen Nachlaß.

auch nicht zu sehr bedauren. Denn die Franzosen behalten als Nation immer eine Liebenswürdigkeit, und die ungeheure Stadt ein Gewühl, wodurch jeder, dem es nicht ganz an Regbarkeit und Beobachtungsgabe fehlt, in nicht geringem Grade schadlos gehalten wird.

Die Staël ist seit einigen Tagen wieder hier, und da sie jetzt recht leidlich deutsch gelernt hat, so hat sie dadurch an Interesse für mich gewonnen. Es ist immer ein belehrender Versuch zu sehen, wie deutsche Producte auf sie wirken. Sie ist gewiß sehr weit entfernt, schon jetzt in den Kern einzudringen, sie hat noch manche Vorurtheile abzulegen, aber sie ist doch vollkommen dahin gelangt, einzusehen, daß, was in der deutschen Litteratur Eigenthümlich genannt werden kann, in einer andern Welt liegt, als in die sich je ein Franzose verstiegen hätte. Sie ist sogar so sehr davon überzeugt, daß eine fast unüberspringbare Kluft diese beiden Gebiete von einander absondert, daß sie mir neulich mit ausdrücklichen Worten sagte, daß fremdes Blut wie in ihr dazu nothwendig sey, es nur zu suchen — ein Geständniß, was merkwürdig genug ist, wenn Sie bedenken, wie wenig Werth sonst sie und ihre Coterie auf den Ehrennamen der Fremden legen, mit der man sie nur zu oft belegt hat.

Würklich aber glaube ich, daß die wenigstens etwas verschiedene Wendung, welche der französische Geist in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts genommen hat, und ohne die die Revolution nie möglich gewesen seyn würde, im eigentlichsten Verstande von fremdem Blute herrührt. Wie viel man auch bloßer Nachahmung der englischen Literatur zuschreiben mag, so ist es doch sicher, daß der erste und einzige, der einen eigentlichen Stoß gegeben, der es wenigstens zur Mode gemacht hat, Natur an die Stelle von Convention und Empfindung an die Stelle des bloßen Vernünftelns zu setzen, Roußeau also, ein Fremder gewesen ist. Man hat diesen unglücklichen Mann fast immer

nur als ein philosophisches Wunderthier behandelt, aber fast nie weder den Einfluß, den er ausgeübt, noch die Umstände, die ihn gebildet, einer ernsthaften Untersuchung gewürdigt, und doch bleibt er wenigstens die merkwürdigste Erscheinung Frankreichs in diesem Jahrhundert. Wenigstens hat keine Nation einen Schriftsteller aufzuweisen, der mit ihm verglichen werden, und wenn er nicht gewesen wäre, gleichsam seine Stelle vertreten könnte, und wenn man sehen will, wie französischer Geist und französische Sprache zugleich schön und so eigenthümlich, daß jede Nachahmung scheitert, behandelt werden können, so weiß ich nur seine Schriften zu nennen. Was die Stael, um auf sie wieder zurück zu kommen, merkwürdig macht, rühret größtentheils von ihm her, und sie hat wenigstens Aufrichtigkeit genug, es anzuerkennen und nicht, wie jetzt fast allgemeiner Ton ist, zu verleugnen.

Denn es ist in der That lächerlich, wie die jetzigen Dichterlinge und Kritiker (ich erinnere sie nur an den mercure) dem Zeitalter Ludwigs des XIV. wie die Lerchen der Sonne zu fliegen, und doch wäre diese Sonne noch wohl zu erreichen ohne ein Adler zu seyn. Doch sind sie so weit gekommen, selbst einzusehen, daß, da ihr eigener Boden zu unfruchtbar ist, sie Streifereien auf fremdem machen müßen. Seit Voltairen haben sie Engländer und neuerlich auch Deutsche geplündert, jetzt aber gestehen sie auch gedrückt die Nothwendigkeit davon ein. Dies wird und kann nicht ewig dauern. Es müßen und es werden Genies aufstehen, die auch in Frankreich in Philosophie und Kunst eine Revolution machen, aber bis das geschieht, wird ein französisches Buch für keinen, der Frankreich kennt, eine neue Erscheinung seyn. Bis dahin läßt sich alles, was geschehen kann, wie eine Maschine berechnen.

Was haben sie zu Stollbergs Bekehrung gesagt? Er hat sich doch dabey wenigstens als einen Mann bewiesen, der einer

edeln Aufopferung fähig ist. Das einzige, was dabey nicht im vortheilhaften Licht erscheint, ist, dünkt mich, seine Philosophie, und von der habe ich nie viel erwartet. Glauben sie auch, daß ein Mann, der jetzt wieder hier ist, zu seinem Entschluß bestimmt mitgewirkt hat. Ich habe diesen Mann hier zwar nur einmal, aber sehr ausführlich gesprochen, und es hat mir geschienen, als neigte er sich wenigstens sehr zu religiösen Ideen im Ganzen hin.

Jacobi wird sehr böse auf mich seyn. Er hat mir vor Monaten einen überaus interessanten Brief geschrieben, und ich habe ihn nicht beantwortet. Aber dieser Brief enthielt auch nichts weniger als eine metaphysische Herausforderung, und wie soll auf eine solche ein Reisender antworten, der aus Spanien kommt, wo die Metaphysik mit Feuer verfolgt, und in Frankreich lebt, wo sie in Wasser ertränkt wird. Hätte er nur noch gestern Abend mit mir einer metaphysischen Vorlesung, die hier doch zu den besten gehört, beygewohnt, so würde er finden, daß selbst Fichtes absolutes Ich hier ganz relativ und empirisch werden würde. Doch habe ich endlich viel zu einer Antwort vorbereitet. Ich habe nicht bloß Jacobi's Brief an Fichte nochmals gelesen und studirt, sondern auch von neuem es mit der Fichteschen Philosophie versucht. Jacobi's Brief an F. hat mir sehr große Freude gemacht. Jeder Unpartheiische muß bekennen und eingestehen, daß Jacobi, seitdem er philosophirt, einem eigenen und demselben Gang von Ideen folgt, und daß er in der Vollendung und deutlichen Entwicklung dieser Ideen Fortschritte macht. Ich wenigstens habe nie sein System so sicher und richtig, als durch diese Schrift aufgefaßt. Er hat ferner gezeigt, daß er nicht bloß ein raisonnirender und speculirender, sondern ein wahrhaft metaphysischer Kopf ist, ich meyne, daß er sich seine philosophische Bedürfniße nicht durch Worte und Scheingründe befriedigen läßt, da er gegen Kant von Anfang an gesagt

hat, worauf man jetzt fast allgemein zurückkommt. Nur darüber habe ich nicht mit mir fertig werden können, wie sich seine Ideen zu einer möglichen Metaphysik überhaupt, ja auch nur zur Fichteschen verhalten. Darüber hätte ich ihm Fragen und Zweifel vorlegen mögen, und dazu habe ich noch nicht kommen können. Sollte er jetzt, wie ich fast vermuthe in Hamburg seyn, so haben Sie doch die Güte ihm dies zu sagen und ihn herzlich von mir zu grüßen. —

167.

Gräfin Luise Stolberg an Jacobi.[1])

W(indebye) 1. April (1805).

Ich danke Ihnen, liebster Freund, für die Mittheilung dieses interessanten Briefes, der mich auf's neue erfreuet hat. Die Beschreibung dieser bunten, lermigten Opernhölle ist recht meisterhaft; dieser ganz sinnlichen Menschen, denen Condillac die Philosophie gründete und beendigte, weil er alles, was sie an sich, nicht in sich, erfahren, darstellte; da ihnen das Bedürfnis, das ahnden des Unsichtbaren, moralisch Vollkomnen, übersinnlichen fehlt, sie nur wie Schmetterlinge flattern, nicht

---

[1]) Wir glaubten diesen Brief der geistvollen Frau, unstreitig der bedeutendsten in dem ganzen holsteinschen Kreise, nicht vorenthalten zu sollen. Er lag dem vorhergehenden bei, und ist nach der Lektüre dieses letzteren 1805 geschrieben. Leider ist er der einzige Brief der Gräfin Luise Stolberg, welcher im Nachlaß J.'s sich vorfand. Da die Gräfin mit Jacobi und seinen Schwestern viele Jahre hindurch im Briefwechsel stand, so könnte das Fehlen der Briefe nur durch deren Zurückgabe erklärt werden. Fast wahrscheinlicher erscheint es uns aber, daß die Briefe einen Theil derjenigen Papiere ausmachen, die nach Lene Jacobi's Tode laut ihrer testamentarischen Bestimmung verbrannt werden mußten.

wie Adler sich empor schwingen, von Blumen Honig saugen, nicht Sonnenlicht trinken. Daher ihr Mangel an Ruhe, an Innigkeit, an Fülle. Sie leben außer sich, und sind gedrungen, alles mit Worten oder Werken darzustellen, was in ihnen vorgehet — im inneren Unsichtbaren können sie so wenig dauren als die Kinder im Dunkeln.

Was Humboldt p. 7 oben sagt[2]), ist wohl zu algemein. Pascal und Fenelon waren wohl Ausnamen. Aus ihnen athmet wirklich ächte erhabene Sitlichkeit — es sey denn, daß die Beziehung ihrer Sitlichkeit und sein Grund H. nicht behagte. O! predigen Sie ja, lieber edler Phylosoph, mit Ihrem lebendigen Ahndungs- und Glaubenskräftigen Geiste den lebendigen Gott — den Urquell alles Daseins, von dem wir sind und zu dem wir unsrer Natur nach hinstreben. Ohne diese Centralsonne aller menschlichen Bestrebungen, aller moralischen tendenz drehen wir uns wie Herschels neu entdeckten Systheme um einen leeren Mittelpunkt. Sehr schön ist was Humboldt von der Besonnenheit der Fr. sagt, wobey mir natürlich was J. P.[3]) in der Estetik über Bewußtsein und Besonnenheit sagt, einfält — jene hat ihr Wesen in der inneren und unsichtbaren Welt. Je versinnl. (?) eingefleischter ein Mensch ist, je leichter wird ihm die Besonnenheit. Aber das muß man doch sagen, daß unsere versinnl. (?) vertannapfelten Menschen nie so zu Hause sind in ihrer Welt, als der Fr. in der seinigen. — Nur der Wilde ist es noch mehr, und hat noch mehr seine physische Natur in seiner Gewalt. Aber genug hiervon und für Sie zu viel. — Ich umarme Sie und die Schwestern mit alter unwan-

---

2) Bezieht sich ohne Zweifel auf die Aeußerung H.'s, daß in Rousseau's Schriften allein französischer Geist und Sprache zugleich schön und ganz eigenthümlich behandelt seien.

3) Jean Paul.

delbarer Liebe. Kommt so bald als möglich und schreibt mir die Pläne sobald Ihr könnt.

Semper idem.

Liebe Lene, herzlichen Dank für Ihren Brief. Die Nachricht von Lulu hat mich sehr betrübt, also nehme ich die Hofnung, die ich brachte, wieder mit. — wie beklage ich Lulu, ich war nun so sicher. Daß Ihr Arm sich bessert, ist mir große Freude — Möchte ich sie alle wenigstens mit dem Trost, daß sie wohl sind, wieder sehen und — verlassen. Ade, meine liebe Lene, ade, das Wort wird mir immer schwerer und doch ist's ja nur auf ein zwar länger verschobenes, aber dann auch gewisseres Wiedersehen[4]. Von Amalia[5]) die besten heitersten Nachrichten — welche Kälte. Hensler[6]) ist nicht schlechter.

L. St.

---

4) Jacobi und die seinigen verließen bekanntlich im Frühjahr 1805 Holstein, um nach München überzusiedeln. Die Worte der Gräfin sollten sich erfüllen. Unsres Wissens haben sie sich auf Erden nicht mehr wiedergesehen. Die treue Freundschaft aber haben beide Theile bis an's Ende gepflegt und heilig gehalten.

5) Gemeint ist wohl Amalia Gräfin Münster, eine Freundin Jacobi's und vielgeprüfte Frau; sie lebte damals in Kiel.

6) Der berühmte Arzt und Professor der Medicin zu Kiel.

168.

Nicolovius über Fichte (Theil eines Briefs von Nicolovius an Lotte Jacobi).

(Aus Königsberg 1807) [1])

Unter der Menge von Fremden, die der Sturm der Zeit an unsere ferne Küste geworfen hat, ist mir Fichte einer der merkwürdigsten geworden, und oft habe ich den Onkel zu uns zaubern wollen. Er ist total anders als ich nach allen Schilderungen ihn mir gedacht habe; ich war sehr gegen ihn eingenommen, ich bemäntelte dies nicht, aber dennoch entstand zwischen uns ein Band, woran ich Freude hatte. Sein kräftiger Kopf steht gleich ganz da, aber sein eben so kräftiges Herz ist versteckt. Jammer Schade, daß diese kraftvolle, gewaltige Natur in ihrem Wachsthum gehemmt ist und einen Krebsschaden in sich trägt, der immer mehr ihre edelsten Theile verzehrt. Fichte der Philosoph ist in meinen Augen ein Heuchler, ein Betrüger seiner selbst und der Welt. Jacobi und Schelling haben ihn geschlagen, seine alte Wahrheit ihm genommen und er will dies nicht wissen, nicht gestehen, und wird so täglich mehr ein Deutler und Heuchler, und muß auf diesem Wege vor sich und der Welt zu Schanden werden. Könnte dieser energische Mensch sich dies klar machen, und aufhören philosophischer Schriftsteller

---

[1]) Das vorliegende Brief-Fragment befindet sich in Abschrift im J.'schen Nachlasse. Es ist undatirt. Das Datum läßt sich aber leicht aus Fichte's Leben bestimmen. Fichte kam, Berlin in Folge der Schlachten bei Jena und Auerstädt verlassend, am 21. Octob. 1806 in Königsberg an, wo er durch Nicolovius' Vermittlung als Professor Anstellung fand und Vorlesungen hielt. Am 13. Juni 1807 flüchtete er, um den einrückenden Franzosen zu entgehen, erst nach Memel, dann nach Kopenhagen. Vgl. Fichte's Leben von seinem Sohne. 1862 I, 370, 390.

zu seyn, er würde in neuer Kraft, in ganz neuem Glanz auftreten, und ganz neue Ehre erlangen. Wollte er politischer Autor werden für unsere Zeit, er würde groß seyn. In ein hiesiges Journal hat er einen Aufsatz über Macchiavel, begeistert durch diesen großen Schriftsteller, den er hier erst recht kennen lernte, und, was die Form anlangt, durch Goethens Winkelmann, drucken lassen, und ich nenne es ein Meisterstück. Alle wahrhaft energischen Schriftsteller ziehen ihn an; so arbeitete er hier auch fleißig am Dante. Hobbes habe ich ihm als einen verwandten Geist empfohlen. Er kennt ihn gar nicht. Daß er Jacobi nicht kennt, nennt er eine Lücke seines Lebens. Er ging eben damit um, ein: Fichte an Jacobi zu Widerlegung des: Jacobi an Fichte zu schreiben, (besser spät als niemals, sagte er) als ein neuer Sturm ihn von uns riß. Sein Abschied von mir war rührend, und sein Brief aus Copenhagen ist es mir auch. Jetzt ist er wieder in Berlin, das er sehr liebt. Sein Aeußeres ist komisch, klein, putzig und dabey voll Ausdruck eines heftigen Charakters. Finden Sie, liebe Tante Lotte, daß dies Alles nichts für Sie ist, so bedenken Sie, daß ich Sie mir immer zusammen mit dem Onkel und T. Lene denke. — —

169.

Reinhard an Joh. Friedr. Jacobi zu Aachen.[1])

Falkenlust, d. 9ten May 1808.

Um von der Trift zur Herde überzugehen, laßen Sie mich von dem Schaaf und dem Widder sprechen, die unserer Heerde entgangen sind. Ich habe mit Schlegeln[2]) diesen Winter über viel Umgang gehabt. Ich habe seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seinen tiefen Scharfsinn, seinen geläuterten und veredelten Geschmack schätzen gelernt. Auch in Rücksicht auf seinen Charakter hatt' ich, in Verhältniß der Prävention, die ich zu überwinden hatte, mir eine zwar nicht durchaus vortheilhafte, aber gemilderte Meinung geformt. Intimität war nie zwischen uns; eine gewiße Fremdheit schien er bey seinen fast täglichen Besuchen geflißentlich beyzubehalten. In Rücksicht auf seine religiöse Meinungen war er ohne Verstellung. Doch ohne sie auszukramen. Ich empfahl ihn Hr. Lameth, der seine frühere Geschichte in Deutschland zu kennen schien; er hatte mich darum gebeten. Vor ungefehr 14 Tagen reiste er ab, nach Dresden zum rendez Vous mit seinem Bruder Wilhelm August, und wie es scheint mit einer Aussicht auf eine Stelle in Wien. Kurz darauf erscheint der Artikel über seine Bekehrung in der Cöllnischen franz. Zeitung und nun aus ihr auch im Moniteur.

---

1) Abschriftlich. Joh. Friedrich Jacobi war der älteste Sohn Friedrich Heinrich's. Er war Kaufmann zu Aachen, und spielte bei der französischen Occupation als Präfektur-Rath und Stellvertreter des Präfekten eine bedeutende Rolle, indem er im Besitze des Vertrauens sowohl seiner Mitbürger, als auch der französischen Regierung, manches Uebel von der Stadt fernzuhalten vermochte.

2) Friedrich Schlegel, der bis 1808 in Cöln lebte. Falkenlust, das Schlößchen, wo Reinhard damals lebte, liegt in der Nähe von Brühl bei Cöln.

Großer Jammer bey seiner Frau und bey seinen Freunden, Patronen oder Jüngern, denn sie sind halb das eine, halb das andere. H. S. ist schon seit lange katholisch; er hat am vorigen Ostern blos eine Pflicht erfüllt, die seine Religion ihm vorschreibt. S. Uebertritt ist Gewißens-Sache — ihm blos persönlich; die Welt sollt' und braucht ihn nicht zu wißen.

Nun die Frage: Was will dieser Mensch? — Nach seiner Geschichte, seinen Studien, seiner ganzen Anlage im heutigen Gange der allgemeinen teutschen literarischen, philosophischen, politischen und religiösen Anarchie kann ich mir seine Meinung und Entstehung wohl erklären; als Speculation, wer wehrt's? aber nicht seinen Uebertritt. Dieser setzt entweder, wenn er ehrlich geschehen ist, Tollheit, oder im andern Fall tiefe Plane und Zusammenhang mit tiefen Planen voraus. Und doch, wenn mich nicht alles trügt, kommen diese nicht aus dem allgemeinen Mittelpunkt aller heutigen Impulsionen. Was dies alles bedeute, kann folglich nur die Zeit entwickeln. Persöhnlich unangenehm ist mir die Sache, eben darum, weil ich, in der Ueberzeugung, daß von bloßer Speculation die Rede wäre, vielleicht zu nachsichtig gewesen war. Einer seiner Freunde hat mir seitdem um seinen Schritt zu erklären und zu rechtfertigen eine Recension von Sch. über Stolbergs Geschichte der Religion J. Ch. zugeschickt, die Sie nach einiger Zeit in den Heidelbergischen Jahrbüchern lesen werden. Diese Recension voll tiefer Gelehrsamkeit und der feinsten Gewandheit ist katholischer als die Katholiken selbst; — sie ist durchaus als die Apologie seines eigenen Schritts anzusehen. Sie trägt mit Klarheit und Stärke selbst die Gründe dagegen vor; aber in den Antworten dagegen ist so viel petitio principii, und eine solche altschlegelsche Anmaßung, daß eben dadurch diese ganze Geschichte mir im höchsten Grade verdächtig geworden ist. Dazu kommt eine so heftige Bitterkeit oder eine so wegwerfende Nichtachtung gegen die Gegner seiner Meinung,

was mir in Unterredungen sehr oft aufgefallen war, daß das Apostaten-Gefühl gar nicht zu verkennen ist. Ich wünsche, daß Sie Ihren Vater auf jene Recension aufmerksam machen möchten, die in jeder Rücksicht ihn intereßiren muß . . . . . .

N. S. Noch muß ich Ihnen sagen, daß Fr. Schlegel seinen Bekehrer bekehrt hat. Er gieng zu einem katholischen Geistlichen viele Tage lang um sich alle seine Zweifel benehmen zu laßen. Dieser hatte selbst Zweifel. Aber Hr. Schlegels Gelehrsamkeit und überlegener Scharfsinn siegten, und der Katechet ward vom Katechumenen in seinem Glauben befestigt. Ist dies nicht ein herrliches Kapitel in einer Heiligen-Legende?

170.

Reinhard an Friedrich Heinrich Jacobi.[1]

Falkenlust, den 17. Juny 1808.

Vanderbourg, mein liebster Jacobi, hat mir Ihre Einweihungs-Rede[2] übergeben in der Voraussetzung, daß er in diesem Geschenk Ihre Absicht erfülle, und ich freue mich durch Ihren Brief an meine Frau zu erfahren, daß seine Voraussetzung richtig war. Es that mir im Herzen wohl, in dieser Schrift wieder einmal die Sprache zu lesen, die ich verstehe und die ich sonst von allen Guten und Vernünftigen verstanden glaubte. Daß dies nicht ist, daß Muth erfordert wird Worte wie die Ihrigen auszusprechen, daß auf die Verwirrung des neuen Babels

---

[1] Abschriftlich. Wir rücken diesen Brief erst hier, und nicht unter die Briefe von und an Jacobi, wohin er eigentlich gehört, ein, weil er mit dem vorhergehenden in engem Zusammenhange steht.

[2] „Ueber gelehrte Gesellschaften".

der neue gewaltige Jäger seine Herrschaft gründet, ist ein furchtbares Zeichen der Zeit.

Unter denjenigen, in deren Munde Sie oft Ihre eigenen Reden vernehmen mögen, ohne Ihren Geist in ihnen zu erkennen, gehört auch Fr. Schlegel, über deßen Uebertritt zum Catholicismus Sie nähere Aufschlüße zu erhalten wünschen. Nach dem, was ich hierüber an Ihren Sohn in Aachen geschrieben habe, und was er Ihnen vermuthlich mitgetheilt hat, nach den Bemerkungen meiner Frau in ihrem Brief an Lene, bleibt mir wenig mehr zu sagen übrig. Indeßen will ich, soweit ich es vermag, Ihre Neugierde über eine Erscheinung befriedigen, die mir selbst von mehr als einer Seite merkwürdig geworden ist.

Ich lernte vor 3 Jahren auf meiner Durchreise durch Cölln Schl. persönlich kennen. Ich hielt ihn für eine Art von Ueberläufer, der, weil seine Speculation auf litterarischen Ruhm und Einfluß in Deutschland misglückt wäre, diesen entfremdeten Boden zu einer neuen Speculation gewählt hätte, und die Außenlinien seines Charakters schienen mir vollkommen mit der Zeichnung übereinzustimmen, die Lafontaine davon, ich weiß nicht mehr in welchem seiner Romane, giebt. Alle seine Catholischen Tendenzen fand ich wie in seinen Schriften so in dem Munde seiner Schüler; und einem unter ihnen, einem Manne von nicht geringen Vorzügen des Geistes und des Herzens, gab ich sehr offen meinen Verdacht zu erkennen, diese Sonderbarkeiten könnten irgend einem sehr gehäßigen und sehr weit eingreifenden Plane zur Decke dienen, zu deßen Ausführung Schl. in der großen Fabrik aller solcher Plane seine Rolle möchte erhalten haben. Diesem Verdacht mußte ich, da ich ihn bey meinem letzten Aufenthalt in Cölln näher kennen lernte, völlig entsagen. Ich fand an ihm einen feinen sehr gewandten Kopf; aber, trotz einem gewißen äußern Firniß, durchaus keinen gewandten Charakter; eine leidenschaftliche sehr reitzbare Eigenliebe, wie sie nur

der Schreibpult gebiert und nährt; Haß und Zuneigung, wie sie durchaus ohne politische Rücksichten, nur litterarischer oder philosophischer Sekten-Geist erzeugen konnte, endlich eine Geringschätzung der neusten Entwickelungen der Weltbegebenheiten, die bewies, daß sie seinen Ansichten im innersten widerstrebten. Zugleich faßte ich wahre Achtung für seine vielseitigen seltenen Kenntniße; sein edler geläuterter Styl, schien mir für den Zusammenhang und die Reife seines Ideen-Systems zu bürgen, und wenn hinter den gefälligen Formen auch oft Rechthaberei und Eigendünkel sich barg, wenn im Gespräch die Urtheile schroffer und absprechender wurden, als in der Schrift, wenn das Bestreben, den Schlegel des Athenäums mit dem der Heidelbergischen Jahrbücher in Einklang zu zeigen, sich unverkennbar aussprach, so schien mir dies menschlich und ich erklärte es aus der gewöhnlichen Politik aller Prätendenten, die, wenn auch den Umständen sich fügend, dennoch ihren Kronen auch die alten Ansprüche nicht vergeben dürfen. Nach dieser im Ganzen sehr günstigen Meynung beurtheilt' ich auch seine Uebertreibungen zu Gunsten des Catholicismus. Wenn mir auffallend war, daß er die Heiligkeit der Reliquien, die der drey Könige aus Morgenland, in Schutz nahm, wenigstens, setzt' er hinzu, in so weit man ihre Aechtheit bis zu den Zeiten Constantins hinauf verfolgen könnte; wenn er noch vor seiner Recension jeden Tadler der Stolbergischen Bibel-Exegese bitter tadelte, wenn Luther und der Dichter, der ihn zum Helden eines freylich schlechten Trauerspiels[3]) machte, ihm ein Gräuel waren; wenn er selbst mit einem in ganz entgegengesetzter Tendenz gearbeiteten Trauerspiel, Karl V., sich beschäftigte; so sah ich darin nichts, als eine durch Widerspruch exaltirte aesthetisch poetische Ansicht, höchstens die

---

3) Zach. Werner's Martin Luther oder die Weihe der Kraft erschien 1807.

Ueberzeugung, daß das immer negirende, immer mehr und mehr erkältende und erkaltende Lutherthum den Bedürfnißen der Zeit und der Gemüther nicht mehr genüge, und für sein Trauerspiel verschaffte ich ihm Bücher aus der öffentlichen Bibliothek zu Brüssel. Indeßen, wiewohl ihm, wie das bisher gesagte Ihnen beweisen wird, durchaus keine Verstellung gegen uns schuld zu geben ist, wich er doch allen näheren Erklärungen über seine Ansichten absichtlich aus. Selbst da ich ihn bei Vorlesung seiner mir sehr intereßanten Schrift über indische Sprachen und Systeme dazu aufforderte. Ueber eine fortlaufende, immer sich wiederholende Offenbarung war ich mit ihm einverstanden, und wiewohl wir in unseren Folgerungen weit von einander abgingen, schienen mir doch, da er den Charakter dieser Offenbarung in helle innere Anschauung setzte, auch die seinigen ihn durchaus nicht dahin führen zu müßen, wohin er gekommen ist. Um so überraschter war ich, da ich seinen Uebertritt vernahm, deßen Bekanntmachung, wie seine Freunde und seine Schüler versichern, durchaus gegen seinen Willen geschah. Catholisch sey er seit mehr als einem Jahre. Die heilige Handlung, die die Kirche vorschreibe, habe er um Ostern verrichtet, und diese habe die Publicität veranlaßt. Schl. habe durchaus nicht gewollt, daß um einer Sache, die ihm heilig aber durchaus individuel sey, die Welt wißen solle. Daß die Bekanntmachung mit seiner Reise zusammen treffe, sey Zufall und eben dieses Zusammentreffen sey für ihn höchst unangenehm.

Um mich in den Stand zu setzen das Problem zu lösen, wie einem aufgeklärten unterrichteten nicht Leibes- und Seelenkranken Protestanten das Catholischwerden Gewißenssache werden könne (denn daß es für Schl. Gewißenssache gewesen sey, behaupten seine Schüler fest und theuer), wurde mir seine Recension der Stolb. Bibel im Mnscrpt. geschickt. Diese werden und müßen Sie lesen. Sie ist voll tiefer Gelehrsamkeit und der feinsten

Dialektik, wie wohl kein Schwärmer ihrer fähig ist. Aber zugleich ist sie voll jener altschlegelschen Präsumtion, die sich besonders im verächtlichen Wegwerfen deßen äußert, was man nicht beantworten kann oder will. Die Einwürfe gegen das Catholischwerden sind richtig dargestellt; aber die vornehme Antwort reducirt sich darauf, daß der Standpunct der Frage nicht verstanden werde. Sonst ist Schl. catholischer als die Catholiken; die ganze seit lange verlaßene allegorische und symbolische Exegese der Kirchenväter nimmt er in Schutz. Dazu kommt die Tradition, der Hauptverbindungs Punkt seines ganzen Systems.

Ich habe Ihnen gesagt, und Sie werden auch aus jener Recension ersehen, daß Schl. eine esoterische Lehre hat. Diese kann ich Ihnen nicht aus seinem Munde mittheilen, ich gehörte nicht zu den Geweihten; aber aus dem Munde seiner Schüler kann ich Ihnen Bruchstücke geben. Religion (wie Sie wißen) steht zwischen Philosophie und Poesie in der Mitte; in ihr begegnen sich beyde. Sie muß nun wieder aus der Philosophie hervorgehen. Die neueste Philosophie hat die Deutschen schon eine weite Strecke ihr entgegen geführt. Denn der ewige Kreislauf ist vom Glauben zum Raisoniren, vom Raisoniren zum Nichts, vom Nichts zum Bedürfniß und zur Wiederherstellung des Guten und Wahren, das immer das Alte ist. Die Christl. Religion ist von jeher gewesen; Christus hat sie wieder hergestellt; die catholische Kirche seine Lehre durch Tradition und Offenbarung rein und lauter erhalten. Ihr Cultus voll Poesie und ihre Sacramente voll Philosophie sind wesentlich. Aus den tiefsten Tiefen der Philosophie gehen die Geheimniße der Dreyeinigkeit, die Transsubstantiation theils demonstrirbar, theils erklärbar hervor. Sie sind Symbolik und Wesen zugleich. Ein Analogon für die Dreyeinigkeit (der Mittelpunkt aller Offenbarung) findet sich in der Schellingschen, für die Transsubstantionen in der Fichtischen Philosophie; aber beyde sind nicht die

ächten; nur die Schlegelsche Philosophie ist es; sie hat den Schlüßel zu allem, et nous verrons.

Hier haben Sie, mein lieber J., was ich von Schl. weiß. Er scheint durch den Vorhof der Ruchlosigkeit ins Heiligthum eingegangen, wie der Lügner endlich an seine Lügen glaubt, durch den Widerspruch der Einen, durch den Beyfall der andern, durch einseitig auf einen Punkt bezogenes Studium, in den vom Zeitgeist und vom Bedürfniß accreditirten paradoxien bis zur Ueberzeugung gestärkt und zugleich Betrogener und Betrüger zu seyn. Welches von beyden er überwiegend seyn werde, werden die Umstände bestimmen. —

171.

Jacobs an Thiersch.[1])

Gotha d. 19. März 1811.

Mein Theuerster Freund! wie viel Freude hat mir der Anblick Ihrer Hand und der Inhalt Ihres Briefes gemacht. Sie haben mich überzeugt, daß die Gefahr vorüber ist; und indem ich dieses schreibe sind Sie vielleicht Ihrer vollkommenen Wiederherstellung nahe. Ich danke dem Himmel dafür. Wären Sie das Opfer dieses infamen Attentats geworden, ich hätte mich nie zufrieden gegeben. Nun ist auch dieses mißlungen — das letzte, ärgste — und es ist zu erwarten, daß man dergleichen nicht wieder wagen wird. Im Anfange glaubte ich, daß das Attentat

---

[1]) Abschriftlich in Jacobi's Nachlaß. Vgl. oben Jacobi an Voß Nr. 111. Bd. II, S. 39 und Anm. 1. ebds. Thiersch war 1809 durch Niethammer's und Jacobs' Bemühungen nach München an's Gymnasium berufen worden. Gegen ihn war die Wuth der Aretinischen Parthei bis zum Mordversuch gegangen. Vgl. Thiersch Leben von H. Thiersch. 1866. Bd. I.

vielleicht aus Privatrache entstanden, daß sie vielleicht die That eines Studenten sey, der sich von Ihnen beleidigt geglaubt hätte; nun ich aber höre, daß die aretinische Parthey mit gewohnter Unverschämtheit Sie selbst zum Thäter machen will, bin ich vollkommen überzeugt worden, daß sie von einem jener Catilinianer verübt worden. Was stimmt auch beßer zusammen, als nahmenlose Pasquillen schmieden, im Rücken verleumden, und von hinten zu morden? So weit erhebt sich der Muth dieser Biedern! Früher meynten sie uns mit ihrer Feder zu schlagen; da sie aber bald merken mußten, daß unsere Federn etwas beßer zugeschnitten waren als die ihrigen, schliffen sie Dolche. Ich erinnere mich jetzt recht gut Ihrer ahndungsvollen Worte an dem Hause des Ruß. Gesandten; aber nie hätte ich ihre Erfüllung geglaubt. So ist aber immer unsere Gutmüthigkeit getäuscht worden. Immer meinten wir der Gipfel des Unsinns und der Bosheit sey erstiegen; man könne nicht weiter gehen; und dann übertraffen sie sich doch noch. Und eine solche Rotte will die Ehre des Vaterlandes retten!

Als ich früher Zweifel äußerte, daß die Catilinianer die That gethan, ließ mir Weishaupt sagen: er wundere sich über meine Gutmüthigkeit. Man müßte von dieser Rotte immer das schlimmste denken, wenn man das rechte treffen wollte. — Jetzt zweifle ich nicht mehr. Sie wußten zu gut, daß sie, denen bis jetzt alles und alles ungestraft geblieben war, auch noch mehr wagen durften, ohne die Hand einer Gerechtigkeit zu fürchten, die ihre Wage aus A. Händen empfängt und das Vaterland zu ehren und zu rächen glaubt, wenn sie Ehre und Leben unschuldiger, eifriger, redlicher Männer opfert, weil sie Ausländer sind. Wenn ich an alles das denke, so ergreift mich eine solche Indignation, daß ich Ihnen nur gleich rathen möchte, diesen Ort zu verlaßen, der schlimmer als ein Kerker ist, ihren Staub von den Füßen zu schütteln, und dieses verderbte Volk der Rache des

Himmels zu überlaßen. Nicht um der Einzelnen willen, die Pasquille und Dolche schmieden, solcher giebt es auch anderwärts; sondern um derentwillen, die sich durch Gleichgültigkeit oder durch tückische Schadenfreude zu Theilnehmern der Verbrechen machen, und die Bosheit, die sie selbst nicht begehen, an andern mit Beyfall belohnen. Auch dieses bestraft sich. Im Auslande, wo man nicht so billig wie wir unterscheidet, mischt man den Hehler mit dem Dieb, und klagt die Nation und die Regierung an, die sich so leidend verhält. Auch von diesem Assasinat wird das Gericht nichts herausbringen, wie eifrig es sich auch anstellen mag; aber es wird ein Tag kommen, wo sich der böse Gährungsstoff in dem Innern dieser Rotte entzünden, und wo das Ganze auseinander fallen, und die ganze innere Schändlichkeit durch ihre eigenen Angaben offenbar werden wird. Dieser Tag wird gewiß kommen und wir wollen ihn ruhig erwarten. Wir haben uns gegen Bayern nichts vorzuwerfen, unsere Absichten sind redlich auf den Ruhm der Nation gerichtet gewesen; wir haben uns weder Eigennutz noch Mangel an Eifer vorzuwerfen. Die Wahrheit hat immer auf unserer Seite gestanden, keine Lüge, keine Sophisterey ist über unsere Zunge gekommen; wie aber unsere Gegner? Welches Verbrechen haben sie unversucht gelaßen — die „Biedern," „die Bescheidenen," „die ächten Patrioten," „die Bayerschen Herzen"? Ich muß abbrechen, mein Unwille läßt mich nicht fortfahren. —

172.

Jacobs an Böttiger. [1])

Gotha d. 18. Juni 1811.

Mein verehrtester Freund!

Allerdings ist in unserm Briefwechsel eine große Lücke gerißen worden; diesesmal aber nicht durch meine Schuld — obschon ich bekenne, der saumseligste aller Correspondenten zu seyn — sondern durch die Ihrige, die Sie der allergewissenhafteste sind. Es ist jetzt länger als 12 Monate, daß ich dem General Thielemann einen Brief an Sie mitgab, in welchem ich von Ihnen aufgefordert ausführlich und gewißenhaft über unsre ganze Lage und vornehmlich die Ursachen der Verstimmung der Baiern gegen die fremden berichtet hatte. Auf diesen Brief haben Sie mir nie mit einer Zeile geantwortet, und ich würde sogar vermuthen müßen, daß er Ihnen nie zu Händen gekommen, wenn ich nicht durch Döring das Gegentheil wüßte. Wären Sie ein Correspondent von meiner Art, so würde mir dies nicht aufgefallen seyn; aber so that es Ihrem wohlbehaupteten Ruhm der strengsten Gewissenhaftigkeit Schaden bey mir. Ich sah in Ihrem Schweigen die kluge Vorsicht eines Mannes, der die Gegenparthey geflissentlich schont; und wie sich auch in München während des kurzen Triumpfs der Catilinarier einige weitläuftige Bekannten unserer entäußerten, um nicht die Strafe des Hoch- und Staatsverräther zu theilen, so mußte ich auch, nicht

---

[1]) Abschriftlich im J.schen Nachlaß. — Karl Aug. Böttiger, geb. 8. Juni 1760 in Reichenbach, 1794 Consistorialrath und Direktor des Gymnasiums in Weimar, seit 1804 in Dresden, wo er am 17. Novbr. 1835 starb. Verfasser vieler archäologischer Schriften, sowie der „Litterarische Zustände und Zeitgenossen“ 2 Bde., eines Buches, das viel Klatsch und wenig Wahrheit enthält.

ohne Schmerzen, eine solche Entäußerung bey denen vermuthen, die sich statt bey dem ruchlosesten und infamsten aller Prozesse, wenigstens mit Indignation, wenn auch nur privatim zu äußern, in ein vorsichtiges Schweigen einhüllten. Es ärgerte mich nun gegen mich selbst, mich ausführlich über einen Gegenstand ausgesprochen zu haben, bey dem mir das Bewußtseyn der vollkommensten Unschuld für meine Person Trost genug war, den ich aber in Rücksicht meiner verunglimpften Freunde, vornehmlich auf meinen alten vortrefflichen, tiefgekränkten Jacobi, vor aller Augen und Urtheil in das rechte Licht hätte gesetzt sehen mögen. Damals that es mir weh, wenn mir vornehmlich aus Sachsen Nachrichten zukamen, daß man dort mehr an die ἀρετὴν eines Aretin glaubte — den Baiern selbst nur als einen listigen und liederlichen Intriganten kennt — als an die eines Jacobi, des reinsten und edelsten Menschen, den die Erde trägt, und gegen dessen tiefe Weisheit und Tugend all der Titel- und Notizen-Prunk eines Aretin wie lose Spreu verfliegt. Damals that mir das weh — um der Sache willen; auch jetzt thut es mir noch weh — um meiner sächsischen Landsleute und Glaubensgenossen willen, die die frechsten Lästerungen des Protestantismus, der das Palladium ihrer Bildung und Freyheit ist, mit einer selbst wohlgesinnten Baiern verächtlichen Gleichgültigkeit zu ertragen wußten. In Baiern hat die Sache einen für uns vollkommen günstigen Ausgang gewonnen. Nachdem die Aretinische Parthey alle Ränke der Verleumdung und Lüge angewendet hatte, um uns bey dem Könige, dem franz. Kaiser und seinen Generälen als Meuter anzuzeigen, hat A. von der Regierung aufgefodert, seine Insinuationen zu beweißen, verstummen, München verlaßen, und seinen bequemen Posten mit einem abhängigen und allen seinen Neigungen widerstrebenden Amte vertauschen müßen. Die, welche er der Aechtung geweiht hatte, stehen in größern Ehren als je, und nach oftmals wiederholten Aeuße-

rungen des Königs, würde es auch mir verstattet seyn jeden Tag nach München zurück zu kehren und meinen Platz in der Akademie unter vortheilhaften Bedingungen wieder einzunehmen.

Was ich in der Kladde meines Berichtes über Hardts Catal. Mss. gr. den Sie zu lesen wünschen, zusammen finden kann, lege ich Ihnen hier bey; zu derselben gehört ein starker Fascikel Anmerkungen, die in dem Archiv der Akd. d. W. liegen. Gegen diesen Bericht, in welchem ich die durchgängige Nichtswürdigkeit des H. Cataloges mit einigen hundert Beyspielen — die von den 1000 andern, welche die Anmerkungen enthalten ausgewählt sind — belegt habe, trat der edle Freyherr [2]) in der nächstfolgenden Sitzung mit einer Recension dieses Catalogs auf, die von Ihnen, ich weiß nicht in welches Blatt eingesendet worden, und in welcher Hardt's Verdienste und seine Genauigkeit eben so hoch erhoben werden, als sie von mir herabgesetzt worden waren. Diese Recension machte auf die Anwesenden einigen Eindruck zu meinem Nachtheil, den ich indeß bald austilgte, indem ich zu bemerken bat, daß während sich mein Urtheil auf die genauesten und gewissenhafteste Einsicht der Codd. und mehreren tausend Beyspielen von groben Fehlern gründe, die mitgetheilte Recension nicht wohl anders etwas seyn könne, als eine wohlwollende Anzeige eines empfohlenen Buchs, und zum Theil der Nachhall jener Empfehlung des Freyherrn, der wie ich bewiesen habe, nie den Catalog eingesehen, oder irgend ein Mspt. mit der Beschreibung verglichen habe. Diese Bemerkung machte nicht nur den edlen Freyherrn verstummen, sondern führte auch die Beisitzer der Commißion auf ihre erste Meynung zurück, daß man am besten thue, das ganze theure Machwerk zu vernichten;

---

[2]) Aretin, der Oberbibliothekar war.

und Westenrieder lag mir dringend an in München zu bleiben und diesen ganzen Catalog umzuarbeiten. Es war zu spät. Ich konnte ihm nur mit Thränen in den Augen danken und mußte 3 Tage darauf München mit seinen Schätzen und vielen mir theuren und geliebten Freunden verlaßen, mit dem Bewußtseyn durch mein festes Beharren auf den einmal gefaßten Entschluß der guten Sache einigen Vorschub zu thun.

Es gereicht mir zu keiner geringen Beruhigung, mit freundschaftlichen Gesinnungen aus B. entlassen zu seyn. In meinem Herzen ist kein Groll gegen dieses Land, und ich habe nie eine Zeile drucken lassen, die, so leicht es mir gewesen sein würde, ein nachtheiliges Licht auf die Nation hätte werfen können. Der König, der Kronprinz, die Minister haben alles für mich gethan, was ich nur wünschen konnte, und ich werde nie des Abschieds vergessen, den ich vom König genommen, und seiner vielen gnädigen Worte — nachdem ich doch alle Anerbietungen von mir gewiesen — und seine Aeußerung, daß, wenn mich ja mein jetziger Entschluß gereuen sollte, ich zurückkommen möchte, und seine Arme sollten mir immer offen stehen. Aehnliches hat er seitdem öfterer gegen den Kronprinzen, der mir aufrichtig wohl will, und gegen meine Freunde geäußert. Auch unter den Baiern sind mir Freunde geblieben. Eine Anzahl meiner esoterischen Schüler, deren mehrere in Schulämtern angestellt sind, andere in Heidelberg, noch andere in Leipzig studieren, sind mir von Herzen zugethan, und ich erhalte oft Briefe von ihnen, welche Eingebungen ihrer Liebe sind. So bin ich noch immer durch manichfaltige Bande mit Baiern vereinigt, und es wird mich nie gereuen, auf jenem vulkanischen Boden manichfaltige Erfahrungen gesammelt und Verhältnisse kennen gelernt zu haben, die man im Auslande oder als bloßer Reisender gar nicht faßen lernt. Vor allem ist es mir ein unschätzbarer Gewinn, drey Jahre in der Nähe und in der innigsten Freundschaft mit Jacobi gelebt zu haben, ein

Gewinn gegen den alle Unannehmlichkeiten in gar keinen Betracht kommen. Auch würde ich mich nie zur Trennung von ihm entschloßen haben, hätte nicht meine gereitzte Empfindlichkeit in einem Streite mit dem Studienhof mir diesen raschen Entschluß aufgedrungen, bey dem zu beharren mir die Ehre gebot, da die Gegenparthey sogleich verbreitete, ich denke nicht an das Weggehen, sondern suche nur höheren Rang und Gehalt. So riß ich mir und meinem alten ehrwürdigen Freund eine Wunde, die noch blutet, und deren Schmerz nur erst jetzt durch die günstigen Ereignisse in M., vornehmlich Aretins Exil, das man dort richtiger betrachtet, als in der Fremde, ein wenig gemildert worden. Es ist schon der Mühe werth, zwei solche Menschen wie Jacobi und Aretin — d. h. das edelste und nichtswürdigste — in solcher Nähe gesehen, und dem einen zur Seite, dem andern gegenüber, nicht ohne Ehre und guten Erfolg gestritten zu haben. Meine Neigung ist immer auf Ruhe und Verborgenheit gerichtet gewesen, da ich aber einmal auf einen stürmischen Schauplatz gerißen werden sollte, so ist es mir lieb, daß es gerade dieser war. Nicht erst für künftig, schon jetzt ist mir die Erinnerung daran ein Ergötzen. —

Briefe

den Uebertritt Fr. Leop. v. Stolberg's zum Katholicismus

betreffend.

Daß wir die nachfolgenden Briefe, den Uebertritt Fr. L. von Stolberg's zum Katholicismus betreffend, veröffentlichen, möchte vielleicht von Manchen anstößig, von Andern überflüssig gefunden werden. Es wird deßhalb nöthig sein, mit einigen Worten die Gründe darzulegen, welche den Herausgeber veranlaßt haben, diese Schriftstücke zu veröffentlichen.

Dieselben fanden sich in einem Convolut des Jacobischen Nachlasses vereinigt vor, offenbar schon von Jacobi selbst zusammengestellt. Sie bilden eine vollständige Sammlung aller der Aktenstücke, welche auf Jacobi's Verhältniß zu dem Religionswechsel Stolberg's Bezug haben. Schon dadurch wurden sie wichtig. Denn jenes Ereigniß spielt, wie man nicht leugnen kann, eine Rolle in Jacobi's Leben, und hat ihm Anlaß gegeben, sich über mancherlei Verhältnisse in einer Weise auszusprechen, wie er es sonst nirgends gethan hat. Schon deßhalb schien es angezeigt, jetzt, nachdem diese ganze Sache in das mildernde Licht einer entfernten historischen Begebenheit getreten ist, in einer Sammlung von Briefen, deren Hauptinteresse doch in Jacobi selbst sich concentrirt, sie nicht wegzulassen. Zwar hat Jacobi selbst den Abdruck dieser Briefe dem Herausgeber des „Auserlesenen Briefwechsels“, Fr. v. Roth, ausdrücklich untersagt, da ihre erste Veröffentlichung ganz wider seinen Willen und zu seiner höchsten Mißbilligung geschehen war. Allein seitdem sind mehr als 40 Jahre verflossen. Damals lebte zwar Stolberg

selbst nicht mehr, wohl aber seine Gattin. Die Rücksicht auf sie, welche zu jener Zeit Jacobi und den Herausgeber seines Briefwechsels band, besteht heute nicht mehr. Die Angelegenheit, von welcher die Briefe handeln, ist nicht mehr eine Sache, die man persönlich, die man nur noch historisch betrachten kann.

Hätte es dem Herausgeber aber auch noch zweifelhaft sein können, ob er die Briefe veröffentlichen solle oder nicht, so würden ihn Ueberlegungen andrer Art vollends zur Publication haben bestimmen müssen.

Gerade diejenigen Briefe nämlich, welche Jacobi am rückhaltlosesten und leidenschaftlichsten zeigen, sind schon mehrfach veröffentlicht worden. Die Briefe Jacobi's an Gräfin Sophie Stolberg, an Graf Holmer und an F. L. Stolberg (Nr. 174, 175, 176 unsrer Sammlung) sind zuerst in den „Neuen theologischen Annalen" im Sommer 1802 erschienen. Eben ihre wider Jacobi's Wissen und Willen erfolgte Veröffentlichung veranlaßte Jacobi zu seiner Erklärung (Nr. 186), welche sowohl die Wärme und Tiefe seines Gemüths, als auch die ganze Edelsinnigkeit und Noblesse seines Charakters zeigt, der sich nicht scheut, Fehler einzugestehen, aber doch seine innere Ueberzeugung festzuhalten weiß. — Nachher sind jene drei Briefe nochmals in dem unter Voß' und Paulus' Inspiration von Dr. Schott herausgegebenen Buche: „Voß und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunklung." Stuttgart 1820 S. 204 ff. erschienen. Endlich hat sie Gelzer in seiner „Geschichte der deutschen Nationallitteratur nach ethischen und religiösen Gesichtspunkten" Bd. II, 464 ff. etwas abgekürzt abgedruckt. Waren sie also auf diese Weise schon längst öffentlich bekannt geworden, so schien uns Jacobi nur dadurch gewinnen zu können, daß sie nun hier im Zusammenhange mit andern Briefen erscheinen, wodurch sie erst an ihre richtige Stelle gerückt werden.

Endlich aber gab noch ein letzter Grund den Ausschlag.

Der Herausgeber war schon früher auf den Uebertritt Stolberg's zum Katholicismus als auf ein bedeutsames, aber noch nicht genügend erklärtes Zeichen jener Zeit aufmerksam geworden. Die Materialien des Jacobi'schen Nachlasses boten mancherlei Aufschluß über die Motive und Gründe, welche jenes Ereigniß herbeigeführt hatten. Werthvolle Mittheilungen von A. von Hennings, dem Schwager von J. A. H. Reimarus, über denselben Gegenstand, welche der Herausgeber der Güte des Herrn Professor Wattenbach in Heidelberg verdankt, gaben ihm die letzte Bestätigung seiner Ansichten. Es war seine Absicht, diesen Gegenstand in einer kleinen Schrift zu behandeln. Die nachfolgenden Aktenstücke sollten dabei als Anhang abgedruckt werden. Die ungünstigen Verhältnisse aber, in denen der Herausgeber sich zur Zeit befindet, machten die Ausführung dieses Vorhabens zunächst leider unmöglich. Er entschloß sich deßhalb, die Briefe an diesem Orte zu veröffentlichen. Und dieß um so lieber, als, wie schon gesagt, jenes Ereigniß in Jacobi's Leben eine wichtige Episode bildet, und die Briefe darüber dieser Sammlung nicht fehlen durften, sollte sie nicht eine empfindliche Lücke zeigen. —

173.

Gräfin Sophia Stolberg an Jacobi.

(von J.'s Hand: empf. Sonnabend 2. Aug. 1800, beantw. denselb. Vorm.)

„Ich habe es, deucht mich, nie so gefühlt wie jezt, wie sehr und mit welcher Liebe mein Herz an Ihnen hängt — seit meiner Zurückkunft sah ich Sie nie, dachte nie an Sie ohne tiefen eigenen Schmerz über unsere bevorstehende Trennung, und ohne wahre Zerreissung des Herzens, im Mitgefühl des Schmerzes, der auf Sie wartet. Die Abschrift der Briefe meines Mannes an den Bischof und Holmer wird Ihnen die Veranlassung dieser Empfindungen sagen — vielleicht ist Ihnen ihr Inhalt auch nicht ganz unerwartet. Wie könnte ich Ihnen, lieber theurer Freund, die Gründe meiner Ueberzeugung vorzulegen auch nur versuchen? sie liegen tief im Innersten meines Herzens, und nur zu lange habe ich ihnen vielleicht aus Menschenfurcht wiederstanden; ich sage vielleicht — denn wer kennt sein Herz ganz, und wer kann sagen, was die Furcht vor dem Mißfallen so vieler, die man ehrt und liebt, vermag! — Stolberg ließ sich durch nichts abhalten, sobald er nach langem Forschen, Prüfen, Untersuchen, Zweifeln die Ueberzeugung hatte, die Gott allein geben kann und die höher ist denn alle Vernunft. O daß Ihnen auch bey dieser Gelegenheit das Herz Ihres Freundes in seiner ganzen Tiefe und Größe, seine nach Wahrheit dürstende Seele in ihrer ganzen kindlichen Einfalt ganz offenbar

werden könnten! Sie würden ihn auch da, wo Sie ihn Ihrer Ansicht der Dinge nach nicht billigen können, noch mehr achten, noch inniger lieben als bisher. — Daß Ihr Herz gegen ihn dasselbe bleiben wird, das weiß ich, aber ich wollte Ihnen und ihm jede anscheinende Kälte auf Ihrer Seite, jede Verlegenheit auf der Seinigen, die Ihr Herz oder das seinige verletzen könnte, ersparen. Darum machte ich Sie jetzt schon, um Sie vorzubereiten, in diesem Augenblicke, wo es mir so schwer wird, zum Vertrauten unseres Geheimnisses. Der Bischof wünscht, daß es so lange wir noch hier sind, nicht bekannt werde. Ich bitte also Sie und Lene um die äußerste Verschwiegenheit; was ich Ihnen gesagt, sage ich auch ihr. Und nun lassen Sie mich nur noch Eines hinzusetzen, mein theurer geliebter Freund, seit dem Tage, an welchem ich meiner inneren Ueberzeugung folgend, mich mit kindlichem Glauben unterwarf, ist eine Ruhe und Frieden in meine Seele gekommen, der selbst durch die Furcht vor allem, was jezt uns auch bevorsteht, selbst durch den bittern Schmerz über so viele Loßreissungen, an denen mein Herz so lange ich lebe bluten wird, nicht gestört werden kann. indem ich diese Zeilen schreibe, wird jedes peinliche Gefühl noch lebhafter. Aber wenn wir auch durch den Raum getrennt werden, so bleibt mein Herz doch mit der innigsten Liebe erfüllt — und mit der festen Zuversicht, daß auch Sie unser Freund bleiben werden.

Sophie Stolberg.

Als Anlage liegen diesem Briefe folgende von Jacobi's Hand abgeschriebene Stellen der oben erwähnten Briefe Stolberg's an den Bischof und Holmer bei:

Aus Stolb. Briefe aus Carlsbad an den Bischof, worin er um seine Entlaß. bat.

„— Schon seit verschiedenen Jahren ward ich von Reli-

gionsskrupeln beunruhigt. Unerschüttert in meinem Glauben an das Evangelium, sah ich das System der Religionsparthey, welche sich die evangelische nennt, und in welcher ich gebohren ward, einstürzen. Ich ward zur Prüfung des wahren Christenthums veranlaßt, und fand es in der katholischen Kirche. Ich habe lange geprüft, und spät, mit vollkommenster Ueberzeugung, welche meine Frau mit mir theilt, den großen Schritt gethan, der mich zum Mitgliede dieser Kirche macht. Als solcher kann ich nicht Präsident eines lutherischen Consistorii, noch auch, da ich verehlicht bin, Domherr bleiben. — — — — — — Die Erziehung meiner Kinder macht es mir überdem zur Pflicht nach einem anderen Wohnort hinzuziehen.

Aus einem Briefe von St. an Graf Holmer, ebenfalls aus Carlsbad, mit Abschrift des Briefes an d. Bischof.

„— — — — Lesen Sie diese Abschrift, theurer, edler Freund! und bleiben Sie mein th. edl. Freund! Sie werden es, denn es kann Ihnen nie schwer seyn, sich in den Fall eines andern zu denken, welcher seiner Ueberzeugung folgt und ihr große Opfer bringt.

Daß diese Ueberzeugung das Resultat langer Unruhe, Untersuchung vieler wiedergekehrten und nun durch Gottes Kraft überwundenen Zweifel sey, deß ist Er mir Zeuge.“

174.

Jacobi an Gräfin Sophia Stolberg.[1])

Ich kann es unmöglich für eine redliche Ueberzeugung halten, wenn ein Evangelischer Papist wird. Von dem Papismus steht nicht ein Wort in der Bibel; um Dieses einzusehen bedarf es nur Augen und eines gemeinen menschlichen unverrückten Verstandes. Wer also papistisch oder römisch katholisch wird, der geht aus der Bibel heraus zu etwas anderem, und dieses andere ist bey meinem unglücklichen Stolberg der Tyrannenzepter, der jeden Kopf, der nicht wie der unsere denkt, zerschmettern soll. Er glaubt, der Geist des Menschen müsse wieder in Knechtschaft kommen, und der Buchstabe als Buchstabe ihm überall das Gesetz geben. So meynt auch Paul in Rußland. — Nein, es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemisch von Leidenschaften, die Ihr wohlgefällig in Euren Herzen hegtet und pflegtet, hat allein Euch die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblick so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über Eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und Ihr werdet Eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können. Ein schreckliches, allen Euern Zwecken entgegenwirkendes Beyspiel zur Warnung habt Ihr Verblendeten gegeben; und daß ich nicht lüge, werdet Ihr an Euern eigenen Kindern, wenigstens den älteren, erfahren. Menschenvernunft müßte aufhören Menschenvernunft, Menschenherz müßte aufhören Menschenherz zu seyn, wenn es anders käme.

Was die Römischkatholische Religion zu einer besonderen Religion macht, ist rein ungöttliches Wesen. Denn sie rottet,

---

[1]) Abschriftlich von Jacobi's Hand.

als solche, das Gewissen aus, unterwirft Unheiligem alles Heilige, macht den lebendigen Gott zum Lehnsträger ihrer lächerlichen Götzen, will den engen Wahn ihrer Priesterschaft erhaben wissen über seine unendliche Wahrheit. Darum, wie ich Gott und seine Wahrheit liebe, so haße, so verabscheue ich das Papstthum. Seine Gräuel, das weiß ich, haben nicht verhindert, daß es unter denen, die sich zu der Kirche dieses Namens hielten, weil sie darin geboren und erzogen waren, nicht auch wahrhaft fromme, echt gottselige Menschen gegeben; aber alle diese Menschen schieden in sofern auch nothwendig von dem Papstthum aus; sie schieden um wahrhaft fromme und echt gottselige Menschen zu seyn, eben so davon aus, wie Christus aus dem Judenthum schied, um Christus zu seyn, ohne förmlich seine väterliche Religion abzuschwören. Ebenso schied Sokrates aus dem Heidenthum. Es giebt nur Eine Gemeinschaft aller Heiligen, nur Eine, aber unsichtbare Kirche, zu welcher Christus, Epaminondas, Sokrates, Fenelon, Johann Arndt, Hamann — alle Gott wahrhaft und über alles liebende Seelen, welches Gewand der Meynung, der Gebräuche und Vorurtheile sie auch äußerlich bedecke, in Gott allein und seiner Wahrheit, in seinem ebenso allgegenwärtigen als allein untrüglichen Licht sich versammeln. Darum ist es eine grobe und die schändlichste aller Lügen, daß es nur eine sichtbare Kirche gebe, und keine unsichtbare, weil die sichtbare die einzige wahre sey, und außer ihr kein Heil.

Diese tief ungöttliche, diese wahrhaft überschwenglich atheistische Lehre ist die eigenthümliche, auszeichnende Lehre der Römischkatholischen. Göttlich katholisch ist die entgegengesetzte, die nach dem seligen Hamann sich nicht scheut zu sagen, daß alle förmliche Religion, als solche nur Lama-Dienst, nur ein Kothfressen sey.

Da Sie Sich einer Ueberzeugung rühmen und erfreuen,

die außer aller Vernunft ihren Grund hat, so versteht es sich, daß die Vernunft so wenig Ansprüche an eine solche Ueberzeugung hat, als eine solche Ueberzeugung Ansprüche an Vernunft haben will; jene kann mit dieser, diese mit jener nichts zu schaffen haben. Ich schreibe Ihnen also wahrlich nicht, um auf Ihre Gesinnungen zu wirken. Ich schreibe Ihnen einzig und allein, damit es Ihnen eben so schauderhaft bey dem Gedanken werde, mein Angesicht wieder zu sehen, als es mir schauderhaft wird bey dem Gedanken, das Ihrige und Stolbergs wiederzusehen. Ich werde fliehen und nicht eher nach Eutin zurückkommen, bis ich Sie mit den Ihrigen an Ihrem neuen Wohnorte weiß. Stolbergs Gegenwart würde mich tödten. Nein, mein Auge soll den Blick nicht auf ihn werfen, den es allein auf ihn werfen könnte. In andern Armen will ich über ihn weinen, den so tief, tief, tief Gefallenen. — Gott, ein solcher Mann! — Stolberg mit einem Rosenkranz und einer brennenden oder nicht brennenden Kerze in der Hand, sich mit Weihwasser besprengend, irgend einem Pfaffen die Schleppe tragend; ein: „Gegrüßet seyst du heilige Maria, Mutter Gottes — — bitt' für uns!" mitplappernd — wer weiß, wohl gar einmal in einer Prozession barfuß das Kreuz schleppend, als Büßer. — Alle diese Mummereyen, Andächteleyen und Alfanzereyen, Heiligen- und Hexen- oder Teufels-Kram zu diesem Manne und um denselben! — Es zerreißt mir das Herz. Das Bild will mir nicht weg. Dies nicht und noch ein anderes nicht. Ich sah ein Gemählde: Salomo, von Weibern geschleppt und niedergezogen auf die Knie vor einem Bilde, schwang andächtig das Rauchfaß.

Wir sehen uns nicht wieder.

Eutin, d. 2. Aug. 1800.

F. H. Jacobi.

175.

Jacobi an den Grafen Holmer.[1])

Eutin, d. 5. August 1800.

Eure Excellenz wollen mir erlauben, Ihnen meine gestern, auf das Ansinnen der Gräfinn Chatharina Stolberg gethane mündliche Erklärung, heute noch einmahl schriftlich zu wiederholen.

Ich erkläre also nocheinmal, daß ich von dem, was ich der Gräfinn Sophia am Sonnabend geschrieben, nichts zurücknehmen kann. Ueber die Sache selbst kann ich nie milder urtheilen, und über die Personen könnte ich es nur in dem Fall, wenn mir dargethan würde, daß sie ihre Skrupel unkatholischen und der Sache gewachsenen Personen vorgelegt, mit diesen ruhig untersucht, endlich geprüft, mit einem Worte gestrebt hätten — die Wahrheit, und nicht blos was ihre Lieblingsmeynungen und Lieblingsempfindungen unterstützte und vermehrte, zu finden. Ich glaube mit Zuversicht annehmen zu dürfen, daß dieses nicht geschehen ist. Stolberg wurde ja jedesmal blaß und roth, Stimme und Lippen bebten ihm, wenn nur irgend eine Frage entstand, die seine Lieblingsmeynungen anzufechten von weitem drohte. Oft gerieth er in Feuer und Flammen über einen stummen Gedanken, den er im Anderen blos vermuthete, so daß es oft schwer zu errathen war, mit wem er es zu thun habe. Gräfinn Chatharina weiß dieses sehr wohl und wird sich, unter anderem, erinnern, wie Stolberg vorigen Winter einmal auf Luther schimpfte und schmähte, in dem Trotz einer beliebigen Unwissenheit, die uns allen unbegreiflich schien; denn in dem Grade unwissend und ungerecht hatte selbst der eifrig katholische,

---

[1]) Eigenhändige Abschrift.

wegen seiner Partheylichkeit wider die Reformation und ihre großen Urheber und Beförderer (Gustav Adolph nicht ausgenommen) berüchtigte Geschichtschreiber, Ignaz Schmidt, sich zu zeigen nicht unterstanden. Wie mag nun ein solcher leidenschaftlicher Mann sich rühmen, daß er Jahrelang geprüft, daß er untersucht, daß er endlich sich vollkommen überzeugt habe. — Daß er sich vollkommen überzeugt fühle, daran zweifle ich nicht im mindesten. Aber wie viele Menschen begiengen nicht aus einer solchen gefühlten Ueberzeugung die ärgsten Frevel? Also wenn dieser Grund überall entschuldigen mag, so gibt es kein vernünftiges Urtheil mehr über gute und böse, ehrwürdige und verächtliche Entschließungen; der Wahn hat dann gleiche Rechte mit der Vernunft, oder die Vernunft hat dann überhaupt keine Rechte, kein gültiges Ansehen mehr; ihre Stimme ist ein Unding: wer nur nicht zweifelt, der ist in der Wahrheit. Mir schaudert vor den Folgen einer solchen Toleranz, die eine ausschließende zum Vortheil der Unvernunft wäre. Gleichwohl erkenne auch ich eine Erhebung über die Vernunft. Ich erhebe mich nehmlich über meine menschliche Vernunft, indem ich, Kraft meiner Vernunft, ihren Urheber, eine unabhängige Intelligenz, das ist — die Gottheit denke, die als ein schlechterdings Erstes und Einziges, mir schlechterdings unbegreiflich bleiben muß. Wer auf eine andre Weise, d. i. nicht mit, aus und durch Vernunft, sondern ohne sie und außer ihr mit seinem Dünkel, mit seinen Vorurtheilen sich über sie erhebt, der ist Fanatiker, der verrückt sich, und es hängt von nun an einzig und allein vom Ungefähr seiner Einbildungen, seiner Empfindungen und Gemüthsbewegungen ab, wie und wohin er getrieben werde mit seinem Geiste und Herzen.

Ein Fanatismus, wodurch jemand aus dem Evangelischen Glauben in den Papistischen, aus der Religion in den Bilder- und Zeremonien Dienst zurück getrieben würde, ist mir von

jeher als der ärgste, welcher sich denken ließe, erschienen, und es droht mir selbst mit Verstandesverwirrung, so etwas ungeheueres von einem Manne, wie Stolberg, zu erleben. Es läßt sich diese Erscheinung eines Unmöglichen durchaus nicht anders erklären, als aus der Verzweiflung, das Christenthum gegen die Angriffe einer durch Nachdenken und Geschichtsforschung erweiterten Vernunft zu retten. Einer solchen Untersuchung nicht gewachsen, soll es ihr entfliehen. So ergreift man, dem Christenthum zur Schande und seinen Spöttern zum Triumph, ein System, welches die Unterwerfung der Vernunft unter ein = X minus Unvernunft, aber auch minus Vernunft, die Kirche genannt, verordnet. — In der That wird auf diese Weise durch die That ein Friede zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen Licht und Finsterniß gestiftet, der wohl außer aller Vernunft ist, aber so wahr Gott ein Geist ist und im Geist und in der Wahrheit allein will angebetet seyn, kein höherer, kein Göttlicher?

Ich möchte nicht, daß jemand, dem meine Person auch nur dem Nahmen nach bekannt geworden, mich für tolerant in Absicht eines solchen Fanatismus, einer solchen ebenso unchristlichen als inhumanen Verirrung des Geistes und Herzens halten könnte. Eine solche Toleranz wäre Gleichgültigkeit gegen Vernunft und wahre Religion, das Schlimmste, nach meinem Urtheil, was ein Mensch haben und beweisen kann. Ich werde mich also gegen jedermann über die uns alle erschütternde und beugende Begebenheit, sobald sie öffentlich wird, ebenso bestimmt und nachdrücklich erklären, als ich es in dem Briefe an die Gräfinn Sophia gethan habe, und es in dem gegenwärtigen an Ewer Excellenz thue. Ja ich werde mich durch unausbleibliche Anläße wohl genöthigt finden, noch weiter zu gehen. Es wird dringend, sieht man, der Parthey der Vernunfthasser, welche blinder Unterwürfigkeit und allen Geistesfesseln das Wort

zu reden in den Begebenheiten der Zeit so viel Vorwand, in den Umständen der Zeit so viel Vorschub und Ermunterung finden, die Stirn zu bieten, sich ihnen einmüthiger zu widersetzen, und es nicht zuzulassen, daß Barbarey und Tyranney als ein verlohrenes Kleinod mit Wuth und Gewalt wieder herbeigeschafft und als das einzige Rettungsmittel der Menschheit schamlos angepriesen werden.

Mein Verhältniß mit Stolberg kann daher kein friedliches, folglich auch kein eigentlich freundschaftliches mehr bleiben, und es widerspricht meinem Charakter, ihn hierüber in der Unwissenheit zu lassen.

Mit innigster Ehrfurcht und Liebe

Ew. E. —

176.

Jacobi an den Grafen Fr. L. Stolberg.

Eutin, Sonntag den 10. Aug. 1800.

Ich bin nicht lieblos, Stolberg! Hinge mein Herz weniger an Dir, so hättest Du mein Herz nicht so verwunden, nicht so zerreissen können, wie Du es verwundet und zerrissen hast. Dein Andenken wird mir ewig heilig bleiben. Damit ich es aber so bewahre und behalte, darf ich Dich nicht wiedersehen. Du bist mir weggenommen von der Erde, schone meinen unaussprechlichen Schmerz. Ich habe fliehen wollen vor Deiner Ankunft, und es reut mich, es nicht gethan zu haben, trotz aller Hindernisse, welche die Ausführung dieses Entschlusses schwer machten. Ich kann Dich weder sehen, noch so nahe bey Dir wohnen und Dich nicht sehen — O wer liebt Dich, wer ehrt Dich, wenn nicht ich? — So wollte ich gleich in der vorigen Nacht aufbrechen; Mitleiden mit meiner armen Cläre hat mich

gehalten. Nun ist es beschlossen, daß ich am Freytag mit ihr abreise. Die vier Tage bis dahin, werde ich mich in meinem Hause eingeschlossen halten wie ein Kranker; auch bin ich krank genug. Fort muß ich; und es ist das beste für uns beyde, ja es ist in manchen anderen Rücksichten sogar nöthig. Stöhre also weder meinen Vorsatz noch meine Einsamkeit, begehre nicht, daß ich Abschied von Dir nehme. — Du kannst ja hoffen, daß ich mich mit der Zeit besinnen werde; Du mußt es ja hoffen nach Deiner Denkungsart. Also trage die Gegenwart. Mich selbst drückt ja die schwerere Last. Ich bin ohne Hoffnung, keine Begeisterung unterstützt mich, ich verliehre rein und unersetzlich, mein Schmerz ist lauter Schmerz und erfüllt mich ganz. — Um der alten Liebe willen, vergönne mir die stille Flucht; suche mich nicht, antworte mir nicht. Daß ich unmöglich anders sehen kann, wie ich sehe, und daß diese Ansicht weder durch Worte noch durch Wunder verändert werden könne, muß Dir unbegreiflich scheinen; denn wenn es Dir nur auf irgend eine Art begreiflich scheinen könnte, so wäre alles anders. Ich zürne also nicht, wenn Du mir Leidenschaft und Härte in Deinem Herzen vorwirfst. Gewähre mir nur meine Bitte und es gehe Dir ewig wohl.

F. J.

Sonntag den 10. August 1800.

177.

Graf Holmer an Jacobi.[1]

Je serois venu chez Vouz, mon respectable Ami! pour Vous remercier de vive voix des communications que je dois à Vôtre confiance et que je scais apprecier comme elles le méritent, si obrué par des affaires et distrait par une affluence d'étrangers, j'avois pû gagner le repos necessaire pour accorder une heure tranquille à l'amitié et si je ne craignois de rembrunir encor d'avantage Vôtre imagination par le sentiment de la douleur, qui Nous est commune, au sujet de Nôtre pauvre Ami! Sa présence a donné une nouvelle énergie et pour ainsi dire de l'aliment à ma profonde affliction, puisqu'il ne faut en vérité que le voir, pour le plaindre d'avantage du fanatisme volontaire qui le subjugue.

J'ai pris à cet égard une autre parti que Vous, mon digne Ami! et il me semble que mon coeur s'en trouve mieux. Mais ce sont de ces choses qui ne peuvent se commander que d'après le calcul des propres forces qu'on se sent. J'ai vû St. et je Lui ai dit que je le plaignois de toute mon âme. Les liens qui subsistoient entre Nous se dénouent d'eux mêmes. C'est lui qui les a dechirés en detruisant l'estime qui en faisait la base. Je suis peu content jusqu' ici du Comte Chr.[2] et encor moins de la C. Cath.[3], mais je m'y attendois et rien dorén' avant ne m' étonne. Nôtre pauvre Ami

---

[1] Abschriftlich.

[2] Christian Stolberg.

[3] Gräfin Catharine Stolberg.

abusé Lui même n'est pas catholique; il a troqué la religion de la Pr. Gall.[4] contre la sienne et comme il y a avec le ciel des accommodements, ou Lui a rendue la chose si douce, si facile en Lui laissant encor pour le moment la puissance des principes qui interessoient son coeur. Enfin tout cecy forme un assemblage de séductions et de déraison, qu'on ne gagne pas à démêler. Je sui tristement affecté au possible et mon physique en souffre. C'est pourquoi je compte aussi dans un couple de jours chercher du secours contre moi même à la campagne dans d'autres soins et en m'occupant à dessein premédité d'autres objets. Si je le puis je ne retournerai que lorsqu'il faudra mettre la dernière main à la séparation entre Nous et Nôtre infortuné Ami. Hélas il le sera toujours par lui même et par sa foiblesse et c'est ce qui me fend le coeur.

Reçevéz mon cher et digne Ami les assurances de ma haute consideration et de mon tendre devouement et pardonnéz à ce griffonnage decousû.

H.

ce Lundy. 11. Aout.

178.

Freiherr von Fürstenberg an Jacobi.

Münster 1800 d. 19 ten Aug.

Die Nachricht über den Brief, mein lieber Herr GRath, welchen Sie über die Bekehrung des Gr. v. Stollberg und desselben Gemahlin an diese hochschwangere Frau geschrieben haben,

---

4) Prinzessin Gallizin.

hat mich sehr geschmerzt, betroffen, und ich muß sagen, gedemüthiget: Es fiele mir auf der Stelle der vortreffliche aufsatz im teutschen Museum, Monath. Febr. 1788 ein: Ich kan mir gar nicht denken, daß Sie diesen Brief geschrieben haben: So wenig: daß Ich Ihnen ganz aufrichtig meine unveränderte innige Theilnahme, wahre Hochachtung und Liebe versichern darf.

Ew. Wohlgb.
ganz gehorsamster
v. Fürstenberg.

Ich habe der Fürstin [1]) diesen Brief wörtlich mitgetheilt: sie ist mit mir ganz einverstanden und Empfiehlt sich Ihnen.

179.

Herder an die Gräfin Luise Stolberg.[1])

October 1800.

Ich glaubte mich von Ihnen, vortreffliche, mir ewig theure Frau, ganz vergessen, ja ich glaubte in der Stille noch mehr. Der reine Geist des Christenthums, den ich in den beyden letzten Theilen der christlichen Schriften darzustellen mich bestrebte, von

---

[1]) von Gallizin.

[1]) Abschriftlich im Nachlaß. Der schöne Brief wird allen Verehrern Herder's willkommen sein. — Herder's Beurtheilung der Motive und Geschichte von Stolberg's Uebertritt trifft fast völlig das Richtige. Nur die psychologische Seite des Ereignisses beachtet er nicht genügend. Vgl. weitere Aeußerungen Herder's über denselben Gegenstand: Brief an Joh. Falk, Litter. Wochenblatt 1820 Nr. 29. Gelzer, a. a. O. II, 473. und an Gleim, „Von und an Herder" Ungedruckte Briefe, herausg. v. Düntzer, 1861. I, 281.

dem so mancher Plunder abfällt, den man selbstgefällig für Christenthum hält, noch mehr die metakritischen Schriften, die ich um junge Leute zu retten, deren viele hunderte auf ihre Lebenszeit schon verwahrloset sind, wirklich aus Drang der Pflicht und Ueberzeugung, beynah gezwungen von meinem Gewissen, schrieb; diese Schriften wußte ich, mußten in Ihrem grünen Holstein so mancherley Urtheile über mich veranlassen, daß ich auch in Briefen zu schweigen für das Beste hielt und die Prüferin Zeit zu meiner Fürsprecherin erwählte. Ihr Brief vom 16ten August weckt mich aus diesem Grabesschlummer; und leider noch eine andre Begebenheit, die Ihrem ganzen Kreise von Freunden und Verwandten so viel Schmerz gemacht hat.

Sie bedürfen keines Trostes (den kann ich Ihnen auch nicht geben) wohl aber will ich Ihnen sagen, wie ich die Sache ansehe, vielleicht kommen wir darinn überein: Ohne Zweifel ist's die Reise nach Italien, die den Keim des Uebels tief gelegt hatte. Der Graf ging mit zu voller, gedrängter Seele in dies verführerische Land; Kunst und Alterthum waren ihm zu ferne, zu todte Gegenstände, als daß sie ihn füllen, erwärmen konnten, und so übermannte ihn die imposante Gegenwart des Cultus, der von Constantins Zeiten an so große Denkmale nachgelassen, sich mit dem Clima, mit der majestätisch- oft melancholisch-schönen Majestät Italiens verbunden hat und darinn mit einer matronenartigen Stille zu wirken fortfährt. Der Tod seines Kindes [2]), andere Dinge ohne Zweifel, die ich nicht weiß, gruben diesen Eindruck tiefer ein; die zerrissene, zerfetzte Gestalt unseres Cultus, die oft tollkühne Willkühr, die darinn herrscht, die Ausgelassenheit der Schriftsteller, die setzen und wegräumen, was ihnen behagt, die müssige

---

2) Dasselbe starb auf Ischia.

Unwissenheit und arme Frechheit so vieler unsrer Lehrer, und was weiß ich mehr? stimmten seine bedrängte Brust, im Mysterium als Mysterium durch Resignation Ruhe zu suchen. Hat er solche gefunden, heil ihm! So hat wenigstens der Kampf aufgehört, der in den letzten Jahren ihn so oft bitter, ungerecht, unglücklich gemacht hat; er hat, was er wollte, der Kampf, die Spannung, die Discrepanz mit sich und andern ist zu Ende. Sein Herz wird friedlicher, seine Brust ruhiger werden. Denn seiner Meynung nach ist er im Hafen, aus dem er auf uns, als auf Compaß- und Mastlos umhergeworfene Meerfahrer siehet. Da es dem Herzenskündiger gewiß gleichgültig ist, in welchem Cultus man ihm mit treuem und reinem Herzen dienet; so wollen und können wir das Innere der Sache Ihm überlassen, dem gerechtesten, billigsten Richter. In diesem Betracht ist er — nicht gestorben, sondern hat nur eine Arzeney gesucht, die uns allerdings gefährlich und risquant vorkommt; wir können nichts als wünschen: „werde sie ihm heilsam!" Finde er Ruhe unter einer Bürde, die so viele, viele brave Katholische als das ansehen, was sie ist, ein Bündel von Gebräuchen und Misbräuchen, das Jahrhunderte, dunkle Jahrhunderte zusammengebunden haben. Sehe er, wie jene, von den Misbräuchen weg, und finde mit sich und andern Ruhe, Ruhe!

Das Aeußere ist allerdings mehr zu beklagen. Er hat sich einem Dienst entzogen, wo er, wie ich höre, wegen seiner unpartheyischen Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschenliebe allgemein geliebt war; so viele Thränen, höre ich, sollen selbst bey dem Landmann seinetwegen geflossen seyn, Thränen, die sagen: „wo finden wir ihn wieder?" Vielleicht hätte diese Rücksicht ihn bestimmen sollen zu bleiben, wo er war, und den Menschen hülfreich zu seyn, gewiß der Gottgefälligste Cultus. Indes, auch seine Kirche, die so viel Länder hat, wo man brave Männer braucht, wird ihn mit der Zeit auch nicht geschäftlos lassen.

Wenn die ersten Zeiten der strengen Andacht vorüber sind, wird sein rastloser Geist, der in Unthätigkeit verwelken würde, ihn gewiß antreiben, Gelegenheiten zu suchen oder anzunehmen, in denen er der Menschheit praktisch nützlich seyn kann; seine Freunde müssen und werden ihn (nur nicht zu frühe) dazu aufmuntern, ihm dazu helfen.

Das brüderliche Band endlich zwischen ihm und seinen Freunden ist gar nicht aufgelöst; er hat ein anderes Stockwerk bezogen, wohnt aber mit ihnen in demselben Hause. Denn auch der Katholicismus ist Christenthum; wer könnte dies, wenn er die Schriften Kempis', Taulers und so vieler andren Mystiker oder Fr. de Sales, Fenelons, Palafox u. s. f. lieset, leugnen. Die harte Anmaßung einer allein selig machenden Kirche ist dem Geiste des ächten Protestantismus schnurstracks entgegen; wir lassen sie den Stolzen, die sich mit ihr brüsten. Ich habe so redliche treffliche Katholische gekannt und suche manche davon gewiß noch in jener Welt auf.

Ach, liebe Gräfin, wie sehr steuert unbekannter Weise jetzt Manches dem Papstthume zu, was wir dafür nicht halten. Außer jener frechen Ungebundenheit, die in Meynungen und Sitten sich alles erlaubt, ist der Kantianismus nicht Papismus? Papismus in der solemnesten Weise. Und wer wollte nicht lieber ein bescheiden-frommer Katholik seyn, als ein Gottsetzender Fichtianer?

180.

Jacobi an Gräfin Luise Stolberg. [1])

Eutin, den 10. November 1800.

Ihr Brief vom 31ten, liebe einzige Luise! hat uns tief gerührt. Man fühlt bey jeder Zeile desselben, wie weh Ihnen ist. Ach, daß ich Ihnen helfen, daß ich Sie aufrichten könnte! Ich vermöchte wohl etwas, wenn ich bey Ihnen wäre, aber in die Ferne vermag ich, für Sie, nichts, — Sie werden nicht unterliegen und wir genießen wieder miteinander heitere Tage, deß bin ich gewiß. „Wer lebt verliert" heißt es in einem Schauspiele, und die Antwort ist: „Aber er gewinnt auch!" Ich bin oft traurig gewesen in meinem Leben; so traurig wie ein Mensch es werden kann; und jedesmal hat sich der Grund meines Gemüths davon aufgeheitert; ich bin mächtiger davon geworden in mir selbst. Wie ich Sie kenne, müßten Sie, deucht mich mehr vermögen, als ich je vermocht habe. Alles wird besser werden, wenn nur erst Ihr Stolberg sich allmählig wird besser gefaßt haben. Grüßen Sie ihn aufs herzlichste von mir. Daß er mir aus Bluts-Freundschaft gram wurde, macht mich ihm nicht gram. Wenn ich ihn einmal sprechen und er mit Gelassenheit mich anhören könnte, würde er mir keine Vorwürfe mehr machen.

Herders Brief ist sehr gut, aber alle seine Ursachen machen mir meinen Stolberg noch nicht zum Papisten. Eh' ich es auf irgend eine Art begriffen, und weil ich es begreife, gut seyn lassen kann, muß ich mich von dem Manne erst mehr entfremden. So versöhnet die Zeit, die auch so tröstet. Ein schrecklicher Gedanke! — Und ich sollte sogar auf der Stelle das Herz mir aus der Brust reißen, um nur freundlich reden und umarmen zu können? — Ich konnte es nicht, und kann es noch heute

---

[1]) Abschriftlich.

nicht. Wollt Ihr darum mich von Euch stoßen, so thut es, ich muß es leiden. Noch ist mir wie vor drey Monaten, wie am 2ten August, da ich Sophiens Brief erhielt. Mein Stolberg konnte nicht katholisch werden, kann nicht katholisch seyn; und meinen Stolberg kann ich nicht aufgeben, kann ich nicht lassen. So Ein Zug nun! In seinem fünfzigsten Jahre soll er, als Begünstigung, gefordert, und von den römischen Priestern sie erhalten haben, die Bibel in Luthers Uebersetzung zu lesen. Ist das wahr; so redet selbst, ob Ihr es für möglich halten dürft? Ich einmal kann es auf meinen Stolberg nicht kommen lassen. — Sey er nicht mehr! Ich auch werde bald nicht mehr seyn. Umtauschen gegen einen geringeren kann ich ihn nicht.

Sie errathen schon aus dem, was Sie gelesen, daß ich noch nicht nach Münster geschrieben habe. Mehr als Ein feuriger Liebesbrief an Stolberg wollte sich nach meiner Zurückkunft hierhin aus meinem Herzen drängen, aber ich überwältigte mich, weil ich den Schmerz meiner Liebe nicht verbergen konnte, auch nicht durfte und wollte, und die Darstellung dieses Schmerzes ihn beleidigt haben würde. Gern hätte ich sonst auch einen Vorwurf geahndet, den er mir in einem den Tag vor seiner Abreise geschriebenen Briefe an Ernestine macht: „Fichte'n hätte ich mein Haus in Pemp. [2]) angeboten, und ihm hätte ich meine Thüre verschlossen." Wo ist hier nur die mindeste Aehnlichkeit? Ich gewähre einem Verfolgten, mit dem ich nie in einem näheren Verhältniß gestanden, den ich von Person nicht kenne, und in seinen Schriften nicht liebe, weil er mich darum bittet, einen Zufluchtsort; einen Zufluchtsort, der von meinem gegenwärtigen Aufenthalt 70 Meilen weit entfernt ist, und auf der andern Seite weigere ich mich einen Mann zu sehen, den ich wie meine Seele liebe, weigere, weil er sich, nach einem Urtheil, das ich

---

[2]) Pempelfort.

nicht ändern kann ohne mein ganzes Wesen zu ändern, zu vertilgen, mir entwürdigt hat, und ich den Anblick des Entwürdigten nicht zu ertragen weiß. Thue ich unrecht daran, wenn ich den Uebergang von der Religion Christi zu einem römisch-katolischen Christianismus für etwas die Religion und die Menschheit entwürdigendes halte, so belehre man mich eines besseren. Ich habe meine Gründe gesagt, und verlange nicht, daß man die Quantität meiner Ueberzeugung ehre, und ihre Qualität gar nicht in Anspruch nehme. Ich erinnere mich eben eines Gesprächs mit Gräfinn Sophie, wenige Tage ehe sie mir die große Begebenheit kund that. Es war Abends beym Thee in Lenen's Cabinet. Kätchen sprach wider die Unzufriedenheit unter Freunden, wegen Verschiedenheit der Meinungen, so etwas, meinte sie, dürfe nicht trennen. Ich leugnete, daß dies in jedem Falle wahr sey, und bewies es in mehreren Beyspielen. Gräfinn Sophie gab mir in allem Beyfall und half mir Kätchens Behauptung zu widerlegen. — Wahrlich nur der könnte ohne Ausnahme tolerant seyn, dem nichts heilig wäre.

181.

Stolberg an Soltau.

A. Auszug aus Stolbergs Brief an Soltau.[1])

13. März 1801.

Mein Uebergang zur katholischen Religion muß Sie ge-

[1]) Diese Brief-Auszüge befinden sich in Soltau's Abschrift im Nachlaß J.'s bei den auf Stolberg's Uebertritt bezüglichen Papieren. — Dietr. Wilh. Soltau, geb. 1745 zu Bergedorf, lebte als Doctor und Senator zu Lüneburg und starb daselbst 1827. Er hat aus dem Spanischen, Italienischen und andern Sprachen übersetzt. Auch seine „Briefe über Rußland" 1811 fanden Anerkennung.

wundert haben, l. F. aber Sie werden nicht irre geworden seyn an Ihrem Freunde, dem Sie es gewiß zutrauen, daß er weder ohne lange geprüft zu haben, noch auch — was mir wohl keiner, der mich kennt, zutrauen wird, und wovon auch das Gegentheil am Tage liegt — aus Gründen, welche sich auf dieses Leben beziehen, diesen ernsten Schritt gethan habe, einen Schritt, welcher auch wirklich von allen meinen christlichen protestantischen Freunden mit Glimpf und christlicher Liebe, von solchen unchristlichen Protestanten aber, welche gern das ganze Christenthum wegprotestierten, mit Unglimpf beurtheilt worden.

B. Wesentlicher[2]) Inhalt von Soltau's Antwort im März 1801.

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, weil ich unschlüssig war, ob ich in meinem Briefe den Gegenstand berühren sollte, oder nicht, welcher mich und alle Ihre Freunde seit vielen Monaten bekümmert, und uns ewig schmerzen wird. Jetzt, da Sie die Bahn gebrochen, und diese Materie selbst gegen mich erwähnt haben, darf ich nicht länger Anstand nehmen, Ihnen meine Gedanken darüber freymüthig zu sagen. Wahrlich, mein theurer Graf, Sie haben einen *ernsten* Schritt gethan. Sie haben Sich auf immer von allen Ihren Freunden und Verwandten, von Ihren Aeltern im Grabe getrennt. Sie sagen, Sie haben geprüft. *Wenn* dieß ist, *wenn* die Religion, die Sie angenommen haben, Lehren enthält, die Sie zu einem noch *besseren* Manne machen können, so haben Sie recht gethan, diejenige zu verlassen, in welcher Sie fünfzig Jahre lang einen redlichen und rühmlichen Wandel geführt haben. Wo nicht, so thaten Sie un-

---

[2]) Anmerkung von Soltau: Da ich keine Abschrift genommen habe, so kann ich den *wörtlichen* Inhalt nicht genau angeben.

recht, sich so gewaltsam loszureissen von allem, was Sie mit Liebe und Freundschaft umgab. Gesetzt, Sie wichen in einigen Glaubenssachen ab von den Meynungen der protestantischen Kirche (denn daß Sie alles unbedingt für wahr halten, was die katholische Kirche lehrt, das kann ich nimmermehr glauben), so konnten Sie immer Ihrer Meynung getreu bleiben, ohne Ihre väterliche Religion zu verlassen. Oder glauben Sie etwa nicht mit mir, daß zwischen einem Bourdeloue und Fenelon, einem Calvin und Lavater, einem Luther und Sintenis der Unterschied der Meynungen vielleicht ebensogroß seyn könne, als zwischen manchen Katholiken und Protestanten? ꝛc. ꝛc.

C. Stolberg's Antwort an Soltau vom 22. May 1801.

Es hat wahrlich ein unfeines Ansehen, m. l. F., daß ich Ihren mit so freymüthiger Herzlichkeit geschriebenen lieben Brief nicht schon lange beantwortet habe. Sie aber richten Ihren Freund nicht nach dem Ansehen, verzeihen ihm vielmehr ein unwillkührliches Stillschweigen, welches ich heute, da Sie mir noch lebhafter als sonst, ich weiß selbst nicht warum, vor Augen schweben, endlich unterbreche.

Ich bin nicht gesonnen, mich in die wichtige Materie welche mein voriger Brief berührte, tiefer einzulassen. Die Gränzen eines Briefes gestatten mir nicht, m. F., Ihnen zu entwickeln, warum ich einer Ueberzeugung, wie die meinige ist, sowohl um sie zu bekennen, als auch um der geistlichen Vortheile zu genießen, zu denen sie mich einlud, nur auf die Weise gemäß handeln konnte, wie ich gehandelt habe. Glauben Sie mir, theurer Freund! es ward mir nicht leicht, über den Rubicon zu gehen, nun ich aber darüber gegangen bin, fühle ich mich in hohem Grade leicht, ruhig und glücklich.

Noch eins[3]: Kein Katholik, welcher seine Religion recht kennt, wird es sich in den Sinn kommen lassen, über Mitglieder anderer Religionen das Verdammungsurtheil zu sprechen, oder auch nur zu zweifeln, daß jeder, der seiner Einsicht treu Gott dient, Ihm wohlgefällig sey und selig werde. Paulus lehrt ja ausdrücklich, daß auch Heiden, welche das Gesetz nicht kannten, aber des Gesetzes Werke ausübten und sich selbst Gesetz waren, gerecht waren vor Gott. Wie vielmehr getaufte, das Wort Gottes zur Richtschnur nehmende, auf J. C. hoffende, Ihm lebende, Ihm sterbende Christen! Dieser Art giebt es auch unter Protestanten, bester Soltau, und die Kirche lehrt, sie verlangt ausdrücklich: daß man solche als Mitglieder der Kirche J. C. ansehen soll, daß sie Mitglieder einer Kirche sind, die sie selbst nicht kennen. Der Ketzer, den wir verdammen, ist wie schon der heilige Augustin lehrte, nur ein solcher, welcher halsstarrig, wider besseres Einsehen, den Irrthum behauptet. Einen solchen würde mein candidus Soltau, so lange er so wäre, auch nicht für werth, noch für fähig halten, Eingang in's Reich des Lichts und der Liebe zu finden.

182.

Graf Christian Stolberg an Jacobi.

Windebye, den 7. Febr. 1801.

Die biedere Vertraulichkeit Deines Zurufs müßte als Bürde

---

3) Anmerkung von Soltau: Dieß bezieht sich vermuthlich auf eine Stelle in meinem Briefe, wo ich sagte: „Was ist Ueberzeugung in metaphysischen Dingen anders, als Glaube an Ueberzeugung, und kann denn mein Glaube an meine Ueberzeugung mich berechtigen, den Glauben eines andern an seine Ueberzeugung geradezu wegzuleugnen, oder zu verdammen? (Mich däucht, daß ich dem Grafen dieß in obgedachtem Briefe gesagt habe.)

auf meinem Herzen liegen, wenn ich sie nicht mit der freimütigsten Offenheit erwiederte.

Es ist nicht meine Sache Weh auf Wehe, Jammer auf Jammer häufen zu wollen und, Gott weiß es, beides ist durch die Auswanderung meines Bruders in zu reicher Fülle über mich ausgegossen worden, als daß ich aus dieser bösen Saat mir noch eine mannigfaltigere Ernte bereiten solte.

Ich leugne es Dir nicht, ich bin Dir ausgewichen, indessen fand ich, so wie Du, ein stummes Schweigen mir nicht geziemend und es geschahe wider meine eigene Ueberzeugung, daß ich, der Ansicht unsers Claudius und meiner Frau nachgebend, einen, wahrlich aus meinem, zwar mit Kränkung, aber nicht allein mit ihr erfüllten Herzen, an Dich geschriebenen Brief, während unsers gemeinschaftlichen Aufenthalts in Hamburg zurückhielte; einen Brief, der Dich nicht würde beleidiget haben, weil von einer solchen Absicht keine Spur in mir selbst war, und in dem Du dessen Hauptinhalt, meinen nicht ohne Thränen ausgestoßenen Seufzer: *και Συ τεκνον*! sicherlich mit Rührung aufgenommen hättest.

Jezt, da Monde auf- und untergegangen sind und die Nebel der ersten Aufwallungen sich gesenkt haben, izt fordere ich als Freund und Bruder Dich auf zum Richter, nicht zwischen Dir und mir, sondern nur über Dich selbst.

Laß uns zuvörderst dabei verweilen, worinnen wir uns einig sind, Du und ich. Wem mußte, so wie mir der Schritt meines Bruders den Dolch in's Herz stoßen, Er, dessen Umgang das Glück meines Lebens, dessen Nähe durch die Leichtigkeit uns wechselseitig zu besuchen, in der Entfernung mein Trost war; Er zog von uns, knüpfte andre Verhältnisse an und seine Kinder, die meine Kinder sind, werden mir fremd; nichts auf dieser Erde hette mir solches Herzeleid erregen können als dieser Entschluß und seine Ausführung. Es naget an meinem Lebensfaden

und jeglicher Genuß wird mir seitdem durch die peinlichsten Entbehrungen verbittert.

Dennoch weiß ich die Sache selbst auf eine unpartheyische Waage zu legen. Mein Bruder hat der Stimme seiner Ueberzeugung, seines Gewissens, seiner sich ihm so zeigenden Pflicht gehorcht, hat, in Reinheit seines Herzens, dieser seiner Ueberzeugung und Pflicht ein Opfer gebracht, dessen ganze und so mannigfaltige Bitterkeit er tief empfand, ja von ihr durchdrungen war. Jedes Auge schaut seinen eigenen Regenbogen und jeder denkende und fühlende Mann hat seine individuelle Ansicht der Dinge. Die Seinige ist nicht die unsrige, aber der Mann, der seinem religiösen Gewissen und seiner anerkannten Pflicht solche Aufopferungen widmen konnte, der mußte mir eben dadurch, troz der Todeswunde, die er mir schlug, noch lieber, theurer und ehrwürdiger werden.

Ich lasse den Strom meines Herzens rinnen, wie könnte ich ihn, bei Deiner Aufforderung, gegen Dich hemmen wollen?

Ohne alle Ausnahme ist nichts mir je auffallender gewesen und hat mich tiefer gekränkt als Dein Benehmen gegen meinen Bruder, und mein Herz blutet noch.

Kenne ich das Deinige ganz und täuschet mich der feste Glaube an Dich nicht, so wirst Du, nach einer kalten Prüfung dessen was geschrieben und gethan worden ist, meinem Bruder, Deinem alten und bewährten Freunde, in Liebe Deine Hand darreichen und Euren Bund, den er seiner Seits nie verletzt hat, brüderlich wieder erneuen wollen.

In welchen süßen Zügen werde ich dann aus dem Lethe-Becher die Vergessenheit jener trüben Stunden trinken und Dich mit meiner alten brüderlichen Liebe, und zugleich die durch einen solchen Schritt erhöhte Verehrung so Vieler, deren Auge auf Dich gerichtet ist, innig theilend und genießend, in meine Arme schließen!

Mich schon izt dieser wohlthätigen Vorempfindung überlassend, reiche ich Dir und den Deinigen mit inniger Rührung die Hand.

C. Gr. Stolberg.

183.

Graf Christian Stolberg an Jacobi.

Windebye d. 25. Jul. 1802.

Es scheint mir anständig die Einlage [1]) vor irgend einer Mittheilung derselben Dir selbst zu übersenden.

Ich fordere Dich auf mir, unmittelbar an mich, mit nächster Post Deinen Entschluß kund zu thun.

Zu Verhütung eines Misverständnisses füge ich nur noch hinzu, daß eine Erklärung von Dir in Hinsicht des Dir unbewußt geschehenen Druckes jener Briefe ebenso überflüssig als unbefriedigend für mich sein würde.

C. Gr. Stolberg.

Das Manuskript erbitte ich mir zurück.

184.

Jacobi an Christ. Stolberg. [1])

Eutin, den 30. July 1802.

Vorgestern am Abend habe ich Dein Paket erhalten, und

---

[1]) Eine Erklärung gegen Jacobi wegen der Veröffentlichung von dessen Briefen in den „Neuen theologischen Annalen", in Form eines Briefes an J. G. Jacobi — Vgl. die Einleitung dieses Abschnitts.

[1]) abschriftlich.

gestern Vormittag gleich, was von meiner Erklärung über die in den theologischen Annalen abgedruckten Briefen fertig war — Dir zur Mittheilung abschreiben lassen. Wäre ich nicht zu Anfang der vorigen Woche krank geworden, so wäre sie wahrscheinlich schon vollendet. Aus dem, was ich Dir sende, da ich heute früh, was folgen soll, summarisch hinzudiktirt habe, wirst Du für Dein gegenwärtiges Bedürfniß genug ersehen können. Genügt Dir eine solche Erklärung nicht, so thue was Dein Geist Dir gebietet. Ich glaube es aber der alten Freundschaft, die mich mit Dir verbindet, und die ich von meiner Seite weder gebrochen habe, noch brechen will, schuldig zu seyn, Dir zu entdecken, daß mein Bruder in dieser Sache vollkommen mit mir sympathisirt. Es kann seyn, daß er, solange er in Oesterreichischen Diensten ist, Dir öffentlich nicht antworten wird, wie er es ohne den Druck dieses Verhältnisses thun würde; aber nur desto gewisser entsteht dann ein Bruch unter Euch, und es erfolgen mehr unangenehme Dinge. Wäre ich der Mensch, für welchen Du mich hälst, so gäbe ich Dir diese Warnung nicht. Willst Du durchaus, was in diesem Briefe steht vor das Publicum bringen, so wähle einen andern Freund, der mehr eines Sinnes mit Dir ist, um den Brief an ihn zu richten. Ich verspreche Dir, daß ich mich nicht dagegen rechtfertigen werde, die Anklage ausgenommen, daß ich mich bemüht haben soll, Deinem Bruder in seinen Familien- und Amtsverbindungen die bittersten Kränkungen zu erregen; ich werde Dich, auf die schonendste Weise, auffordern, diese Beschuldigungen wahr zu machen. Wären meine Briefe nicht gedruckt, oder man hätte den an Deinen Bruder weggelassen, so wäre es ein anderes; jetzt kann jeder Deine Darstellung und Beurtheilung meiner That mit der That selbst vergleichen. Die Vorwürfe, die ich wirklich mir zu machen habe, werde ich in meiner öffentlichen Erklärung nicht verschweigen, wie Du aus dem, was ich Dir davon sende, schon einiger-

maßen abnehmen kannst; zugleich aber wird aus denselben erhellen, welche Vorwürfe ich nicht verdiene. Den Zorn und die Ungerechtigkeit der Blutsfreundschaft verzeihe ich gern; nicht so leicht die der bloßen Standesverwandtschaft, die mich aber auch weniger bekümmern. Meine Erklärung werde ich ausarbeiten genau so, wie ich sie entworfen habe, es sey, daß Du die mir mitgetheilte Handschrift unterdessen drucken lassest oder nicht. Solltest Du, nachdem Du gelesen hast was ich Dir von meiner Erklärung schicke, Dich geneigt fühlen, ihre Vollendung abzuwarten, so will ich sie Dir vor dem Abdrucke zusenden, welches ohnedem schon mein Vorsatz war. Entscheidest Du dich anders, so sende mir nur meine Handschrift ohne weiteres zurück. Du magst thun und Dir gegen mich erlauben, was Du willst, Du wirst mich nicht von Dir abwenden.

Lebe wohl, und Gott gebe uns bald frohere Tage

Dein alter Jacobi.

185.

Graf Christian Stolberg an Jacobi. [1])

Windebye den 4. Aug. 1802.

Hier ist Dein angefangener Aufsatz zurück, der nicht ohne diese Zeilen von mir wieder in Deine Hände kommen müsse.

Sogleich, als ich den Druck jener Briefe vernahm, war es

---

[1]) Der vorliegende Brief, eine Ergänzung der vorhergehenden, ist zugleich eine psychologisch höchst interessante Erscheinung. Uns wenigstens ist kein andres Beispiel bekannt, daß die tiefe innere Bewegung, ja Entrüstung des Gemüths in ähnlicher Weise wie hier in der Häufung gelehrter Citate sich äußere.

mein Vorsatz abzuwarten, was Dir Dein Geist und Dein Herz eingeben würden; von diesem Beschluße gehe ich nicht ab, säumend, jedoch nicht ohne Ungeduld. Ich hätte nicht Dir meinen Brief an Deinen Bruder zugesendet, ihn auch wol noch nicht geschrieben, wenn nicht eben izt über diesen Gegenstand soviel Tinte vergossen worden.

Es war mir ein unleidlicher Gedanke, daß Du, um der Freundinnen willen und angespornt durch sie, etwas thun soltest, was Du nicht aus reinem Gefühl thätest und woran mir ja nur für Dich gelegen sein konnte. Auch sind mir mein Bruder und meine Frau zu lieb, als daß ich's zu ertragen vermöchte, es geschähe so etwas mittelbar für Ihn und durch Sie.

Ein solches claque murage ist mir in den Tod verhaßt und jeder Bau, der dadurch aufgeführt wird, der ist und bleibt doch nur a Babylon of straw, wie sich Young ausdrückt.

Der Spruch der Pythagoras: Schüre das Feuer nicht mit dem Eisen! ist mir immer eine heilige Warnung gewesen. Der Weise sagt wohlbedächtig Eisen nicht Schwert, die Regel soll auch ein Kunkellehn sein, denn wie manches häusliche Ilion ist nicht durch die Stricknadel einer Helena, die den glimmenden Funken Luft und Anfachung gab, in Glut und Lohe gerathen?

Ich ging gerade zu Dir selbst in freimütiger Offenheit und legte Dir dar, wie ich denke und fühle; könnte ich aber auch, um meinetwillen, Einfluß auf Dich haben, so will ich es nicht, vielmehr möchte ich Dir immer zurufen: Ne cui de Te plus quam Tibi credas!

Ueberdem ändert eigentlich die Bekanntmachung jener Briefe bei mir nichts; so lange Du auf Deinem Fleck zu stehen beharrst, bleiben sie mir, was sie mir im ersten Augenblicke waren, ja ich möchte sagen ihre Publicität läßt die Bitterkeit ihres

Kelches eher verduften, es ist mehr der Autor als der Mann, der ihn darreicht. Für mich sind daher alle Deine Entschuldigungen wegen des Drucks der Briefe, da ich ohnehin ein Dutzend Personen nennen könnte, die sie durch Dich gelesen oder angehört haben[2]), gänzlich überflüssig, ja der rohe Hottentotten-Schmuck, in dem der Herausgeber sie auftreten läßt, ist mir vielmehr sehr willkommen.

Ich schwöre es Dir, oftmal zweifle ich noch im Ernste an alle dem, was geschehen ist, Deine Ansicht und ihre Folgen erscheinen mir ebenso unglaublich wie ein Persisches Mährchen. Mein Sinn ist — soll ich sagen zu stumpf, zu dicht oder zu gediegen[3]) um sich in die Subtilitäten eines solchen Hirngespinnstes hineinarbeiten zu können. O glaube mir

— — — Virtutem verba putes, ut
Lucum Ligna!

Du hast mir das Wort aus der Fülle meiner Empfindung geschöpft, wenn Du an einem Orte Deiner Schriften sagst: So wie der Mensch liebt, so ist er. Sage mir, soll ich aus Deiner Liebe auf Dein Sein und Wesen, oder aus diesem auf jene den Schluß machen? Willst Du in Deinem Erguß die Liebe gegen Deinen alten und Deinen besten Freund ganz Du selbst sein:

In Te ipso totus teres atque rotundus?

---

[2]) Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß Jacobi im Vertrauen seine Briefe nicht nur Perthes und Reinhold, sondern durch letztere noch einigen andern Männern mitgetheilt hat. Da man damals solche Briefe abzuschreiben selten unterließ, so war die Gefahr, daß sie öffentlich würden, allerdings groß; wenn auch Jacobi selbst die strengste Diskretion zur Bedingung der Mittheilung gemacht hatte. —

[3]) Von Jacobi's Hand dies Wort unterstrichen und mit 2 Ausrufzeichen versehen.

Oder habe ich durch Dich und an Dir die Quadratur des Zirkels lernen müssen?

Lebewohl. Das wünsche ich Dir aus der Fülle meines Herzens und in der aufrichtigsten Theilnahme Deines Schlußwortes: Gott gebe uns bald bessere Tage! Wie heiter würden sie sich aufklären, wenn ich diesen Deinen Seufzer in jene horazischen Zeilen übersezen dürfte:

— — — — — nunc ego mitibus
Mutare quaero tristia, dum mihi
Fias recantatis amicus
Opprobriis, animumque reddas!

Vale. C. Gr. Stolberg.

---

186. [1])

Friedrich Heinrich Jacobi

Ueber drey von ihm bey Gelegenheit des Stolbergischen Uebertritts zur Römisch-Katholischen Kirche geschriebenen Briefe, und die unverantwortliche Gemeinmachung derselben in den Neuen theologischen Annalen.

Der Herausgeber meiner Briefe in den Neuen theologischen Annalen beweiset erst, daß es seine Pflicht gewesen sey, sie zum Drucke zu befördern; hernach, weißlicher! entschuldigt er sich auch, daß er seine Pflicht gethan habe. Das Ungerechte und

---

[1]) Diese Erklärung, welche Fr. Roth, der Herausgeber des „Auserlesenen Briefwechsels", mit Recht eine der schönsten von Jacobi's kleinen Schriften nennt, erschien im Novemberheft des deutschen Merkur 1802. Hier ist sie gedruckt nach einer Abschrift von der Hand Helene Jacobi's.

Böse an dieser guten und gerechten Sache, das er wohl einsieht und zuerst an's Licht stellt, soll ihm, der allein das Gute und Gerechte thut, nicht zugerechnet werden, sondern demjenigen, der Schuld daran ist, daß Abschriften dieser Briefe schon vorhanden waren; wahrscheinlich also wohl demselben Manne, dem der Herausgeber so hold ist, für den er eine so große Hochachtung empfindet.

Ich würde untröstlich seyn, wenn ich mir in dieser Absicht Leichtsinn vorzuwerfen hätte [2]. Vorgelesen habe ich diese Briefe einigen meiner Freunde — und auch dies hätte ich besser nicht gethan; es war nicht gut, war, im strengeren Sinne nicht edel. Nur das Nothdürftige denen, die mit Fragen über die Begebenheit, welche diese Briefe veranlaßt hatte, in mich drangen, zu antworten, und meinen Schmerz in meine Brust zu verschließen, wäre das Rechte gewesen — Abschriften aber habe ich weder gegeben noch gestattet. Nur einem Manne, vor dem ich kein Geheimniß habe, der selbst ein Freund Stolbergs ist [3] und mit der lebhaftesten Theilnahme mir über diese Begebenheit geschrieben hatte, sandte ich die Briefe. Er beging die Unbedachtsamkeit, sie einem andern Freunde anzuvertrauen, der es nicht für nöthig hielt, damit so heimlich zu seyn. Bald nachher erfuhr ich, daß zu Halle und Berlin Abschriften herumgingen, und that, was ich konnte, um eine Bekanntmachung derselben, die ich damals schon befürchtete, zu verhindern. Sie unterblieb, ohne Zweifel darum, weil selbst das, in der Regel, eben nicht zarte Gefühl der heutigen Journalisten sich vor dem Vorwurfe der Rohheit fürchtete, den eine solche Gemeinmachung ihnen zuziehen würde.

---

2) Vgl. oben Seite 249 Anmerkung 2.

3) Perthes oder Reinhold? Beiden sandte Jacobi Abschriften. Wir sind außer Stande, zwischen beiden zu entscheiden, doch scheint es uns wahrscheinlicher, daß Perthes gemeint ist, der mit Stolberg in näherem Verhältniß, als Reinhold, stand.

Der Theologe überwand diese Schüchternheit, gürtete mit Feigenblättern der Pflicht seine Lenden, und trat unverlegen hervor, seinen Raub in der einen, eine Distelkrone in der andern Hand: Lorbeern um Dein edles Haupt! rief er mir schmeichelnd zu und reichte mir die Krone.

Es lohnt der Mühe nicht zu rügen, was alles hier zu rügen wäre; Worte zu verlieren über das Wohlmeynen dieses Mannes, über die Gründe seiner Rechtfertigungen: den Dienst, der durch seine Gehässigkeit den Freunden Stolberg's und der protestantischen Welt geleistet seyn soll, und über das Lob aus reinem Herzen und über das Verdienst, das er mir deswegen zumißt. Ich habe kein Verdienst und verlange kein Lob; ich habe keine Absicht gehabt zu dienen, keine Absicht zurückzuführen; ich habe nur gethan was ich nicht lassen konnte; freywillig, aber ohne Vorsatz weder zum Guten, noch zum Bösen, wie der Mensch athmet, weil er lebt, und nicht damit er lebe.

Ganz unerwartet, wie ein Schlag aus blauem Himmel, kam mir damals jene Begebenheit; ich konnte sie nicht fassen, nicht ertragen. Erschrocken über meinen Freund, erschrocken über meinen Verlust, rief ich das Weh, das ich fühlte, laut aus; riß die Wunden meines Herzens, um die Qual des Augenblicks zu lindern, und damit es von dem Toben unter ihnen nicht ersticke, weit auf, mischte zu meinen Thränen Blut und schrieb — schrieb aus dieser fürchterlichen Mischung meinen ersten Brief. — Nach ihm einen zweyten: Beyde, ich wiederhol' es, in der ersten Bestürzung, im Sturm der Empfindungen; von ihnen überwältigt und nicht sie beherrschend; voll die ganze Seele nur von der einen Frage, jener schneidenden bitteren Frage Hermanns in dem Klopstockischen Gedicht: Seit wann hat man einen Geist wie Katwald, und täuscht sich wie ein Thor? — ja, ich war entrüstet, ich zürnte, doch nicht mit Haß, wie gegen einen Feind; sondern wie angefochten, wie ergrimmte

Liebe zürnet, mit dem Freunde zwar, aber nicht wider, sondern für ihn, rächend an ihm selbst nur ihn selber. Wenn ich beleidigt und unrecht gethan habe: ich wollte nicht unrecht thun und nicht beleidigen. — Und wer Lage und Umstände weiß und in Erwägung zieht, der entschuldigt, hat Schonung für das wunde Herz und deckt zu. Aber der Herausgeber der Annalen weiß von solcher Schonung nicht; der deckt auf, der thut seine Pflicht, und läßt, nach anderthalb Jahren, diese Briefe drucken für Leser, die von Lage und Umständen nichts wissen, und denen sie nun in einem ganz anderen Lichte und als das Werk einer Ueberlegung erscheinen, die für jedes Wort, für jedes Urtheil, für jeden Vorwurf verantwortlich seyn will.

Ich wußte allerdings, trotz jener Frage, die mein Inneres zerrüttete, daß man sich wie Stolberg täuschen und gleichwohl kein Thor seyn könne. Sie waren mir ja längst bekannt: Bossuets Schriften, die einen Gibbon; Fenelons Gespräche, die einen Ramsey überwältigt und der Römischen Kirche zugeführt hatten. Und wie oft hatte ich nicht selbst die bündigen Schlußfolgen dieser Kirche von kirchlichen Gegnern derselben als unwiderleglich geltend gemacht, unter der allen kirchlichen Systemen, als solchen, gemeinschaftlichen Voraussetzung: Die Religion, die allein den Menschen erleuchte und seelig mache, sey an einem besonderen individuellen Körper äußerlicher Geschichte und Lehre gebunden, von welchem sie ausgehe als von ihrem Anfange, auf welchem sie beruhe als auf ihrem Grunde; ihre Wahrheit sey eine von Außen her gegebene, zuvörderst materielle Wahrheit; sie wohne mit allen ihren Kräften des Heils nothwendig in einem sichtbaren, und auch physisch, d. h. durch äusserliche Verrichtungen, Handlungen und Gebräuche wirkenden, jene Kräfte zubereitenden und bedingenden Leibe, ohne welchen Leib und diese und keine anderen organischen und festen und flüßigen Theile desselben, sie nur ein leerer Gedanke,

und wie eine Null ohne Ziffer seyn würde; der wahre Körper der Religion bewähre deswegen allein und bedinge ihren wahren Geist; dieser entwickele sich erst aus jenem: und so dulde der Buchstabe der Wahrheit zwar allerdings auch einen Geist der Wahrheit, aber ausdrücklich nur unter, und schlechterdings nicht über ihm. — Ebenso hatte ich auch unzählige Male, und in derselben Beziehung aus David Hume's Englischer Geschichte folgende sinnvolle Worte angeführt: „Es geschah auf diese Weise, nothgedrungen nur und erst nach Jahrtausenden, daß der widersinnige Grundsatz (paradoxical principle) und die heilsame Gewohnheit der Toleranz aufkam und sich geltend machte".[4])

Meine unpartheyische Vernunft konnte also Stolbergen wohl entschuldigen; aber mein für ihn partheyisches Herz wollte nicht, daß er solcher Entschuldigung bedürfen sollte. Von jeher widerstand religiöser Materialismus mir noch mehr als irreligiöser, der theologische mehr, als der philosophische. Ich nenne aber Materialismus jede Denkart, die darauf ausgeht, den Geist dem Buchstaben zu unterwerfen. Was man überall nicht duldet, das duldet man am wenigsten am Herzensfreunde. Lange hatte ich Stolbergen gekannt und geliebt, Jahrelang nun Haus an Haus mit ihm nachbarlich und brüderlich verkehrt; ich wußte, es bedurfte nur eines leisen Hauches unter die Schwingen dieses Adlers, und er hob von dem Aste, auf dem er träumend nickte, jedesmal schnell sich empor, und schwebte freudig im reinsten Lichte, seinem eigentlichen wahren Elemente. Nun hatte er die Flugschwingen sich brechen lassen, und mir Entfernten kam plötzlich von dem Königlichen diese Botschaft. — Wie sollte ich beym Wiedersehen Ihn, den mir immer so herr-

---

[4]) The Hist. of England. London 1782 vol. VI, p. 163—165. Basil 1789. Vol. VIII, p. 106—209. Anmerkung Jacobi's.

lichen, so köstlichen Geliebten begrüßen, welches Angesicht ihm entgegentragen? Das alte? oder welches andere? Wie zu ihm reden oder wie vor ihm verstummen; meine Klage aussprechen oder in mich verschließen? — Ich hätte aufhören müssen zu seyn der ich bin, und Stolbergen zu lieben, wie ich ihn liebte, noch liebe und ewig lieben werde, um anders zu wählen als ich damals wählte.

Die Zeit tröstet, die Zeit versöhnt. Aber wer mit diesen Gedanken der Zeit zuvorkommen und sie entrathen kann, der hat in Wahrheit keines Trostes bedurft, und der versöhnt sich in Wahrheit nicht; er ward entweder nur leicht verwundet; oder liebte und achtete nur leicht und vergänglich; konnte aufgeben den Mann und die Freundschaft, dann gelassen seyn, und nach zurückgezogener rechter Hand, die linke freundlich bieten. Hart ist mir vorgeworfen worden und wird es noch, daß ich solche Gewalt nicht über mich hatte, nicht die Trauer brechen und das Herz mir aus der Brust reissen wollte, um nur anständig zu begegnen, gefällig zu umarmen, und keinen Anstoß äußerlich, nicht ein auffallendes Aergerniß zu geben: aus dem Inneren mogte dabey werden was da wollte. Mir aber lag an diesem alles; ich wollte es retten, und ich habe es gerettet. Was in meiner Seele vorging zeigt der an Stolbergen selbst am Morgen nach seiner Zurückkunft in Eutin von mir geschriebene Brief. Nach ihm richte mich wer ein Herz hat. Gern widerrufe ich, gern bitte ich ab, was in den zwey vorhergeschriebenen Briefen den Gesinnungen dieses letzten widersprechendes gefunden werden mögte; ihn selbst, der so rein von allem Groll, und anstatt des Haßes und der Verachtung, die man mir schuld gegeben, nur heiße, blutende, gebeugte Liebe athmet — ihn, und daß ich mich entfernte, kann ich nicht abbitten.

Es ist ein bekanntes Wort: Man wolle vergeben; nur vergessen könne man nicht. Ich im Gegentheil kann hier nur

vergeben im Vergessen. Des Menschen Ueberzeugung, spricht Lavater, ist sein Gott, und man muß sie heilig achten. Sein Gott ist sie allerdings; aber oft welch' ein Gott? — Nicht der Grad, nicht die Gewalt, nicht die Quantität einer Ueberzeugung, sondern ihre Art und Beschaffenheit, ihr Inhalt, ihre Qualität macht sie achtenswerth, ehrwürdig oder heilig. Mir ist es Religion, dem Römisch-Katholischen Kirchenglauben, der, nach Hamanns Ausspruch, den Unglauben in petto hat, und sich zum Lutherthum verhält wie das Judenthum zum Christenthum [5]), ganz so widerwärtig zu seyn, wie ich mich ihm widerwärtig erklärt habe; und es muß mir daher ein unvertilgbares Aergerniß an meinem Freunde bleiben, daß er eben diesem Kirchenglauben, diesem mir irreligiösen, materialistischen Dogmatismus, Mechanismus und Despotismus in dem entgegengesetzten Maaße hold und gewärtig ist. Aber **in** dem Manne ist, womit ich dieses **an** ihm mir aus dem Sinne schlagen, worüber ich davon wegsehen, ja wohl allmählig es vergessen kann. Denn eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bey jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Und o des Himmel voll Liebe hinter seinem bidern Auge! — Daß ich nicht von ihm gelassen habe, weiß er: und wie ich gegen ihn gesinnt geblieben, hat so mancher und auf so mancherley Weise ihm von mir zugekommene Gruß ihm bezeugen müssen — hat noch besser, vor kurzem, mein ihm nicht unbekannt gebliebener Wunsch, ihn wiederzusehen und zu umarmen, ihm dargethan; denn daß mein Wunsch unerfüllt blieb, war nicht meine Schuld. Kann Er über das Aergerniß, das wir nothwendig an einander gegenseitig nehmen müssen, aus Freundschaft sich

---

[5]) s. die hierophantischen Briefe. Anmerkung Jacobi's.

erheben; ich kann es: geöffnet gegen ihn sind meine Arme, und mein Herz schlägt ihm entgegen.

Eutin, September 1802.

187.

Jacobi an Fr. L. Stolberg.[1])

„Wirst Du die Hand, die Dir diese Blätter reicht, ergreifen oder von Dir weisen? — Unter allen denen, die um Deinetwillen mit mir zürnen, bist Du mir gewiß der Versöhnlichste. Laß Dein Herz stille seyn, Du Aufrichtiger und Edler, und lies wie ich geschrieben habe, vor dem Angesicht der Wahrheit. Verstehen wirst Du mich alsdann gewiß; und was bedarf ich bey Dir mehr, als daß Du mich verstehst. Meine ganze Seele wünschet Dir und Deinem Hause jedes Wohl.

Eutin d. 18ten Nov. 1802.

F. H. Jacobi.

188.

Fr. L. Stolberg an Jacobi.[1])

Münster d. 30ten Nov. 1802.

Du wirst nicht von mir verlangen, daß ich mich über jene, wider Deinen Willen bekannt gewordene Briefe erkläre, wenn ich Dir sage, daß ich sie, den an mich ausgenommen, nicht gelesen habe. In der ersten Aufwallung nach meiner Heimkehr

---

[1]) Abschriftlich im Nachlaß. Gedruckt bei Menge, Graf Fr. L. Stolberg II, 159. — Mit diesen Zeilen sandte Jacobi die vorstehende Erklärung an Fr. L. von Stolberg.

[1]) Schon veröffentlicht bei Menge, Graf Fr. L. Stolberg II, 159. Wir geben ihn der Vollständigkeit halber noch einmal; nach dem Original.

in Eutin, verlangte ich sie zu sehen, gab aber bald und gern den Bitten meiner Frau und dem Wunsche meines Bruders nach, und sah sie nicht. Auch gedruckt wolte, will ich sie nicht sehen! So viel an mir liegt, möge keine Erinnerung, keine Empfindung, welche auf jene Briefe und auf andres mit ihnen übereinstimmendes Beziehung hat, genährt werden. Laß sie, wie Disteln an einem Grabe welken, welche zürnender Schmerz statt der Blumen hinwarf!

Freundschaftlich, sehr freundschaftlich, schreibst Du von mir in der kleinen gedruckten Schrift „Ueber drey ꝛc." und an mich im begleitenden Briefe. Von dem aber, was mir heilig ist, von dem ich wünsche, daß es das Leben meines Lebens, die Seele meines Ich's werden möge, von der Religion Jesu Christi, sprichst Du gehässig. Du irrst, wenn Du meine Gesinnung in Absicht auf sie, als etwas an mir sich Befindendes, nicht in meinem Innersten wohnendes, waltendes, Dir aus dem Sinne schlagen, davon wegsehen, ja wohl allmählig vergessen, und im Vergessen vergeben zu können wähnst.

Wollest nicht, lieber Jacobi, wollest nicht in der Vorstellung mich von dem sondern wollen, was Dir widerwärtig, mir heilig ist. Dir widerwärtig! mir heilig! Da ist die Kluft, über welche wir uns, zu Erneuerung alten, traulichen, wohlthuenden Umgangs, die Hände nicht reichen können.

Mir ist oft, sehr oft, wohl, und sehr wohl bey Dir geworden, lieber Jacobi! Doch nie ohne Wehmut der Liebe. Ich weiß nicht, warum Dir wohl bey mir ward, da ich doch Christ war, eh ich katholisch, das heißt — wie Du so deutlich als wahr zu erkennen giebst — als Christ consequent ward.

Ja, mir ward wohl bey Dir! Ich werde aber nicht diesseits der Kluft am erstorbnen Halme des Vergangenen saugen, denn das Vergangene hat, wie das Gegenwärtige, nur Gehalt in Verbindung mit der Zukunft.

Laß mir nur meine Wehmut um Dich, meine Wünsche für Dich, meine Liebe zu Dir, und nim freundlich die Versicherung auf, daß kein Tag vergeht, da ich nicht mit dieser Wehmut, diesen Wünschen, dieser Liebe, Dein gedenke.

F. L. Stolberg.

189.

Fr. L. von Stolberg an Georg Jacobi.[1])

Sondermühlen d. 28ten März 1819.

Mein theurer Freund!

Mit tief gerührtem Herzen sag ich Ihnen, theurer Freund, innigsten Dank, für die Liebe mit welcher Sie meiner in Ihrem großen und gerechten Schmerze dachten. Ihre liebevolle Fürsorge war aber schon durch die Zeitung vereitelt worden. Gerade so mußte ich einst die Nachricht vom Heimgange unsers lieben, lieben seligen Schloßers erfahren. Ich bedarf nicht Ihnen zu sagen, liebster Freund, wie auch diese ganz unerwartete Nachricht mich ergriff. Sie kannten den Werth Ihres verewigten Vaters, wie wenige, — so hoch er auch allgemein geschätzt ward —, und Sie wissen wie ich ihn ehrte und liebte.

Es war ein seltner Mann! Seinen Geist wird man bewundern so lange Philosophie und Sprache dauern, welche hoffentlich so lange wie die Erde dauern werden; auch sein Herz wird die Nachwelt in seinen Schriften lieben; aber wie vieles ist in einem solchen Manne, das nur im vertrauten Umgange sich kund thun kann! Mittelmäßige Schriften sind oft besser als

---

[1]) Dieser Brief, an Georg oder Max Jacobi gerichtet, befindet sich in Abschrift im Nachlaß J.'s. Er stehe hier als ein Zeugniß für Stolberg's Herz, das trotz Allem, was zwischen sie getreten war, den Freund sowenig aufgegeben hatte, als dieser ihn.

ihre Verfaßer; wer aber mit Kraft und mit Liebe den Leser ergreift und erhebt, der spricht seine Fülle nie ganz aus.

Meine Schwiegerinn[2]) ist tief betrübt. Sie schreibt mir mit sehr gerührter Dankbarkeit von der Tante Lene zarter Sorgfalt, welche, so tief niedergeschmettert sie auch war, — desto mehr, da sie selbst sehr krank den geliebten Bruder nicht pflegen können[3]) — doch Sorge dafür getragen, daß Perthes die Trauerbotschaft schriebe, und sie nicht durch die Zeitung überrascht würde. Ihre beyden lieben Tanten sind mir sehr gegenwärtig in ihrer Trauer.

Und wie wird unsre edle, liebe Schlosser trauern! Möge dieser Stoß sie nicht zu gewaltig erschüttert haben! Wollen Sie ihr in meinem Namen und im Namen meiner Frau unsre herzlichste Theilnahme bezeugen, diese trägt mir auch herzliche Grüße an Sie auf! Ihre Geliebte wolle mich in gütigem Andenken bewahren. Ich habe sie wenig gesehen, aber ihr Andenken ist mir sehr schätzbar. Was Sie mir von Ihren Kindern erzählen, intressiret mich in hohem Grade. Wie sollte es nicht? Die Meinigen machen mir viele Freude, und mein Familienkreis ist auf eine mir sehr erwünschte Weise vermehrt worden durch eine liebe Schnur, Frau meines ältesten Sohnes. — Der zweyte lebt sehr glücklich mit der seinigen. Meine Tochter Julia ist hier und empfiehlt sich Ihnen herzlich. Leben Sie wohl, theurer Freund! Gedenken Sie mit Güte und Liebe Ihres alten Ihnen treu ergebenen

F. L. Stolberg.

Was Sie mir von Ihren öffentlichen Verhältnissen sagen, verstehe und fühle ich mit Ihnen.

---

2) Gräfin Luise Stolberg.

3) Lene lag schwer an der Rose erkrankt darnieder und vermochte nicht einmal die letzten Lebenstage ihres Bruders, der ihr das Theuerste auf Erden war, an seiner Seite zu verleben.

Goetheana.

Die nachfolgenden Goetheana befanden sich im Jacobischen Nachlasse, mit Ausnahme des Briefes.

Dieser Brief, an Helene Elisabeth, die Gattin Fr. Hrch. Jacobi's, gerichtet, stammt aus der berühmten Autographen-Sammlung des verstorbenen Hrn. Benoni Friedländer, und war auf der Goethe-Ausstellung zu Berlin im J. 1861 ausgestellt. Der Herausgeber verdankt die authentische Abschrift, nach welcher er hier veröffentlicht ist, der Güte des Herrn Sal. Hirzel in Leipzig. Der Brief schließt sich den Briefen Goethe's an Helene Elisabeth Jacobi, welche in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi 1846 veröffentlicht wurden, als letzter an. Er erscheint hier zum ersten Male im Druck.

Das „Concerto dramatico composto dal Sigr. Dottore Flamminio, detto Panurgo secondo" liegt von Goethe's Hand geschrieben vor. Es war ebenfalls bisher ungedruckt. Es war für „die Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen" bestimmt. Seine Abfassungszeit muß also zwischen 1771—1775 fallen. Näheres darüber festzustellen war dem Herausgeber, dem nur sehr beschränkte Hülfsmittel (die drei Briefwechsel von Merk, Herder's Nachlaß und Lewes' und Gödeke's Biographien) zu Gebot standen, nicht möglich. Eine Beschäftigung mit der-

gleichen Scherzen wird nirgends erwähnt — allerdings begreiflicher Weise, da man auf solche Erzeugnisse der Laune, die der Augenblick gebar, kein Gewicht legte. Wollte man sich an Aeußerlichkeiten halten, so könnte man etwa an die Stelle von Goethe's Brief an Herder, aus Darmstadt, 5. Decb. 1772 (Aus Herder's Nachlaß I, 45) denken, wo er schreibt: „Wir (Merk und Goethe) bespiegeln uns in einander und lehnen uns aneinander und theilen Freud' und Langweile auf dieser Lebensbahn.“ Denn zur Vertreibung der Langweile ist der Scherz, wie er selbst sagt, gemacht. Aber auch abgesehen davon scheint es am Wahrscheinlichsten, daß der Scherz 1772 oder 1773 entstanden sei, da in jener Zeit Goethe, wie aus den Briefen von Herder's Braut zu ersehen ist, häufig in Darmstadt war. Auch dürfte das „Allegretto: Machst Jungfrau zur Frauen, Gesellen zum Mann“ rc., doch wohl ohne Zwang als eine Anspielung auf Herder's Brautschaft mit Caroline Flachsland, die dem Darmstädter Kreise ja angehörte, aufgefaßt werden können. Eine genaue Zeitbestimmung für die Abfassung des an sich ziemlich unbedeutenden Scherzes ist schwerlich möglich, aber auch von keiner Wichtigkeit.

Bedeutender und interessanter ist die „Aneckdote zu den Freuden des jungen Werther's“. Die Einleitung dazu gibt das zum Verständniß Nöthige an. Hier nur die Bemerkung, daß die „Aneckdote“ in einer, offenbar sorgfältigen Abschrift, welche ohne Zweifel in Jacobi's Kreis von dem Original genommen wurde, sich im J.'schen Nachlasse vorfindet. Erst vor etwa 6 Jahren wurde dieselbe bekannt und durch Abschrift unter Liebhabern verbreitet. Nach einer solchen hat Freiherr von Biedermann in Leipzig die „Aneckdote“ als Manuskript für Freunde drucken lassen. — Ihre Entstehungszeit wird durch die „Freuden des jungen Werthers“ von Nicolai bestimmt, welche im Januar 1775 erschienen.

Außer den genannten Ineditis von Goethe befindet sich im Jacobischen Nachlaß noch eine Rede von Goethe: „Zum Shakespeares Tag“. Da dieselbe jedoch von Otto Jahn aus dem Nachlaß schon 1854 in der Kieler allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur S. 247 ff., und neuerdings nochmals in seinen biographischen Aufsätzen, Leipzig 1866, S. 373 ff. veröffentlicht worden ist, so mußten wir verzichten, sie an diesem Orte nochmals zu bringen.

190.

Goethe an Helene Elisabeth Jacobi.

Liebe Frau, Friz ist nun fort; und wie wohl es uns war, können Sie denken, weil es uns, besonders mir auf die lezt etwas weh bei der Sache wurde, und ich Frizen bat zu gehen; auch ist mir's schon etwas besser, ob er gleich noch nicht 24 Stunden fort ist. So gehts mit mir immer unterst der öberst. Behalten Sie mich ein bischen lieb! Ich wünsche manchmal und manchmal hoff' ich, daß Sie und die Mädchen [1]) mich in die Mitte kriegen und herzlich warm halten. Hier ist etwas für die Iris: Bald mehr. Wäre Fr. nicht fort würde nichts gethan. Es wird zu Tisch geschellt. Prost und daß ja die Buben einen Grus von mir kriegen. Addio.

G.

D. 6. Febr. 1775.

---

[1]) Jacobi's Schwestern Charlotte und Helene.

191.

Concerto dramatico

composto dal Sigr. Dottore

Flamminio

detto Panurgo secondo.

Aufzuführen in der Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen.

Tempo giusto C

Die Du steigst im Winterwetter
Von Olympus Heiligtuhm
Tahtenschwangerste der Götter
Langeweile! Preis und Ruhm
Dank Dir! Schobest meinen Lieben
Stumpfe Federn in die Hand
Hast zum schreiben sie getrieben
Und ein Freudenblatt gesandt.

Allegretto $^3/_8$

Machst Jungfrau zur Frauen
Gesellen zum Mann
Und wärs nur im Scherze
Wer anders nicht kann.
Und sind sie verehlicht
Bist wieder bald da,
Machst Weibgen zur Mutter
Monsieur zum Papa.

Arioso

Gekaut Papier! Sollts Junos Bildung seyn!
Gar grosen Dank! Mag nicht Ixion seyn.

Allegro con furia

Weh! weh! Schrecken und Todt
Es droht

Herein der jüngste Tag im brausen
Des Sturmes hör ich die Noth
Verdammter Geister sausen
Und roth
In Blutflamm glüht Berg und Flur
In meinen Gebeinen wühlt ein Grausen
Der Hölle, Nacht und Angst
Und das Brüllen des Ungeheuren Bösen
Des Seelenverderbers
Umgiebt mich. Ich versinke
In Feuer Seelenqualen Pechentflammten Schlund.

Cantabile.

Schlafe mein Kindlein und ruhe gesund
Pfeift draus ein Windlein und bellt draus ein Hund.

Andantino

Der Frühling brächte Rosen
Nicht gar.
Ihr möchtet sie wohl lieber
Im Januar.
Wart nur ihr lieben Mädgen
Den Juni ran
Und dann wahrt eure Finger
Sind Dornen dran.

Lamentabile

Meine Augen roth von Tränen
Müde meine Brust von Stöhnen
Nirgends, nirgends find' ich Ruh
Schließe meine Augen zu
Schlaf, verwiege meine Sorgen.

Ein wenig geschwinder con speranza

Kommst Du heut nicht, so kommst Du morgen.

Allegro con spirito

Nirgends eine Welt von Nichts
Nirgend Menschen ohne Lieb.
Sonne kann nicht ohne Schein

Mensch nicht ohne Liebe seyn.
Nichts nichts ist und nichts nichts giebt
Alles ist und alles liebt.

choral

Erbarm dich unsrer Herre Gott
In aller Noth
In Langeweil und Grillen Noth
Entzieh uns lieber ein Stückgen Brodt
Kennst Deine Kinder o Herre Gott.

Capriccio con Variationi

Und will auf der Erde
Dumm stille nichts stehn,
Will alles herumi
Didumi sich drehn.

Var. 1.

Seiltänzer und Junfern
Studenten, Husaren
Geschwungen, gesungen
Geritten, gefahren.
In Lüften, der Erde
Auf Wasser und Eis
Bricht eines sein Hälsli
Das ander Gott weis.

Capriccio da Capo

V. 2.

Auf Schlitschuh wie Blize
Das Flüßli hina,
Und sind wir nun droben
So sind wir halt da.
Und muß es gleich wieder
Nach heimä zu geh'
Und tucht eim das Hüftli
Und Füesli so weh.

Capriccio da Capo

Var. 3.

Geritten wie Teufel
Berg auf und Berg ab
Calop auf Calop
Gehn die Hund nur im Trab.
Biß Gaul wund am Creuz is
Der Ritter am Steis
Frau Wirtin ein Bett, hohl
Der Teufel die Reis

Capriccio da Capo :||:

Air

Une fille
Gentille
Bien soignée par Mama
Toute echauffée
Dans une Allée
Se promena.
Elle en gagna
Un gros rhume. et bonne Mama
S'ecria
De toute sa poitrine
Medecin! Medicine!

Un garcon
Bele et bon
Par aventure se trouva
Et s'y preta
Et la frotta
La bien choffa
Que rhume bientot s'en vola
le Divin; la Divine!
Medecin! Medicine!

Molto andante.

Hat alles seine Zeit
Das nahe wird weit
Das Warme wird kalt
Der Junge wird alt

Das Kalte wird warm
Der Reiche wird arm
Der Narre gescheut
Alles zu seiner Zeit.

Con espressione
Ein Weiblein der Sybillenschaar
Drohte mir Gefahr Gefahr
Von schwarzen Augen im Januar
Und Februar
Und Merz und — ach durch's ganze Jahr.
Wenn Marianne Du mitleidig bist
Die arme kurze Frist.

Presto fugato
Und Rosenblüt und Rosenlust
und Kirschen Aepfel und Birnen voll!
Gejauchzt getanzt mit voller Brust
Herbey! Herbey! Und laut und toll.
Laßt sie kommen
Alle!
Hier ist genug
Hier schäumt der Most
Die Fässer heraus.
Rum Rum,
Didli di dum
Herbey, herbey
Didli di dey.
Die Laffen
Da stehn sie und gaffen
Der Herrlichkeit zu.
Mit! mit!
Gesprungen! gesungen!
Alten und Jungen!
Mit! duru! Mit!
Sind große Geister
Gestopelte Meister
Verschnitten dazu!

Weiber und Kinder
Zöllner und Sünder
Kritaster Poeten
Huren Propheten
Dal dilleri du

Da stehn sie die Laffen
und gaffen :|:
Der Herrlichkeit zu.

Dum du dum du
Dam dim di di du
Dam dim di di du
Huhu! Huhu!

192.

Aneckdote zu den Freuden des jungen Werthers.

Goethe sagt im III. Theil von Wahrheit und Dichtung, Buch 13 (Ausgabe in 6 Bden. 1860 Bd. IV, 189):

„Die Freuden des jungen Werthers, mit welchen Nicolai sich hervorthat [1]), gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieser übrigens brave, verdienst- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen Alles niederzuhalten und zu beseitigen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er sich sogleich versuchen, und jene Broschüre kam uns bald in

[1]) „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin bei Friedrich Nicolai 1775." —

die Hände. Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki[2]) machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über die Maaßen verehrte. Das Machwerk selbst war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werthers Jugendblüthe schon von vornherein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spektakel, aber glücklicherweise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werther's Gattin und die ganze Sache endigt sich zu jedermanns Zufriedenheit.

„So viel wüßte ich mich davon zu erinnern; denn es ist mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte ich ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht: Nicolai auf Werther's Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust, alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotten und Werther, der ziemlich neckisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen: er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschoßen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu sein und sie nicht sehen zu können, da

[2]) Die Vignette stellt die Scene dar, wie Albert Lotte Werthern übergibt: Werther und Lotte umarmen sich, Albert, im Hintergrunde stehend, reibt die Hände und blickt auf das Paar mit der Befriedigung eines Mannes, der eine gute That vollbracht; während der Amtmann, im Vordergrunde, seiner Ueberraschung nicht Herr, unwillkürlich mit der Hand zum Kopfe fährt.

ihm der Anblick ihres Gesammtwesens fast lieber wäre, als die süßen Einzelheiten, deren er sich durch's Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu schelten, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben, und schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bei so entschiedenen Verdiensten, seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Produktion eine besondere Vorliebe. Die reine heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch-tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt; die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt."

Glücklicherweise war im Jacobi'schen Kreise von jenem verlorenen Originalblatt eine Abschrift genommen worden, die, wie schon gesagt, im Jacobi'schen Nachlasse aufbewahrt war.

Den Goethe'schen Scherz zu würdigen, muß man nothwendig Nicolai's Expektoration kennen. Erst dann verstehen wir Nachkommen, denen die vor-Goethe'sche Zeit des 18. Jahrhunderts kaum mehr in der Erinnerung ist, welch' ungeheuren Fortschritt das Erscheinen Werthers bedeutete. Nicolai ist der Vertreter des altmodischen Philisterthums, das in die neue Zeit sich nicht finden kann. Man erstaunt in seinem Machwerk über eine Plattheit, eine ästhetisch-psychologische Fühllosigkeit und eine dummdreiste Selbstgefälligkeit, die über alle Beschreibung groß sind. Uns erscheint Nicolai's Schrift unwillkürlich als eine beißende Satire auf sich selbst. Wie sehr dieß aber hauptsächlich

nicht sowohl an persönlichem Unverstande, als vielmehr an dem mangelnden Verständnisse der ganzen alten Zeitrichtung für diese nun auftretenden Produkte eines in's volle Seelenleben hineingreifenden Genie's lag: das beweist besser als jedes Raisonnement der Umstand, daß selbst ein feingebildeter Mann wie Boie an Nicolai's Machwerk Gefallen fand. [3]) Heutzutage wäre dieß selbst dem nüchternsten, unpoetischsten, gegen alle Schwärmerei eingenommensten Manne nicht mehr möglich.

Es hätte keiner Aeußerung Goethe's bedurft, um zu wissen, wie er über Nicolai und sein Geistesprodukt dachte. Wenn er aber trotzdem in dem Manne die Blüthe des Philisterthums als einen, wenn mit wirklicher Ueberzeugung gepaart, in seiner Art berechtigten Standpunkt anerkennt, indem er ihn nur mit dem mildesten Spotte, gleichsam mit einem lächelnd ertheilten Achselstreiche bedenkt, anstatt ihn mit überlegenem Hohne in die Nichtigkeit seines Wesens hinabzustürzen — so möge man hierin einen Zug jener wahren Humanität und bescheidenen Menschenachtung erkennen, die man Goethe'n so vielfach abzustreiten geneigt ist, und die er hier selbst im Uebermuth der Jugend nicht verleugnet hat.

Zum Beleg für die Wahrheit unsrer Ansicht, zugleich um der nachfolgenden „Anekdote" eine kleine Folie unterzubreiten, können wir uns nicht versagen, einen kurzen Auszug aus Nicolai's Schriftchen zu geben, das zu einer großen Seltenheit geworden ist, und deßhalb wenigen unsrer Leser bekannt sein wird.

Hanns, „ein Jüngling von 21" und Martin, „ein Mann von 42 Jahren" sind die Personen des Gesprächs, mit welchem die Schrift anhebt.

---

[3]) Boie findet, daß „die Schrift mit Philosophie und Laune geschrieben ist, die ihrem Verfasser große Ehre macht". Vgl. Weinhold, H. Ch. Boie, Halle 1868 S. 165.

„'s, der Henker hohl 'n Buch, die Leiden des jungen Werthers, sagte Hanns, 's dringt Dir durch Mark und Bein, jede Ader schwillt Dir, und 's Gehirn funkelt Dir, daß Du gleich auf möchtest —

„Ja freylich, 's so ein Buch, sagte Martin, wer's geschrieben hat, kann sich ruhig auf's Haupt legen, und fürchten nicht, daß über hundert Jahr 'n belesener Tölpel davon schwatze: 's euch ein rar Buch, ihr Leute, seit 99 Jahren hat kein Mensch davon was gehört und gesehn."

In dieser geistreichen Art und künstlerischen Form (die Nicolai für eine Nachbildung der Sprache der „Genie's" hielt) diskutiren beide Personen den Roman, indem Hanns Werther, Martin Albert zu vertheidigen sucht. So spricht denn Hanns auch für den Selbstmord Werther's. Martin aber meint, Werther hätte vernünftiger sein, sich der Mittel zur Heilung seiner Leiden bedienen sollen. „Ich sage, Freund! liegst in einer engen Stube voll fauler Dünste, öfne's Fenster, draußen ist's lieben Gottes reine Luft, die alle Creaturen erquickt, trink 'n Julep, der dein Blut abkühlt, nimm 'n Chinatrank, der Fäulniß hindert und Kraft giebt. Dieß war Werther auch sich selbst schuldig. Die ganze Welt lag ja vor ihm. Und war er, der edelsten einer, der Welt nichts zu leisten schuldig? Warum wollt' er einzeln stehn?"

Der gute Martin-Nicolai hat freilich keine Ahnung, daß Werthern weder Julep noch Chinatrank helfen konnten, daß er eine von Anfang an durch das Ueberwiegen der Gefühlsseite aus dem Gleichgewicht gebrachte Natur war, deren Umsturz eine Zeit, wie die, in welcher er lebte, nur noch beschleunigen konnte. Er begreift auch nicht, daß Werthern mit keinem Rathe, auch dem vernünftigsten nicht, zu helfen war; weil er sonst wohl ein verständiger Philister, zu dem Nicolai ihn gern umbilden möchte,

aber eben nicht Werther, und Werthers Leiden nicht seine Leiden gewesen wären.

Nicolai, im Gegentheil, meint, der ganzen Geschichte wäre mit einer ganz leichten Veränderung eine Wendung zu geben gewesen, die sie zu glücklichem Ausgange gebracht und dadurch das üble Beispiel des Selbstmords vermieden hätte. Er nimmt nämlich an, daß Albert mit Lotten nur verlobt, nicht verheirathet gewesen wäre. „Du siehst, ich denk mir's so, weil die Scene um Worms liegt, wo man sich nicht so leicht scheiden kann, wie in Brandenburg. Wär's da, ändert ich auch dieses nicht.“

Und nun folgt denn ein ausgearbeiteter Schluß des Roman's von S. 214 der Originalausgabe (W. 1860. Bd. III, S. 38) an, wo Albert von seiner Geschäftsreise zurückkommt. Lotte gesteht ihm sogleich die Scene, welche sie am Abend vorher mit Werther gehabt hatte, Albert macht ihr einige Vorstellungen darüber, erklärt aber schließlich, daß schon seit längerer Zeit der Entschluß in ihm herangereift sei, sie Werthern zu überlassen, um nicht drei Menschen unglücklich zu machen. „Lotte, nach vielen Umschweifen, nach vieler weiblichen Zurückhaltung, gestand ihre herzliche Liebe zu Werthern, nahm Alberts Vorschlag dankbar an und ging in ihr Zimmer, um (ihrem Vater) zu schreiben“. — Inzwischen hatte Werther nach Alberts Pistolen geschickt, und dieser sie selbst geladen und dem Boten übergeben. Werther schoß sich eine derselben vor den Kopf. Albert erhielt die Nachricht, nebst Briefen Werthers, die er las, und Alles vor Lotten verbergend, eilte er zu Werther, der auf sein Bett gelegt worden war.

„Werther hob die Hand ein wenig empor und bot sie Alberten. „„Nun triumphire, sagt' er, ich bin nun aus Deinem Wege!““ Albert aber will nicht triumphiren, sondern mit ihm

reden, ihn zur Vernunft bringen.[4]) Werther weiset ihn mit Verachtung ab: da rückt Albert heraus: „'s war keine Hülfe da? Konnt' nicht ich, der ich Dich liebe, weil ein braver Junge bist, Dir Lotten abtreten? Faß 'n Muth, Werther! 'ch will's noch itzt thun". Als Werther dieß für boshaften Hohn nimmt — denn er hält sich für sterbend — fährt Albert fort: „Guter Werther, bist 'n Thor! Wenn doch kalte Abstraktion nicht klüger wäre, als versengte Einbildung. — Da laß Dir's Blut abwischen. Sah' ich nicht, daß Du 'n Querkopf warst, und würd'st Deinen bösen Willen haben wollen. Da lud ich Dir die Pistolen mit 'ner Blase voll Blut, 's von 'em Huhn, das heute Abend mit Lotten verzehren solt." Werther sprang auf: Seligkeit — Wonne — u. s. w. — Er umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß sein Freund so großmüthig gegen ihn handeln könne." Eine kleine Moralpredigt Alberts schließt die Versöhnung, der bald die Heirath Werther's und Lotten's folgt.

Allein Nicolai's moralbedürftiges Gemüth ist mit diesem Abschluß keineswegs zufrieden. Er fügt zwei weitere Abschnitte

---

[4]) Nicolai gebraucht hier (S. 31) ein Gleichniß, dessen Geschmacklosigkeit selbst in einem so überaus geschmacklosen Werke, wie das Ganze ist, noch hervorsticht. „Kannst aus der Mutter Natur Schublade, wenn's Dir einfällt, nicht eben Zuckerwerk genug naschen, so wilt gleich aus 'r Haut fahren, denkst sie giebt Dir nie wieder Zucker." Das Gleichniß ist von Goethe entlehnt; im Werther, 1. Buch (Werke 1860, III, S. 3) heißt es: „Ich gestehe Dir gern, daß diejenigen die glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus und anziehen, und mit großem Respekt um die Schublade umher schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr!" — Auch ein Beweis für die Wahrheit des Satzes Schopenhauer's, daß ein beschränkter Kopf die Gedanken des Genies wie ein schiefgeschliffener Spiegel bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und entstellt wiedergibt. —

hinzu: „Leiden Werthers des Mannes" und „Freuden Werthers des Mannes". Wir verzichten gern darauf, den Verlauf dieser mit noch platterer Erfindung, als der erste, zusammengestoppelten Abschnitte zu verfolgen. Denn mehr als genug zeigt der erste Blick.

Lotte hat einen Sohn geboren, vermag ihn aber nicht selbst zu säugen. „Eine Amme wird geholt. Ein Ungeheuer durch viehische Lust mit verborgener Pest angesteckt, vergiftete den zarten Säugling, und der Unschuldige vergiftete, unwissend, die Mutter, die ihn mütterlich liebkosete". Das Kind stirbt darüber, Lotte wird mit Mühe gerettet. Dieß ist die erste Prüfung „Werthers des Mannes".

Den Schluß des Ganzen bildet der kurze Dialog zwischen Hanns und Martin: „Hm, sagte Hanns, hol' mich 'r Henker, 's hätt doch auch so kommen können. Ey, freilich wohl! sprach Martin, auch noch auf hundertley andere Art. Erschießt man sich aber einmahl im Ernst, weg sind sie. — Hanns: Hast traun recht, 'ch schieß mich nit!"

Keine Frage, daß der Tendenz Nicolai's etwas Richtiges und Berechtigtes zu Grunde lag. Es ist bekannt, wie schlimm in mancher Beziehung Werther wirkte. Auch ist von Nicolai nicht zu verlangen, daß er die Einsicht habe, die uns erst durch geschichtliche Betrachtung jener Zeiten geworden ist: daß Werther, als das Produkt seiner Zeit, diese Stimmungen und die ganze Gemüthsrichtung auf das Gefühlsleben nicht erzeugte, vielmehr eben aus ihnen heraus geworden war, und als eine künstlerische Objektivirung dieser krankhaften Zustände zugleich den Höhepunkt und die Ueberwindung und Heilung derselben bezeichnete.

Keine Frage aber auch, daß nicht leicht ein Machwerk zu ersinnen wäre, das seinen Zweck sicherer verfehlen und der

bekämpften Sache nur noch mehr und gewissere Anhänger verschaffen mußte, als diese Ausgeburt einer unerträglichen Philisterhaftigkeit, in der, trotz der Versicherung des Gegentheils (Nicolai S. 8) alles und jedes Verständniß für den Dichter und sein Werk fehlt.

Offenbar hat gerade diese völlige Organlosigkeit Nicolai's für Poesie und Kunst auch Goethe so mild gestimmt. [5]) Vielleicht glaubte er in den Worten „Ein blinder Mann, ein armer Mann" genugsam ausgedrückt zu haben, was er über Nicolai dachte, und hat deßhalb im übrigen sich mit mildem Spott begnügt. —

Wir lassen die Scene in buchstäblich genauem Abdrucke folgen.

Aneckdote

zu den Freüden des jungen Werthers.

Lotte im Neglischee; Werther im Hausfrack sizzend, sie verbindt ihm die Augen.

Lotte. Nein Werther das verzeih ich Alberten mein Tage nicht, ich hab ihn lieb und werth und bin ihm alles schuldig; aber mich dünkt doch wenn einer einen klugen Streich machen will, soll er ihn nicht halb thun, soll nicht durch einen grillenhaften läppischen Einfall alles verderben, was er etwa noch gut machen könnte. Wo ist da nur Menschenverstand, Gefühl, Delicatesse in seiner Aufführung? Der verfluchte Schuß! Es war ein Hanswursten Einfall. Er sollte Dich von Deiner Ver-

---

[5]) Daß Goethe Anfangs darüber erzürnt war, geht aus den Briefen Nicolai's an Merck und Höpfner hervor (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, hersgeb. von Wagner, Lpzg. 1847 S. 119. 121), worin Nicolai sich verwahrt, daß er Goethe's Talente und Person nicht habe angreifen wollen.

zweiflung kuriren, und bringt Dich fast um Deine Augen. Deine lieben Augen, Werther, Du hast seit der Zeit noch nicht helle daraus gesehn.

Werther. Sie brennen mich heüt wieder sehr. Es wird besser werden. Albert hats gut gemeynt. [Was kann man dafür daß es die Leüte gut meynen.

Lotte. Ich begreife nicht, wie Du nicht gar ein Auge drüber verlohren hast. Und Deine Augenbraunen sind hin. (sie küst ihm die Stirne.) —

Werther. Liebe Lotte!

Lotte. So schön gezeichnet wie sie waren, werden sie nimmer wieder. Meynt er doch Wunder was er gethan hätte; wenn er zu uns kommt siet er immer so freündlich drein, als wenn er uns glücklich gemacht hätte.

Werther. Hat ers nicht? Hat er mich nicht Dir gegeben? Dich mir! Bist Du nicht mein Lotte?

Lotte. Wenn er denn Gelassenheit, Gleichgültigkeit genug hatte das zu thun: konnt ers mit weit wenigerm Aufwand. Wäre er statt seiner Pistolen selbst zu Dir gegangen, hätte gesagt: Werther halt ein Bißgen! Lotte ist Dein! Du kanst nicht leben ohne sie! Ich wohl! Also seh ich als ein rechtschaffener Mann — Du lächelst Werther!

Werther. Sezze Dich zu mir Lotte und gieb mir Deine Hand. [Ein blinder Mann ein armer Mann!] (Er küst ihre Hand) Ja es ist Deine Hand Lotte, die ich seit der ersten Berührung immer mit verbundenen Augen aus hunderten mit meinen Lippen hätte heraus finden wollen. Du bist wohl.

Lotte. Ganz wohl. freylich gehts ein Bißgen drunter und drüber mit uns! Aber weils uns immer wunderlich ging —

Werther. und die Leüte die unsre Sachen zurecht legen wollten ihr Handwerk nicht verstunden.

Lotte. Es mag gut seyn, nur sollten sie mit ihrer hoch-

weisen Nase nicht so oben drein sehen. Das gesteh ich Dir gerne, ich kannte Alberten immer als einen edlen ruhigen und doch warmen Mann; aber seit pagina drey und zwanzig [6]) der ganz fatalen Scene, wo er mir mit der unleidlichsten Kälte aufkündigt, mir die niedrigsten Vorwürfe macht, die ich denn in der Beklemmung meines Herzens so mußte hingehn lassen, ist er mir ganz unerträglich. Ich liebte ihn warrlich, ich hoffte ihn glücklich zu machen, ich wünschte Dich fern von mir — und so Werther! ich weiß noch nicht ob ich Dich habe.

Werther Ich dächte Du wüßtest's! Und behalten must Du mich nun einmahl.

Lotte. (scherzend) Nun Du bist mir so gut als ein andrer.

Werther. Aber der Andre hat Dich doch nicht! Weibchen!

Lotte. Nun nim mirs nicht übel, wenn, ich weis nicht welcher Teufel ihn auf dem Ritt pagina drey und zwanzig den Kopf nicht verrückt hätte, ich wäre nicht hier.

Werther. Und ich?

Lotte. Wo Du könntest

Werther. Lotte!

Lotte. Du lebst und ich bin zufrieden.

Werther. Das ist nun doch Albertens Werk hab ihm Dank.

Lotte. Nicht gar. Kann einer nicht etwas für uns thun ohne Dank zu verdienen. Hättest Du die Relation gelesen die er davon an Madame Mendelsohn schrieb Du wärst rasend geworden pagina drey und zwanzig bis sechs und dreysig inclusive [7])

---

[6]) Seite 23 beginnt bei Nicolai der verbesserte Schluß des Werther, dem das obenerwähnte Gespräch vorausgeht.

[7]) Goethe, auf Nicolai's Wendung der Schicksale Werthers und Lottens eingehend, behandelt Nicolai's Erzählung als einen Bericht Alberts an Mad. Mendelssohn (ein Seitenhieb auf die Berliner Philisterei und Herumspürerei).

Werther. Wie so? Was meine liebe?

Lotte. Erst must ich lachen, wie er von der ganzen Sache gar nichts begreiffen, nicht die mindeste Ahndung von dem gehabt hatte was in Deinem und meinem Herzen vorging. Hernach verdroß mich's, was er sich den Bauch streicht, und thut als wenn er im März voraus gesehen hätte daß es Sommer werden würde. Und was Du für eine Figur drinnen spielst mit dem Sauschuß vorm Kopf! Du meinst immer Du wärst todt, pagina Neün und zwanzig, und sprichst immer so vernünftig ibidem. Was machen Deine Augen mein Bester?

Werther. Sie sehn Dich nicht.

Lotte. Sieh doch wie artig!

Werther. Freylich nicht wie pagina zwey und vierzig ehemals.

Lotte, Nein von der Relation zu reden! Sieh wie er die besten wärmsten Stellen Deiner Briefe parodiert, und sie wie ein ZahnArtzt die ausgerissnen Zähne um seinen stattlichen Hals hängt[8], mit viel Gründlichkeit zeigt wie unrecht man gehabt habe, mit solchen Maschinen von Jugend auf zu kauen. Ich wär ihm feind geworden, wenn ich das könnte. Es ist so garstig!

Werther. Was geht das mich an!

Lotte. Ich sagte Dir immer Du solltest mit Deinen Papieren vorsichtiger umgehn. Wie wenig Menschen fühlen solche Verhältnisse, und von den kalten Kerls nimmt jeder draus nicht was ihn freüt sondern was ihn ärgert, und macht seine eigne Sauce dazu, vide totum opus.

Werther. Du bist doch immer die liebe Lotte, findst das

---

[8]) Nicolai führt zahllose Aeußerungen, Wendungen ja selbst einzelne Ausdrücke Werthers in seinen Text verwoben, aber durch fette Schrift hervorgehoben, an. In der That machen sie in dieser erzprosaischen Umgebung einen fast peinlichen Eindruck.

alles sehr dumm und bist im Grund doch nicht bös. Küsse mich Weibgen, und mache daß wir zu Nacht essen. Ich möchte zu Bette ob ich gleich spüre, daß mich meine Augen werden wenig ruhen lassen.

Lotte. Die verfluchte Cur.

Im Jacobi'schen Nachlaß findet sich außer dem Vorstehenden noch auf einem kleinen Streifen Papier von Goethe eigenhändig geschrieben Folgendes:

„Ein liebs Weibgen sagte von den Freuden nach allerley unter andern, nein! Mit dem Hünerblut das ist eckelhaft[9]), und wenn die Vignette nicht wäre, man konnte das ganze Buch nit brauchen; aber so liest man immer fort, und meynet es wär auch so was liebs im Buch drinne."

(Daneben stehend:)

„Stosgebet.
Vor Werthers Leiden
Mehr noch vor seinen Freuden
Bewahr uns lieber Herre Gott."

(Darunter sind mit der Feder zwei Karrikaturköpfe im Profil gezeichnet.)

---

[9]) Vgl. hierzu Nicolai an Höpfner 26. May 1775 (Briefe aus dem Freundeskreis von Goethe ꝛc. S. 121) „— Wegen der Freuden ist viel Mißverständniß. Ich habe wahrhaftig Goethe's Talente nicht angreifen wollen, noch weniger seine Person. Wenn die mit Blut geladene Pistole unanständig sein soll, so habe ich noch ein gutes Mittel, Werthern auf die alleranständigste Art das Leben zu erhalten. Ich werde wohl noch ein Paar Bogen über diese Materie schreiben müssen." — Glücklicherweise fehlte dem fleißigen Manne die Zeit hierzu.

Lenziana.

Die nachfolgenden Lenziana, acht an der Zahl, fanden sich alle in dem Jacobi'schen Nachlasse vor. Sie waren vereinigt mit den Goetheanis und einigen andern schon gedruckten Sachen von Goethe und Herder in einem kleinen Convolut, auf welches von der Hand Lene Jacobi's: „Gedichte von Goethe, Lenz und Herder" geschrieben stand. Es hätte dieser Andeutung nicht bedurft, um die Gedichte als unzweifelhaft Lenz angehörig erkennen zu lassen. Wer nur im Mindesten Lenz' Gedichte und Schicksale kennt, findet beider Eigenthümlichkeiten auf's Unzweideutigste in diesen Gedichten wieder.

Als Gedichte haben sie mit so vielen Lenzischen gemein, daß keine Feile die oft nicht nur harten, sondern geradezu platten und schlechten Wendungen und Ausdrücke beseitigt hat, die doch wieder neben Stellen der schönsten und erhabensten poetischen Diktion stehen, aus denen ein Dichter und ein großer Dichter unverkennbar uns entgegentritt.

Wer mit solchen, im einzelnen Fall wohl einmal schwierigen Kennzeichen, die mit Sicherheit zu verfolgen nicht Jedermanns Sache ist, sich nicht begnügen will, den muß die inhaltliche Eigenthümlichkeit dieser Gedichte um so mehr überzeugen. Es kann mit Bestimmtheit ausgesprochen werden, daß Gedichte wie „Urania", „Auf eine Papillote", „An Seraphine" von keinem andern deutschen Dichter, als eben Lenz, geschrieben werden konnten.

Denn der Gegenstand und die ganze Empfindungsweise, mit der er erfaßt wird, ist bis in's Einzelnste lenzisch: Die schwermüthigste Melancholie, die die Geliebte aus der Ferne anbetet wie ein Heilgthum, ohne Hoffnung nur einen Blick von ihr zu erhalten; die mächtig gewachsene Leidenschaft, die einen, wenn auch nur äußerlichen Verkehr mit der Geliebten errungen hat, aber in diesem Kosten des Glücks nur die Unmöglichkeit, das Ziel der Wünsche je zu erreichen, um so düsterer, um so verzweiflungsvoller vor sich sieht; endlich die aufdämmernde Gewißheit, daß auch die Geliebte selbst sich von ihm wendet, und daß nur Tod oder Verzweiflung ihm übrig bleibe — diese Stufenleiter Lenzischer Liebe und Lenzischen Schicksals liegt in jenen drei Gedichten so deutlich vor Augen, daß man blind sein müßte, sie nicht zu erkennen.

Ja, die Sprache dieser Gedichte ist so deutlich, daß sie uns vielleicht über Lenz' Schicksal selbst, das bekanntlich noch manche Dunkelheiten enthält, neue Aufklärungen geben kann. Jedenfalls deutet der Inhalt der beiden Gedichte „Auf eine Papillote" und „An Seraphine", besonders des letzteren, auf bestimmte Verhältnisse hin, die für Lenz von entscheidender Wichtigkeit waren.

Leider müssen wir von vornherein gestehen, daß Gewißheit zu geben mit dem bis jetzt vorhandenen gedruckten Materiale auch heute noch nicht möglich ist. Wenn wir trotzdem uns über den Gegenstand in der Kürze auslassen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß jeder Versuch diese seltsamen Räthsel in Lenz' Leben aufzulösen an sich dankenswerth und für spätere Forscher, denen wohl noch weiteres Material zugänglich wird, vielleicht nicht ganz unnütz ist. Man hat bis vor wenigen Jahren Lenz so mißgünstig und stiefmütterlich behandelt, daß es nicht mehr als billig erscheint, nun auch einmal ein Uebriges für ihn zu thun.

Es ist bekannt, daß erst durch Dorer-Egloff[1]) und Gruppe[2]) die bis dahin ganz von Goethe's Darstellung in Wahrheit und Dichtung beeinflußte ungünstige Auffassung von Lenz' Charakter und Dichtertalent modificirt und durch Herbeiziehung neuen und schärfere Kritik des früheren Materials seine Lebensverhältnisse aufzuklären versucht worden ist.

Wenn man auch zugeben wird, daß Dorer's und Gruppe's Ansichten nur den Werth einer Hypothese haben, deren Wahrheit sich nicht strikt beweisen läßt, so muß man doch auch anerkennen, daß diese Hypothese geistvoll und nach mancher Richtung mit viel Wahrscheinlichkeit durchgeführt worden ist.

Wir sind leider durch den Mangel an literarischem Material außer Stande zu beurtheilen, ob Düntzer[3]) durchaus Recht habe in dem Vorwurfe gegen Dorer und Gruppe, daß nämlich diese die Baronesse Adelaide von Waldner, Hofdame in Weimar, mit der Baronesse Henriette Luise von Waldner, der spätern Baronin von Oberkirch verwechselt hätten. Nur soviel steht fest, daß jene Dorer-Gruppe'sche Hypothese mit den Andeutungen Lenzischer Gedichte sehr wohl übereinstimmt, während dieß Alles auf Henriette von Waldner in keiner Weise passen würde. Jedenfalls kann man mit den vielen Räthseln in Lenz' Leben wie in seinen Gedichten nicht so kurzer Hand fertig werden, wie Düntzer, der die meisten einfach bei Seite setzt. Wenn man freilich Lenz für nichts als einen abgefeimten Komödianten und

---

[1]) Lenz und seine Schriften. Nachträge zu der Ausgabe von Tieck und ihren Ergänzungen. Baden 1857.

[2]) Lenz' Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe. Berlin 1861.

[3]) In seinem Aufsatze über Lenz im Morgenblatt 1858, welcher in seinem 1868 erschienenen Buche „Aus Göthe's Freundeskreise“ fast unverändert wieder abgedruckt ist; sowie in seiner Recension des Gruppe'schen Buches in den Blättern für literar. Unterhaltung 1862 Nr. 27.

Betrüger seiner selbst wie Anderer hält, dessen Angaben in Briefen und Werken eigentlich niemals Glauben zu schenken sei — wie dieß Düntzer an den angeführten Orten in der That bis zum Aeußersten thut —: so hört überhaupt jede Kritik auf, und man setzt eine Willkürlichkeit an deren Stelle, die noch weit größer ist, als diejenige, welche Düntzer an Gruppe so sehr tadelt. Innere Gründe aber gelten Düntzer vollends nichts.

Wie es mit Lenz' Liebe aber auch sei: zwei Punkte sind durch die Untersuchungen von Dorer-Egloff und Gruppe außer Zweifel gesetzt:

Erstlich, daß nicht, wie bis dahin angenommen worden, Friederike von Sesenheim Lenz' einzige Liebe gewesen sei, und daß demgemäß auch nicht auf sie sich die meisten der Lenzischen Liebesgedichte beziehen.

Sodann, daß eine vorübergehende Liebe, wie Düntzer sie zu Henriette von Waldner annimmt, diejenigen Liebesgedichte von Lenz, die auf Friederike keinen Bezug haben, nicht erklären kann.

Aus den Gedichten von Lenz, besonders aus dem: „Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit“ (Werke III, 249) und „Mit schönen Steinen ausgeschmückt“ (Ebd. S. 248), mehr noch aber aus dem nachstehend veröffentlichten Gedichte „An Seraphine“, wie auch aus dem „Auf eine Papillote“ scheint uns unzweideutig hervorzugehen, daß die hier geschilderten Empfindungen und Erlebnisse direkten Zusammenhang mit der Katastrophe in Weimar und die tiefgehendste Wirkung auf Lenz' Gemüthszustand hatten.

Nach Allem, was wir überhaupt über diese Dinge wissen, könnte man, wenn man die Liebe zu der Hofdame von Waldner verwerfen wollte, nur zwischen zwei Möglichkeiten wählen. Entweder muß man annehmen, daß Herzogin Luise von Weimar

selbst der Gegenstand von Lenz' Liebe gewesen sei, oder daß diese Liebe sich auf Frau von Stein gerichtet habe.

Beide Ansichten haben Manches für sich. Die erstere kann das Gedicht „Tantalus", worin der die Juno liebende Tantalus geschildert ist, und etwa noch „den Engländer", in welchem die hoffnungslose Liebe zu einer Prinzessin dargestellt ist — beides mit offenbar subjektiven Bezügen — zum unterstützenden Belege anführen. Auch erklärte sich unter dieser Voraussetzung auf's Natürlichste die sonst in der That räthselhafte Sorgfalt, mit welcher der Grund von Lenz' plötzlicher Entfernung von Weimar von allen Betheiligten verheimlicht und jede darauf hinweisende schriftliche Auslassung offenbar absichtlich unterdrückt und vernichtet worden ist[4]). Dagegen aber spricht der Umstand, daß in den Briefen von Lenz sich keine einzige Aeußerung in diesem Sinne deuten läßt und daß die lyrischen Gedichte und eine Menge anderer Aeußerungen und Thatsachen es geradezu unmöglich machen, jene Ansicht festzuhalten. Eine Liebe, die von der ersten Minute an so absolut hoffnungslos gewesen wäre, hätte in den Gedichten schlechterdings einen dem entsprechenden Ausdruck finden müssen, während diese doch, wie sie uns vorliegen, fast alle eine gewisse, wenn auch sehr wechselnde und im Ganzen schwache Hoffnung durchschimmern lassen.

Dafür, daß Lenz Frau von Stein geliebt habe, scheinen einzelne Aeußerungen Goethe's[5]) und seine ganze heftige Verstimmung, ja Erbitterung gegen Lenz zu sprechen. Allein man

---

[4]) Dieß geht z. B. aus dem Umstande hervor, daß eine Stelle in Lenz' Brief an Herder, welcher darüber etwas enthalten haben muß (Herder's Nachlaß I, 244), abgerissen war, überhaupt, daß unter all den Briefen aus jener Zeit keine die mindeste Aufklärung gewährende Notiz sich findet.

[5]) Z. B. die Stelle, Briefe an Frau von Stein I, 72: „Die Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder spüre, wie tüchtig es ist, und was es aushalten kann." —

kann diese letztere sehr wohl aus andern Gründen erklären, und da keine Aeußerung von Lenz in Briefen oder Gedichten für diese Ansicht spricht, so wird man auch sie aufgeben müssen. Denn auch nicht die leiseste Andeutung einer Rivalität mit einem Manne, wie Goethe, findet sich in den Liebesgedichten, wie bei Lenz' Subjektivität sicherlich der Fall sein würde, wenn wirklich Frau von Stein der Gegenstand von Lenz' Liebe gewesen wäre. Ganz direkt spricht gegen diese Voraussetzung z. B. das weiter unten zu besprechende Gedicht „An Seraphine", welches offenbar in engster Beziehung zu der Weimarer Katastrophe steht, aber eine Deutung auf Frau von Stein und Goethe in keiner Weise zuläßt.

So bleibt es — wie die Dinge wenigstens bis jetzt liegen — immer noch am Wahrscheinlichsten, daß in der That die Liebe für Adelaide von Waldner es war, welche ihren Ausdruck in jenen Gedichten fand. Erinnern wir uns, daß im „Waldbruder", jenem sicherlich während oder nach dem Aufenthalte in Weimar geschriebenen Romane in Briefen, den Dorer-Egloff in seinem Buche wieder veröffentlicht hat, und der offenbar viel Wahrheit aus Lenz' Leben schwach verhüllt in ein Gewand der Dichtung enthält — erinnern wir uns, daß hier Herz (Lenz) seine Geliebte zuerst aus Briefen kennen und lieben lernt, und längere Zeit eine ganz falsche Person für die Verfasserin dieser Briefe hält (Dorer-Egloff S. 95 f.), bis er erst später durch persönliche Bekanntschaft mit der wahren Geliebten über seinen Irrthum aufgeklärt wird. Wäre es nicht möglich, daß Lenz diesen Zug aus der Wirklichkeit genommen hätte, daß er selbst, als er Lavater Mittheilungen über seine Geliebte machte (Dorer-Egloff S. 197, Brief 13 von Anfang 1776) sie mit jener Henriette Luise von Waldner verwechselt hätte? Bei einer so zum Idealen und Schwärmerischen neigenden Natur, wie sich Lenz besonders in seinen Liebesgedichten und -Erlebnissen offenbart, wäre eine solche Seltsamkeit nicht so undenkbar. Er würde

dann erst in Weimar über seinen Irrthum aufgeklärt worden sein, wo er Frl. von Waldner erst persönlich kennen gelernt hätte. Denn daß er eine Frl. von Waldner noch in Weimar geliebt hat, beweist der Brief vom 14. April 1776 aus Weimar (Dorer-Egloff, 199).

Sollte sich nachweisen lassen, daß diese Verwechselung nicht der Fall, und Adelaide von Waldner nicht Lenz' Geliebte gewesen sein könne: so stände man an einem neuen, völlig undurchdringlichen Räthsel.

Denn soviel ist gewiß, daß jene genannten, wie noch manche andre Gedichte von Lenz sich auf Erlebnisse beziehen müssen. Es ist das unbestreitbare Verdienst von Dorer-Egloff und Gruppe, gezeigt zu haben, daß Lenz in noch höherem Grade als Goethe in seinen Gedichten seine eigenen innern Erlebnisse niedergelegt hat. Und wer die späteren Sachen von Lenz liest, kann sich unmöglich der Einsicht verschließen, die auch Gruppe ausgesprochen hat, daß nämlich der Dichter immer ausschließlicher und leidenschaftlicher in einen ganz bestimmten, engen Kreis von Empfindungen sich verbohrt hat, und nicht mehr im Stande war, sich darüber zu erheben. Schon „die Freunde machen den Philosophen" und „Petrarch"[6]) behandeln das Thema einer mehr oder weniger unglücklichen Liebe, „Tantalus", „der Engländer", „der Waldbruder" geben demselben nur eine noch schärfere, tragischere Wendung; ja selbst einzelne Züge kehren wieder. Seelenkundige erkennen darin Symptome einer Krankheit, die nicht nur das Dichtergenie, sondern die ganze geistige Gesundheit des Mannes untergraben und zu Falle bringen mußte.

Die uns hier vorliegenden Gedichte geben uns im Kleinen ein ähnliches Bild. „Unser Herz" und „Urania" zeigen den

---

6) Die allerdings, wie Düntzer gegen Gruppe richtig bemerkt, vor die Weimarer Zeit gesetzt werden müssen.

Beginn einer aufkeimenden Leidenschaft, die noch in heiliger Ehrfurcht die Geliebte anbetet, aber fern von ihr in Hoffnungslosigkeit trauert. „An Minna" und „Auf eine Papillote" weisen auf eine etwas spätere Zeit hin, als schon ein gewisser Verkehr mit der Geliebten eingetreten war. Das letztere Gedicht bildet durch seinen verzweifelnden Schluß gewissermaßen den Uebergang zu dem „An Seraphine", das offenbar den Schluß des ganzen Verhältnisses, eine eingetretene unheilbare Katastrophe andeutet. Wir glauben aus diesen inneren Gründen „Unser Herz" und „Urania" noch in die Straßburger, „An Minna" und „Auf eine Papillote" an den Anfang oder die Mitte, „An Seraphine" an den Schluß der Weimarer Periode stellen zu sollen.

Biographisch am wichtigsten ist jedenfalls das letzte dieser Gedichte. Das Blatt trägt anstatt der Ueberschrift (die wir nur der bequemeren Bezeichnung wegen zufügten) die Worte an der Spitze: „Dies ward am Abend vor dem Duell geschr."; der ganze Satz aber ist durchgestrichen, ehe das letzte Wort, das offenbar „geschrieben" heißen sollte, ausgeschrieben war.

Ist es erlaubt, eine Ansicht auszusprechen, die allerdings zunächst nur den Werth einer Hypothese hat, so möchten wir uns die Katastrophe in Weimar so vorstellen, daß Lenz, wie es das Gedicht: „Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit" andeutet, die Geliebte, durch festlichen Schmuck noch verführerischer und bezaubernder für ihn, allein getroffen, vielleicht überrascht habe. Nicht mehr im Stande, seine Gefühle, die er lange mit Gewalt in sich zurückgedrängt hatte, zu beherrschen, mag er, sich und Alles um ihn her vergessend, ihr seine Liebe ausgesprochen, ihre Hand ergriffen und sie zum ersten und einzigen Male an sein glühendes Herz zu ziehen versucht haben. Aber auch nur versucht haben: mehr kann nicht geschehen sein. Denn es ist ja der bitterste Stachel jenes erschütternden Gedichtes, daß er den einzigen Augenblick seines Lebens, da seine

Lippen, seine Arme die Geliebte umschließen konnten, versäumt, und sie nun doch auf ewig und unwiederbringlich nicht nur gegenwärtig, sondern für alle Zukunft verloren habe. Er hat diesen Augenblick versäumt, — oder vielmehr dieser nächste Augenblick, den er schon zu besitzen schien, ist nicht erschienen. Denn er wurde aufgeschreckt, überrascht durch die Ankunft eines Dritten — und ein unheilbares Unglück war geschehen. War man auch in Weimar nachsichtig in Liebesangelegenheiten, so war es doch unmöglich eine Scene der Art öffentlich werden zu lassen, ohne den kühnen Frevler zu bestrafen. War es doch die Braut eines Andern, eine Dame, nach damaligen Begriffen, weit über seinem Stande, und war endlich noch — wenn nicht Alles trügt — der Ort derart, daß diese Kühnheit doppelt unstatthaft erschien. Nehmen wir an, daß die Scene in dem herzoglichen Schlosse, in den Gemächern der Herzogin oder in einem Vorzimmer oder Corridore vorfiel, wo Lenz, der viel mit dem Herzogspaare verkehrte, leicht hinkommen, wo aber auch die Dienerschaft Zeuge davon und so das Ganze zu einem öffentlichen Skandal werden konnte — so ist leicht einzusehen, daß die Sache nicht mehr gut zu machen war und für Lenz von vernichtenden Folgen sein mußte. Nach jener durchgestrichenen Anmerkung über dem Gedicht „An Seraphine" scheint aber ein Duell die weitere Folge gewesen zu sein, und es begreift sich dann vollends, daß der Hof einer so delikaten Sache, die sich zu solcher Größe ausspann, nicht ruhig zusehen konnte. Ja, es wäre wohl möglich, daß dem Befehle zu sofortiger Abreise, welche Lenz auferlegt wurde, nebenbei noch die Absicht zu Grunde gelegen habe, dieses Duell dadurch wirksam zu verhindern.

War die Scene in der Nähe der Herzogin vorgefallen, betraf sie eine ihrer Hofdamen, war eine öffentliche Sache daraus geworden, so versteht man, daß die Herzogin selbst sehr entrüstet darüber sein, und daß Lenz das Bedürfniß fühlen

mußte, sich vor ihr noch persönlich zu entschuldigen, wie der Brief an die Herzogin, den Goethe vermittelte, beweist.

Goethe aber, als sein nächster Freund, mochte, ja mußte sich veranlaßt sehen, Lenz, der schon vorher durch sein Betragen Anstoß gegeben hatte, die eindringlichsten, ja wohl heftige Vorstellungen zu machen. Ja, es wäre nicht unmöglich, daß dieß schon vor jener Scene geschehen sei, da Alles darauf hinweist, daß Lenz nach und nach die Selbstbeherrschung immer mehr verloren und also wohl schon vorher seine Leidenschaft zu sehr merken gelassen habe. Lenz mochte diese freundschaftlichen Vorstellungen, die durch Goethe's überlegene Stellung allerdings einen entschieden peinlichen Beischmack für ihn haben mußten, heftig und leidenschaftlich erwidert, mochte entgegnet haben, daß Goethe selbst ungestört und ungestraft ein ähnliches Verhältniß mit einer verheiratheten Frau pflege. Bitterkeit über den allerdings schneidenden Contrast zwischen dem Freunde, dem Alles zum Glücke ausschlug, dem das Schicksal jede Blume in den Schooß warf — und sich selbst, der von einem Mißgeschick in's andre verfiel, dessen heißeste Wünsche und edelste Gefühle auf unüberwindliche Hindernisse stießen, während zugleich sein literarischer Ruhm verdunkelt wurde von dem Glanze seines größern Nebenbuhlers — Bitterkeit über diesen Contrast mochte seine Worte verschärft, man möchte sagen, vergiftet haben: und der Bruch mit Goethe, der in seinen persönlichsten Angelegenheiten, in denen er bekanntlich niemals auch nur den Rath, geschweige denn den Einspruch Dritter liebte, sich angegriffen und schmerzhaft getroffen fühlte, war unvermeidlich. Goethe konnte, seiner Natur nach, diese Beeinträchtigung seines innersten Wesens, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, diesen Eingriff auf die Art und Weise seiner Existenz, die nur aus sich heraus ihr Gesetz empfangen konnte, nicht vergeben noch vergessen. Und es kann für den Seelenkenner kaum ein Zweifel sein, daß hier eine

Regung von Mißgunst, und ein vielleicht fast unbewußter grausamer Trieb, seine Ueberlegenheit zu beweisen [7]), den Stärkeren zu einer unedeln Härte gegen den Schwächeren geführt hat, der es gewagt hatte, sich als ein Gleichberechtigter mit ihm zu vergleichen, und auch so glücklich hatte sein wollen, als es nun einmal nur dem Sonntagskinde beschieden war.

Wir gehören nicht zu denen, welche an Goethe's Moral und Charakter überall etwas auszusetzen finden. Aber daß hier einer seiner schwachen Punkte, daß überhaupt dieß fast herzlose Fallenlassen alter Freundschaften, wenn eine innere Differenz sich unzweideutig herausgestellt hatte, einer der dunkelsten Züge seines sonst so edeln und großen Charakters war, — das kann nur ein völlig blinder Verehrer verkennen. Wenn dieser Goethekultus aber gar so weit getrieben wird, daß ein edler, aber von der Natur tiefunglücklich angelegter Charakter, wie Lenzens, noch nach dem Tode mit den kleinlichsten und widrigsten Verdächtigungen überhäuft wird, wie dieß von Düntzer schon in der Einleitung zu den Briefen von Lenz an Herder (Aus Herders Nachlaß I, 215 ff.) und ungleich mehr noch in dem oben angeführten Aufsatze und in der Recension des Gruppe'schen Buches geschieht — so muß dagegen im Namen der Gerechtigkeit sowohl als wahrer Humanität protestirt und die Ehre des Todten, dem das Leben wahrlich schon schlimm genug mitgespielt hatte, gewahrt werden.

Wie tief und wahr Lenz' Liebe und Verehrung für Goethe war, davon legt die nachstehende „Nachtschwärmerey" und der damit verbundene Brief das unzweideutigste Zeugniß ab; wie viele andre Gedichte von seiner wahrhaft großen und edeln Auf-

---

[7]) Wie Goethe selbst in den Wahlverwandtschaften so schön als wahr sagt: „Wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte." —

fassung und Empfindung der Liebe zum andern Geschlecht zeugen. Wer, bei nur einiger Kenntniß von Lenz' Schicksalen, die nachfolgenden, wie die meisten schon bekannten seiner lyrischen Gedichte ohne tiefe Erschütterung lesen kann — der läse sie überhaupt besser gar nicht. Das Gedicht: „An Seraphine" z. B. spricht, ungefeilt und ohne Aufwand poetischer Diktion in wahrhaft herzergreifender Weise die Empfindung einer Seele aus, der, ohne ihre Schuld, ihr Alles und ihr Letztes genommen und durch die unwillige Abwendung und unverdiente Verkennung der Geliebten auch der letzte Trost — das Mitgefühl der Geliebten — entzogen worden ist. Es geht eine so furchtbare Hoffnungslosigkeit, eine solche stille Verzweiflung durch dies Gedicht, man fühlt so deutlich, wie dieser Seele, der das reinste Gefühl zum schwersten Verbrechen gemacht worden war, damit der Glaube an alles Gute und Edle zertrümmert worden ist — daß man nicht mehr überrascht wird von dem später eingetretenen Wahnsinn. — Es ist freilich nicht Jedermanns Sache, dieß nachzuempfinden, und so wird philiströse Plattheit immer in ihrem Rechte bleiben, wenn sie wenig oder nichts von alledem finden kann.

Das Gedichtchen „Urania" dagegen ist von so einfacher, natürlicher Empfindung und gibt dieser einen so völlig adäquaten, vollendeten Ausdruck, daß es immer zu den schönsten kleineren Gedichten deutscher Sprache zählen wird. Daß es nie gedruckt wurde, hat es wohl, wie alle diese Gedichte seinem zur Zeit seiner Entstehung allzupersönlich erscheinenden Inhalte zu verdanken.

Das letzte der vorliegenden Gedichte: „Nachtschwärmerey" zu deuten, haben wir uns vergeblich abgemüht.

Daß das Gedicht von Lenz eigenhändig geschrieben und als Brief an Goethe gerichtet ist, sowie daß es aus der Straßburger Zeit herrührt, darüber kann kein Zweifel sein. Ebensowenig

darüber, daß es ein schönes und vollgültiges Zeugniß für die Innigkeit und Aufrichtigkeit von Lenz' Liebe zu Goethe gibt. Räthselhaft aber sind die Anspielungen, die es enthält. Wer ist Albertine, wer Doris? Stände nicht durch die nachfolgenden Briefzeilen die Abfassung in Straßburg fest, so möchte man auf den ersten Blick geneigt sein, das Gedicht um 1780 zu stellen, Albertine auf die Waldner, Doris auf Cornelie Goethe-Schlosser zu deuten. Denn klar ist, daß Doris nicht sowohl Geliebte, als innig verehrte Freundin gewesen sein mußte. Der Ton der Leidenschaft spricht in der Erinnerung an Albertine, nicht in der an Doris. Da aber jene Deutung unzulässig, da höchst wahrscheinlich das Gedicht, wie wir in Anmerkung 4. zu demselben nachweisen, Ende 1775 geschrieben ist, so stehen wir vor einem unlösbaren Räthsel.

Denn was heißt dieß:

„Albertine,
„Du auch, die meiner Liebe Sayte
„Nie laut schallen hörtest, auch Dich,
„Auch Dich seh' ich, seegne Dich — war ich
„Denn ein Halbgott, Dich glücklich zu machen,
„Die Du durch all mein verzweiflungsvolles Bemühen
„Es nicht werden konntest — die Du vielleicht es wardst
„Durch Dich selbst — ach, die Du in Nacht mir
„Lange, lange drei furchtbare Jahre
„Nun versunken bist — die ich nur ahnde" — u. s. w.?

Der Zeit nach, die, drei Jahre zurückgehend, auf Ende 1772 deuten würde, könnte man an Friederike denken. Allein, wie soll man dann verstehen: „die meiner Liebe Sayte nie laut schallen hörtest", — da doch Lenz' Briefe an Friederike, nach den Briefen von Lenz an Salzmann (bei Stöber, Lenz und Friederike) zeigen, daß seine Liebe zu Friederike Erwiederung fand, und jedenfalls als solche wenigstens verstanden wurde. Auch will es uns dünken, als habe Lenz, wenn Friederike gemeint

war, dieß Goethe gegenüber unmöglich in dieser Weise ausdrücken können. Endlich scheinen die genannten Briefe an Salzmann mit Bestimmtheit darauf hinzuweisen, daß schon im Herbst 1772 Lenz' Verhältniß zu Friederike den Charakter einer besonneneren Freundschaft angenommen und daß er die Hoffnung und den Gedanken, Friederike sein zu nennen, aufgegeben habe. Keine Spur von einer unheilbaren Leidenschaft, von verzweiflungsvollen Bemühungen, sein Ziel zu erreichen, ist aus den späteren Briefen an Salzmann herauszulesen. Dieß Alles scheint zu der Annahme zu zwingen, daß nicht Friederike unter dieser Albertine gemeint sein kann. Wer aber sonst, darauf wissen wir freilich keine Antwort. Alles, was an Nachrichten von und über Lenz bis jetzt veröffentlicht vorliegt, gibt nicht die leiseste Aufklärung.

So harrt denn hier ein neues Räthsel in dem dunkeln Leben des Dichters des Aufschlusses, der nur von neuen Veröffentlichungen, hauptsächlich von Briefen von Lenz selbst zu erwarten ist. Möchte Herr Jegor von Sivers, der Sammler dieser Letzteren, mit der von ihm beabsichtigten Biographie von Lenz nur recht bald hervortreten, daß nicht etwa ein neuer Zufall, wie gerade bei Lenz schon mehrfach geschehen, auch diese Bemühungen für die Aufklärung von Lenz' Leben durchkreuze. Möchte andrerseits auch Herr von Maltzahn die von ihm seit Jahren betriebene Sammlung Lenzischer Gedichte zum Abschlusse bringen. Vielleicht wird es dann möglich, durch die Combination des durch diese beiden Sammlungen aus dem Nachlasse des Dichters und aus zerstreuten Veröffentlichungen an unbekannten Orten beigebrachten Neuen mit dem, was wir bis jetzt über Lenz wissen, sein Leben klarer zu überblicken.

Dann wird es auch möglich sein, ein wahreres und gerechteres Urtheil zu fällen über einen Mann, dem die Natur das Genie eines großen Dichters mitgegeben, den sie aber zugleich

in so unglückselige Lebensverhältnisse gestellt und solchen Schicksalen preisgegeben hatte, daß weder sein Dichtertalent wahrhaft reifen, noch sein Leben jene innere Besonnenheit und Stetigkeit gewinnen konnte, ohne welche auf die Dauer keine geistige Wirksamkeit möglich ist. Geringe Schuld zu endlosem Unglück ausgeschlagen, hat diesen wahrhaft tragischen Charakter einer Zeit zum Opfer fallen lassen, deren Wiedergeburt und innere Entwicklung er in bedeutendem Maaße gefördert hatte. Seine Fehler und Mängel springen leicht und scharf in die Augen: es wäre aber der Würde der Wissenschaft und einer historischen Betrachtung entsprechender, statt sie einseitig zu betonen, das Gute, das mit ihnen vergesellschaftet ist, anzuerkennen, und dem Dichter denjenigen Platz wieder einzuräumen, den er, bei allen seinen Mängeln, neben Goethe verdient. Denn auch dieser war in den 70er Jahren noch nicht der, als den wir ihn heute fast ausschließlich kennen. Lenz' Stern aber erlosch schon 1777 auf immer, und sein Leben lang hat ihm die Sonne inneren Glücks gefehlt, die der Dichtergenius in der Zeit seiner Reife bedarf, wie die Blume des Himmelslichtes, ohne das sie keine Blüthen zu treiben vermag.

Sollen wir zum Schluß noch Rechenschaft geben, auf welche Weise die nachfolgenden Lenz'schen Gedichte in den Jacobi'schen Nachlaß gekommen sind, so wissen wir darüber nur Vermuthungen zu geben. Denn keinerlei Angabe ist darüber im Nachlasse selbst zu finden gewesen.

Es läge nahe, an Goethe zu denken, der sie Jacobi mitgetheilt haben könnte. Allein gerade in den Jahren 1776—78 scheint die Verbindung Goethe's mit Jacobi sehr lau gewesen zu sein. Wenigstens enthält der Briefwechsel zwischen beiden keinen einzigen Brief aus jenen Jahren. Wir werden deßhalb der Wahrheit wohl näher kommen, wenn wir vermuthen, daß

wenigstens die späteren Gedichte durch J. G. Schlosser's Vermittlung in Jacobi's Besitz gekommen sind; um so mehr, als Schlosser, nachdem Lenz Weimar verlassen hatte, dessen nächster und fast einziger Freund war, und mit Jacobi durch die Vermählung mit Johanna Fahlmer, der Tante Jacobi's, später in sehr nahe und lebhafte Beziehung trat. Die „Nachtschwärmerey" mochte wohl noch von Goethe Jacobi mitgetheilt worden sein, da 1775 ihre Verbindung noch eine intime und lebhafte war. Existirte der Briefwechsel zwischen Jacobi und Schlosser und seiner Frau noch vollständig, so würden wir gewiß über diese Dinge und wohl über Lenz' spätere Schicksale überhaupt, an denen Jacobi sicherlich warmen Antheil genommen hat, manche Aufklärung erhalten haben, die nun leider fehlt. —

Daß wir die drei ersten Gedichte, welche schon gedruckt sind, noch einmal abdrucken, mögen bei zweien derselben die Varianten, beim dritten der verwandte Inhalt entschuldigen.

193.

In einem Gärtchen am Contade[1])

als der Dichter gebadet hatte, mit Bleyfeder auf eine Karte geschmiert.

Erlaube mir, du freundlichster der Wirthe,
Du Bild der Gottheit, daß ich diese Myrthe
Verflecht' in dein zerzoddelt Haar.
In deinem Gärtgen, das du selbst erzogen
Sing ich für dich, was hunderte gelogen,
Beatus ille — und was keiner war.
Für meine fünfzehn Sols nehm' ich die Stelle
Von dir auf eine Stunde ein. —
Denn sieh, ich komm' aus Aganippens Quelle
Und bin von jeder Sorge rein,
Von jeder Leidenschaft. In diesem Augenblicke
Schickt mich die Gottheit her, dir zuzusehn.
Ganz Herz und Ader[2]) für dein Glücke
Und find es unaussprechlich schön.

---

1) Schon gedruckt im Voß'schen Musenalmanach 1778, S. 122. — Der Eigenthümer des Gärtchens am Contade, einem Spaziergang in Straßburg, war vielleicht der Aktuar Salzmann. — Wir sind außer Stande, den etwas räthselhaften Inhalt des Gedichtes aufzuklären. Die Erklärung Gruppe's, der das Gedicht nach dem Musenalmanach in seinem Buche S. 310 abdruckt, scheint uns nicht das eigentlich Räthselhafte der Sache zu treffen. Seiner Würdigung des Gedichts können wir nur beipflichten. Auch Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim bringt das Gedicht S. 89.

2) Im Musenalmanach: „ganz Ader".

Das muß g e s u n g e n seyn. Da alles singet
In unsern Tagen, schwieg ich lang.
Die Freude, dacht ich, welche klinget
Verliert sich schneller als ihr Klang.
Doch deine stille Lust, die niemand neidet,
Die niemand fühlt als du allein und ich,
Wird die mit einem Lied umkleidet,
Erhöht vielleicht — verbessert sich.[3]
Was hält mich ab, mein Liedel dir zu zeigen?[4]
Ach du verstehst es nicht — doch zeig ich's hier
Den Bäumen, die wie du ihr Glück verschweigen.
Heut Abend sitz hieher, dann rauschen sie es dir.

---

[3]) Im Almanach: „Erhöhet und verbessert sich."
[4]) Im Almanach: „Dir dieses Lied zu zeigen."

194.

(An Minna.)[1]

Geduld und unerschrockner Muth
Beseelen mein getreues Blut;
Ich fürcht' mich nicht zu sterben.
Der Himmel kostet leiden hier,
Ich leide froh, kann ich von dir
Mir einen Blick erwerben.

Nur du verdienst, beglückt zu sein;
Drum will ich gerne Gram und Pein
In meine Brust verschließen.
Den Thränen will ich widerstehn;
Du Engel sollst sie niemals sehn
Auf meinen Wangen fließen.

Ach! traue deutscher Redlichkeit[2],
Die sich zu deinem Dienste weiht;
Und willst du sie belohnen,
So müsse Tag und Nacht der Schmerz
Dir fremde seyn, und Lust und Scherz
Dein schönes Herz bewohnen.

Alsdenn mein Kind ist alles gut,
Alsdenn so mag mein junges Blut

---

[1]) Ohne Ueberschrift. Schon gedruckt im Voß'schen Musenalmanach 1778 S. 46, unter der Aufschrift „An Minna". Auch bei Gruppe S. 87. und bei Stöber, S. 87. Ohne Varianten.

[2]) Dies Hervorheben deutscher Redlichkeit scheint uns dafür zu sprechen, daß dies Gedicht an Frl. v. Waldner, die Französin von Geburt war, gerichtet ist.

Für dich die Erde färben.
Es ist mir sonst nichts fürchterlich,
Als dich betrübt zu sehen, dich!
Viel sanfter thuts zu sterben.

Drum fleh' ich, heitre dein Gesicht,
Ich scheue Höll' und Himmel nicht
Bleibt mir dein Auge offen.
Wenn du vergnügt und glücklich bist
Und ständ' ich auf dem Richtgerüst,
So ist mein Ziel getroffen.

Und wär ich in der Sklaverey,
Und hätte nur den Trost dabey,
Für dich, für dich zu leiden,
Und wär' ich jenseits über'm Meer,
Und wüßt', daß Minna glücklich wär,
Doch wär ich zu beneiden!

Nur sie, nur sie muß glücklich seyn,
Nur sie, nur sie verdients alleyn,
Und ging die Welt zu Grunde!
Ich selber mit! O wie so schön
Würd' ich alsdenn zu Grunde gehn!
Schlag bald, du schöne Stunde!

195.

Unser Herz.[1])

Kleines Ding, um uns zu quälen
Hier in diese Brust gelegt,
Wüßte mancher was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen.

---

[1]) Schon gedruckt im Voß'schen Musenalmanach 1777 S. 28, auch bei Gruppe S. 86 und bei Dorer-Egloff S. 134, aber verändert, nicht eben verbessert. Uns scheinen diese Aenderungen nicht von Lenz selbst herzurühren und zum Theil aus der Absicht entsprungen zu sein, die persönlichen Beziehungen des Gedichts zu verbergen.

Es lautet im Almanach wie folgt:

An das Herz.

Kleines Ding, um uns zu quälen
Hier in diese Brust gelegt!
Ach, wer's vorsäh', was er trägt,
Würde wünschen, thätst ihm fehlen.

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein!
Und wie Augenblicks vergelten
Sie ihm jede Lust mit Pein.

Ach, und weder Lust noch Qualen
Sind ihm schrecklicher als das:
Kalt und fühllos! O ihr Strahlen,
Schmelzt es lieber mir zu Glas!

Lieben, hassen, fürchten, zittern,
Hoffen, zagen bis in's Mark,
Kann das Leben zwar verbittern;
Aber ohne sie wär's Quark.

Deine Schläge, wie so selten
Mischt sich Lust in sie hinein
Und wie sind sie schnell, mit Pein
Jede Lust ihm zu vergelten.

Dennoch, weder Lust noch Qualen
Wär weit schröcklicher als das.
Lieber schmelzt mein Herz zu Glaß,
Meines Schicksals heiße Strahlen,

Lieben, haßen, streben, zittern
Hoffen, zagen bis ins Mark.
Ach das Leben wär ein Quark
Thätest du es nicht verbittern.

196.

Urania.[1])

Du kennst mich nicht,
Wirst nie mich kennen,
Wirst nie mich nennen
Mit Flammen im Gesicht.

Ich kenne dich
Und kann dich missen —
Ach mein Gewissen
Was peinigest Du mich?

Dich missen? Nein,
Für mich geboren —
Für mich verloren?
Bei Gott es kann nicht seyn.

Sey hoch dein Freund
Und groß und theuer —
Doch, ist er treuer,
Als dieser, der hier weint?

Und dir mißfällt — —
Oh Nachtgedanken!!
Kenn' ihn, den Kranken,
Sein Herz ist eine Welt.

---

1) Von Lenz mit dem vorhergehenden „Unser Herz" auf ein gerändertes Oktavblättchen geschrieben — eigenhändig, wie uns scheint. Wenigstens hat die Schrift viel Aehnlichkeit mit der Hand, die die Nachtschwärmerey (s. unten) schrieb, und die bestimmt Lenz angehört. Ueberhaupt sind sämmtliche Gedichte von ähnlicher, doch etwas verschiedener Hand geschrieben. Wir sind geneigt, sie für eigenhändig geschrieben zu halten. Da wir aber Lenz' Handschrift zuverlässig nur aus der einen „Nachtschwärmerey" kennen, so wagen wir nicht zu entscheiden, ob die vorhandenen Differenzen der Ungleichheit einer und derselben oder verschiedenen Handschriften zuzuschreiben seien.

197.

Auf eine Papillote;

welche sie mir im Conzert zuwarf.

Meynstu mit Zucker willst du meine Qual versüßen
Mitleidig göttlich Herz! wie wenig kennstu sie?
Wenn sich nach Mitternacht die nassen Augen schließen
Schläft doch mein Herz nicht ein, es wütet spät und früh.
Vor Tage lieg ich schon und sinn auf mein Verderben
Und straffe mich oft selbst und nehm' mir Tugend vor
Und kämpf und ring mit mir und sterb und kann nicht sterben,
Weil mich mein Unstern nur zum Leben auserkohr.
Ich soll dich sehn und fliehn? Dein Lächeln sehn und meiden?
Und du verstehst es wohl, wo mir's am wehsten thut.
Du haßest meine Ruh, es scheint dich freut mein Leiden
Du wünschst es größer noch, es scheint du willst mein Blut.
So nimm es göttliche! ein kleines Federmesser
Eröfnet mir die Brust, wie sanft würd es mir thun?
Ach thus, durchbor mein Herz, gewiß dann wird mir besser,
In deinen Armen will ich dann vom Leben ruhn.
Ach welche Süssigkeit! von Lieb und Wollust trunken
Schläft dann mein mattes Haupt von seiner Unruh ein
Auf deinen süßen Schooß verliebt herabgesunken
Und büßet sterbend noch die Ursach seiner Pein.
Ja thus! von deiner Hand wie kann der Tod mich schröcken,
Es ist das größte Glück, das ich erhalten kann.
Ein Stoß, so ists geschehn: wie süß wird er mir schmecken,
Ein kleiner Stoß und dann geht erst mein Leben an
Dann will ich zärtlich dir als Geist zur Seite schweben,
Dann wehrt es niemand mir, du selber wehrst es nicht;
Dann darf ich ungescheut dem Munde Küsse geben,
Der so verführisch lacht und so bezaubernd spricht.

Dann darf so lang ich will mein Auge nach dir sehnen
Dann hasch ich deinen Blick und schließ ihn in mein Herz.
Dann wein ich, wenn ich will, und niemand schilt die Tränen,
Dann seufz ich, wenn ich will, und niemand schilt den Schmerz.
Dann will ich dir im Traum zu deinen Füssen liegen
Und wachend horch ich auf, wie dirs im Busen schlägt.
Bistu vergnügt, o Glück! so theil ich dein Vergnügen,
Wo nicht, so theil ich auch was dir Verdruß erregt.
Dann mein unschätzbar Gut! dann straft mich das Gewissen
Für meine Liebe nicht, nur dann, dann steht mirs frey,
Dann fühl ich keinen mehr von den verhaßten Bissen
Als ob ich Frevler Schuld an deiner Unruh sey.
Dann bistu meiner loß, nicht wahr du bist es müde
Von mir gekränkt zu seyn, dann weißtu es nicht mehr
Was mich schmerzt oder nicht, dann hast du ewig Friede
Denn nach dem Tode rührt mein Schmerz dich nicht so sehr.
Selbst ach! dein Glück verlangts, ich fühl es, ach! mit Zittern,
Daß ich im Wege bin — so thu es beste Hand!
Ich muß mir täglich nur das Leben mehr verbittern,
Und thust du's nicht — dann Gott! erhalt mir den Verstand! —

198.

(An Seraphine.)[1]

Von dir entfernt, dir immer nah,
O du mein Leben, Seraphine,
Ist das ein Traum was mir geschah?
Mich tröstet, daß ich's nicht verdiene?
Nein selbst dein Zorn verschönert dich
Und ist das höchste Gut für mich.
In dieser Einsamkeit, des kurzen Lebens müde
Das ich doch nicht verlieren kann,
Da schenkst nur du, mein Glück! dem bangen Herzen Friede
Das dich auf ewig lieb gewann.
Wie, wer verbietet mirs, wer kann es mir verbieten?
Ist das ein Laster, Götterbild!
Von dir gerührt zu sein? Wer kann sein Herz behüten
Wenn selbst der Himmel nicht solch eine Neigung schilt
Nein Göttliche! solch eine Lieb ist Pflicht,
Für die will ich mein Blut verströmen,
Man kann mir zwar das Leben nehmen,
Doch meine Liebe ewig nicht.
Ich kenne dich nicht erst von heute,
Ich kenne dich von jeder schönen Seite
Ich bete, denk ich noch daran,
Dank, Sehnsucht, Tränen in den Blicken
Den, der dich schuf, mit heiligem Entzücken
Und dich, sein schön Geschöpfe an.
Ach wieviel Glück ist selbst in diesen Tränen,
Nach wem kann sich mein Herz sonst sehnen

---

[1]) Ohne Ueberschrift, die wir ergänzt haben. Es steht durchgestrichen darüber geschrieben: „Dis ward den Abend vor dem Duell geschr." —

Als nur nach dir und stets nach dir
Und dies — nur dies — verbeut man mir?
Dis reine Feuer macht ein Bube sich zu rächen
Mir zu dem schwärzesten Verbrechen?
Und du mit ihm? Du die Gerechtigkeit
Die Güte selbst? War es Verwegenheit
Dich anzusehn? Gott ist es eine Sünde
Wenn ich in dir den Himmel finde
Mit aller seiner Seeligkeit.
Schiltst du ein Kind, das dir die Hände küßt,
Dafür, daß du ihm freundlich bist.
Hast du mich je in den beglükten Stunden,
Da ich noch nicht verstoßen war,
Wohl anders als ein Kind gefunden,
Und worin lag denn die Gefahr?
Ach Seraphine, Seraphine,
Es tödtet mich, daß ich das nicht verdiene.

199.

Nachtschwärmerey. [1])

Ach rausche, rausche heiliger Wasserfall,
Rausche die Zeiten der Kindheit zurück in mein Gedächtnis,
Da ich noch nicht entwöhnt von deinen Brüsten,
Mutter Natur, mit dankbar gefühliger Seele
Dir im Schoos lag, dich ganz empfand.
Schämst du dich, Wange, von jenen Flammen zu brennen,
Schämst du dich, Auge, von jenen geheimen Zären,
Jenen süßen, süßesten aller meiner Zären
Wieder still befeuchtet zu werden?
Nein so hab ich, so hab ich die Menschheit
Noch in der wilden Schule der Menschen,
Nein so hab ich sie noch nicht verlernt,
Kann gleich mein Geist mit mächtigem Schwunge
Unter die Sterne sich mischen, die damals
Nur als freundliche Funken mich ganz glücklich
Ganz zum Engel lächelten.
Aber itzt steh' ich, nicht lallendes Kind mehr
Itzt steh ich dar ein brennender Jüngling
Blöße mein Haupt vor dem Unendlichen
Der über meiner Scheitel euch dreht,
Dank ihn, opfr' ihm in seinem Tempel
All meine Wünsche, mein ganzes Herz.
Fühle sie ganz, die große Bestimmung,
All diese Sterne durchzuwandern
Zeuge dort seiner Macht zu seyn.
O wann wird er, wann wird er, der glücklichste der Tage
Unter allen glücklichen meines Lebens,
Wann bricht er an, da ich froher erwache

---

[1]) Von Lenz eigenhändig.

Als ich itzt träume — o welch ein Gedanke,
Gott! — noch froher als itzt! ist's möglich,
Hast du soviel dem Menschen bereitet?
Immer froher — tausendmal tausend
Einen nach dem andern durchwandern und — immer froher
O da verstumm ich — und sink in Nichts.
Schaffe mir Adern du Allmächtiger dann! und Pulse,
Die dir erhitzter entgegenfliegen,
Und einen Geist, der dich stärker umfaßt.
Herr! meine Hoffnung! wenn die letzte der Freuden
Aus deiner Schaale ich hier gekostet
Ach dann — wenn nun die Wiedererinnerung
Aller genossenen Erdenfreuden
Unvermischt mit bitterer Sünde,
Wenn sie mich einmal noch ganz überströmt
Und dann, plautz der Donner mir zu Füßen
Diese zu enge Atmosphäre
Mir zerbricht, eine Bahn öffnet, weiter —
In deinen Schooß Unendlicher:
Ach wie will ich, wie will ich alsdenn dich
Mit meinen Glaubensarmen umfassen
Drücken an mein menschliches Herz.
Laß nur, ach laß gnädig diesen Antheil von Erde
Diese Seele von Erde mich unzerrüttet,
Ganz gesammelt dir darbringen zum Opfer
Und dein Feuer verzehre sie. —
Ach dann seht ihr mich nicht mehr, theure Freunde,
Lieber Göthe! Der Freunde erster,
Ach dann siehst du mich nicht mehr.
Aber ich sehe dich, mein Blick dringt
Mit dem Strahl des Sterns, zu dem ich eile,
Noch zum letztenmahl an dein Herz,
An dein edles Herz. — Albertine
Du auch, die meiner Liebe Sayte
Nie laut schallen hörtest, auch dich
Auch dich seh ich, seegne dich — war ich
Denn ein Halbgott, dich glücklich zu machen,
Die du durch all mein verzweiflungsvoll Bemühen

Es nicht werden konntest — die du vielleicht es wardst
Durch dich selbst — ach, die du in Nacht mir
Lange, lange drey furchtbare Jahre
Nun versunken bist — die ich nur ahnde —
Euch mein Vater und Mutter — Geschwister
Freunde, Gespielen — fort zu vielfache Bande
Reißt meine steigende Seele nicht wieder
Nach der zu freundlichen Erde hinab. —
Aber ich sehe dich dort, meine Doris
Oder bist du vielleicht — trüber Gedanke!
Nein du bist nicht zurückgekehrt.
Nein ich sehe dich dort, ich will in himmlischer Freundschaft
Mit dir an andern Quellen und Büschen,
Sternenkind! ach wir wollen wie Kinder
Hand in Hand dort spazieren gehn!
Aber Göthe — und Albertine —
Nein, ihr reißt mich zur Erde hinunter,
Grausame Liebe! ihr reißt mich hinunter
Reißt denn geliebte! reißt, denn ich folge
Reißt — und macht mir die Erde zum Himmel.

(Auf der Rückseite desselben Quartblattes, in 2 Octavhälften gebrochen, steht Folgendes:)

Hier mein Bruder [2]) ein Brief, den ich Dir schicken muß, warm wie er aus dem Herzen kommt, Dich wird das Porto

---

2) Daß Gedicht und Brief an Göthe gerichtet sind, scheint uns außer Zweifel zu sein. Jacobi stand mit Lenz in keinerlei direkter Verbindung, wenigstens ist nicht die mindeste Andeutung einer solchen in Briefen oder sonstwie vorhanden. Wir erinnern uns sogar seinen Namen von Jacobi nirgends außer in den ersten Briefen an Göthe gelesen zu haben. Wie sehr Lenz' Herz an Göthe hing, zeigt dieser Brief auf's Deutlichste. Die Art wie sich Göthe über ihn im 14. Buche von Wahrheit und Dichtung äußert, kontrastirt auf eine Weise damit, die Göthe'n nicht zum Vortheile gereicht. Als er jene Stelle schrieb, mochte er vergessen haben, daß nicht absichtliche Toll-

nicht dauren, lieber, obschon kein Geschäft darinnen ist, außer eine Commission von Hafner [3]) der mich lange gebethen hat. Ist doch uns kein höher Glück auf der Erde gegönnt, als uns zu unterreden — mir ists das höchste. Denn alle meine Wirksamkeit ist für andre — aber mein Gefühl für Dich und einige Lieben ist für mich. Warum giebst Du uns denn nicht Neuigkeiten von Dir. Haben genug in unsern Briefen itzt von meinen Schmieralien gesprochen nun laß mich wieder ausgehn von dem kleinen Dreckhaufen Ich und Dich — finden

Lenz.

(Auf der 2ten Hälfte der Seite.)

Ich habe viel in der Societät [4]) zu überwinden, auf einer Seite ists Unglauben, Zerrüttetheit, vagues Geschnarch von Bel-

---

heit oder gar Schlechtigkeit, sondern nur eine krankhafte Reizbarkeit Lenz' schuld gegeben werden konnten — eine Reizbarkeit, die eine unheilvolle Mitgabe der Natur war, die aber erst durch unselige Schicksale gesteigert den Unglücklichen, man möchte sagen, wie mit Gewalt zum Wahnsinne brachte. Gab es je einen Menschen, dessen Leben und Wesen tragisch zu nennen war, so ist es Lenz, dessen Fehler und Schuld an sich gering, in ihren Folgen durch unglückliche Verhältnisse schreckhaft vergrößert, ihn in die Nacht des Wahnsinns stürzten, aus der er nur erwachen sollte, um noch schrecklicher, in Elend und Vergessenheit zu enden.

[3]) Gemeint ist hier ohne Zweifel Dr. Isaac Haffner, geb. 1751, gest. 1831 zu Straßburg, der Theologe, der auch zur Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache in Straßburg gehörte. Vgl. Stöber, der Actuar Salzmann, Frkft. 1855 S. 30.

[4]) Ob mit dieser „Societät" die alte, schon in den 60er Jahren von Salzmann gegründete „Gelehrte Uebungsgesellschaft" oder die am 2. Nov. 1775 auch durch Salzmann unter dem Namen „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" erneuerte gemeint ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Doch scheint uns letzteres wahrscheinlicher. Denn Lenz war in der neu konstituirten Gesellschaft besonders thätig und die Aeußerung macht

literatur, wo nichts dahinter ist als Nesselblüthen: auf der andern steife leise Schnakenmoralphilosophie die ihren großmütterlichen Gang fortkriecht, daß ich oft drüber die Gedult verlieren möchte. Da konnte Götz nicht durchbringen, der beyden gleich abspricht. Daher fing ich an ut vates den Leuten Standpunkt ihrer Religion einzustecken, das itzt unter viel Schwürigkeiten vollendt ist, die Erfolge wird die Zeit lehren. Und nun stürm ich mit Ossians Helden hinein das alte Erdengefühl in ihnen aufzuwecken, das ganz in französische Liqueurs evaporirt war. Daß wirs ausführen können, was ich mit ganzer Seele strebe, auf Heyd und Hügel Deine Helden wieder naturalisiren.

Addio.

---

ganz den Eindruck, als stamme sie aus der ersten Zeit seiner Thätigkeit für die Gesellschaft, als diese für die neuen Anschauungen erst noch gewonnen werden mußte. Auch andere Gründe sprechen dafür, den Brief nicht früher zu datiren. Die Anspielung auf Ossians Helden, mit welchen er darauf los stürmen wolle, spricht für 1775, in welchem Jahr in der Iris sein „Ossian fürs Frauenzimmer" erschien (Iris 1775 Bd. 3—8). Ebenso hat der Schluß „Deine Helden wieder zu naturalisiren" auf Göthe bezogen, doch wohl nur einen Sinn nach dem Erscheinen von Götz und Werther, also nicht vor 1774. Denn vorher konnte von einer Absicht, Goethe's Helden in der literarischen Welt heimischer zu machen, nicht gesprochen werden. —

200. [1])

(von Lenz eigenhändig auf die beiden Seiten eines Quartblatts geschrieben)

(vordere Seite:)

Für Wagnern

Es giebt zweyerlei Art Gärten, eine die man beym ersten Blick ganz übersieht, die andere, da man nach und nach wie in der Natur von einer Abwechselung zur andern fortgeht. So giebt es auch zwey Dramata, meine Lieben, das eine stellt alles auf einmahl und aneinander hangend vor, und ist darum leichter zu übersehen, bey dem andern muß man auf- und abklettern, wie in der Natur. Wenn nun die Rauhigkeit der Gegend die Mühe nicht lohnt, so ist das Drama schlecht, sind aber die Sachen, die man sieht und hört, wohl der Mühe werth seine Phantasey ein wenig anzustrengen, dem Dichter im Gang seiner vorgestellten Begebenheiten nachzufolgen, so nennt man das Drama gut. Und ist die Aussicht, die er am Ende des Ganges eröfnet von der Art, daß unsere ganze Seele sich darüber erfreut und in ein Wonnegefühl geräth, das sie vorher nicht gespührt hat, so ist das Drama vortreflich. Das ist die Theorie der Dramata.

(auf der Rückseite des Blattes:)

Eine kleine Danksagung will ich hier noch anhängen an den Verleger des Neuen Menoza, daß er ihn wenigstens sauber ausgemustert und stafiert im Federhut und Escarpins nach der neuesten Mode unter die Leute zu bringen gewußt hat. Obschon

---

[1]) Nach der Anspielung auf das Erscheinen des „Neuen Menoza“ muß dieß Blatt wohl Ende 1774 geschrieben sein; denn der „Neue Menoza“ erschien in der 2ten Hälfte des Jahres 1774.

das Morgenländische, das Romantisch-Abstehende mit unsern Sitten, wie wohl nicht sehr schwer zu errathen seyn dürfte, seine beste Seite seyn soll und die Einbildungskraft des Vignettenschneiders, meiner Meinung nach, der Einbildungskraft des Dichters nicht mit Orden und Stern zu Hülfe zu kommen brauchte. Hätt' er ihn doch lieber in Tartarischer oder Irokesischer Kleidung aufgestellt als in einem Jack der jedermann irre an ihm machen muß.

Alphabetisches Register
sämmtlicher Briefe der Sammlung.

(I bedeutet den ersten, II den zweiten Band.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß.

Band I Seite 10 Zeile 18 von unten lies „Briefe Jacobi's an Goethe".
„ „ „ 32 „ 11 „ oben setze hinter „Hirn" ein Ausrufezeichen.
„ „ „ 83 „ 14 „ unten lies „Jahrhundert" statt „Jahr".
„ „ „ 89 „ 9 „ „ füge nach „Starb jung" den Zwischensatz ein: „nachdem er, schon auszehrend, über ein Jahr in Jacobi's Hause zu Pempelfort gelebt hatte".
„ „ „ 97 „ 14 „ „ lies „Fichte's statt „Fr. Nicolai's" Werke.
„ „ „ 99 „ 11 „ oben lies „Fähigkeit wegen".
„ „ „ 100 „ 17 „ unten lies „Biester„ statt „Brester".
„ „ „ 102 „ 3 „ oben lies „vor" statt „von".
„ „ „ 150 „ 17 „ „ lies „la" statt „le".
„ „ „ 204 „ 3 „ „ lies „Brown" statt 13 rown (?)".
„ „ „ 207 „ 9 „ „ lies „den" statt „der".
„ „ „ 216 „ 15 „ „ lies „wünschte" statt „wünsche".
„ „ „ 222 „ 14 „ „ lies „Neeb's 3)" statt „Neeb's".
„ „ „ 321 „ 19 „ „ setze zu „Lafered" als Anmerkung 2: „Damals französischer Gesandter in Berlin".

Band II Seite 60 Zeile 2 von unten lies „S. 207 ff." statt „249 ff.".
„ „ „ 63 „ 11 „ oben lies „Lauten" statt „Leuten".
„ „ „ 77 „ 1 „ oben lies „enthielt" statt „erhielt".
„ „ „ 140 „ 5 „ unten lies „nur" statt „nun".
„ „ „ 144 „ 10 „ oben lies „Platon" statt „Platen".
„ „ „ 150 „ 10 „ unten lies „Bokey" statt „Bakey".

Jacobi, Friedrich Heinrich,

Aus F. H. Jacobi's Nachlaß Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere.
Nebst ungedruckten Gedichten von Göthe & Lenz. Herausgegeben von Rudolf Zö
ppritz
Bd.: 2

Leipzig 1869